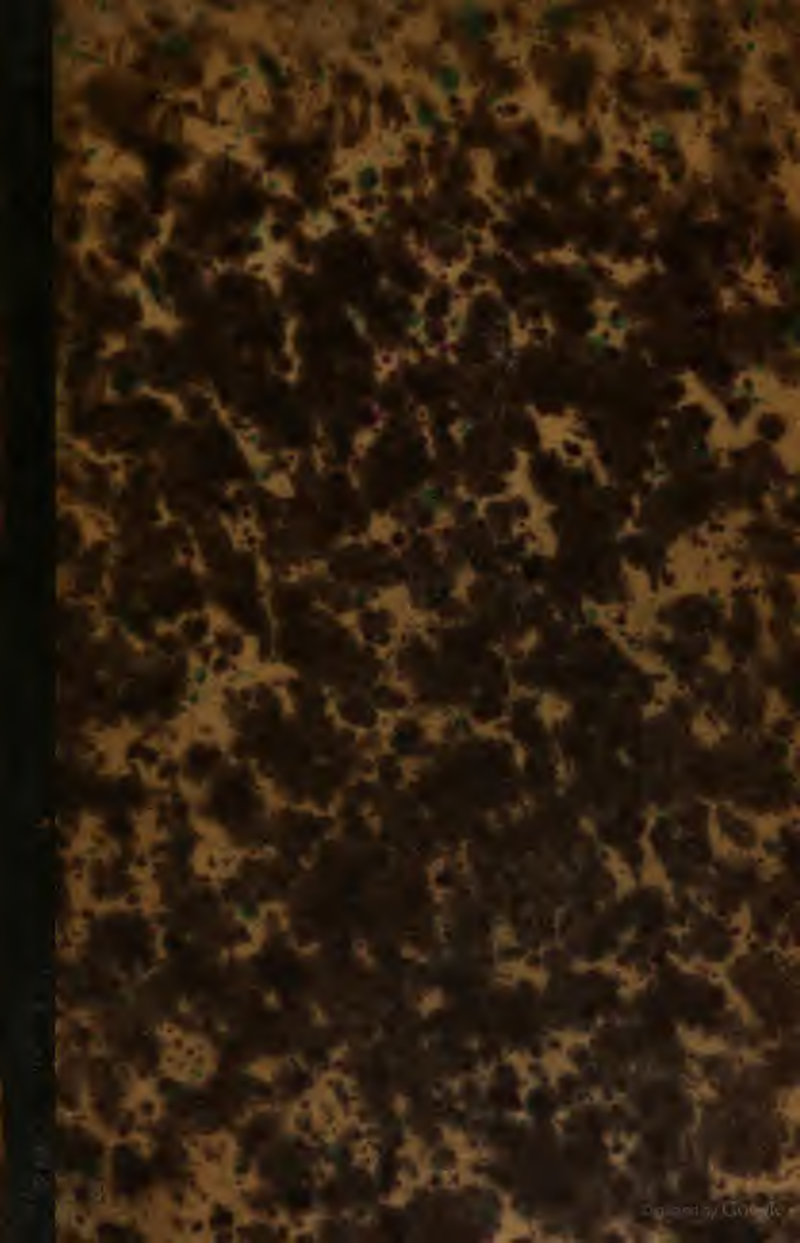


Gutzkow

<36604520250010

Die schöneren Stunden.

Die schöneren Stunden.

Rückblicke

von

Karl Gutzkow.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1869.



Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

Daß es auch einst im großen Leben der Menschheit schönere Stunden gegeben haben sollte, als die unsrigen, dürfen wir selbst einem Schiller gegenüber, der diese Ansicht in seinem Zuruf: „An die Freunde“ feststellen wollte, bestreiten.

Im Leben jedes Einzelnen jedoch verklärt der abendliche Glanz der Sonne, der schon lange unsre nächste Umgebung, unser sich schon dunkelndes nächstes Mühen und Sorgen nicht mehr trifft, alles in der Ferne Aufragende, verklärt die Berge, auf deren waldigem Rücken sich der Knabe tummelte, den Kirchthurm, um dessen Spitze er mit Verzweiflung den Kampf seiner Tauben mit dem Habicht verfolgte... An die Stelle der Tauben sind andere Dinge getreten, die man gehegt und gepflegt, die Ideale — dann schon seit lange nur noch die Interessen. Mit den Gefahren, denen sich die letzteren täglich aussetzen müssen, haben die schöneren Stunden aufgehört.

Wenn der Verfasser in dieser Sammlung nicht blos Jugendeindrücke, sondern auch einzelne Lichtmomente aus den Erfahrungen des reiferen Alters giebt, so sind letztres eben Stunden, die nicht blos die Erinnerung verschönte, sondern die sogleich an der Quelle des Genusses als wirkliche schönere Stunden empfunden wurden, Eindrücke, von einer Reise heimgebracht, von einer Begegnung mit einem berühmten Namen, von einem Nationalfest, wie wir deren einige auf Anlaß von Geburtstagen unsrer großen Geister, die hundertjährig geworden, in unvergeßlicher Erregung und Hingebung feierten.

Auch die gelegentliche Vertheidigung Julians des Abtrünnigen gegen David Strauß und ein „Versuch" (Essay) über die Ewige Jüdin durfte sich in diesem Sinne hier einreihen lassen, jene, weil sie (abgesehen von den „schöneren Stunden" des Heidenthums, die Julian wiederherstellen wollte) zuerst in einem Jahrbuch für die Schillerstiftung, diese mit so schönen und überwiegend erfüllten Hoffnungen begrüßte Nationalschöpfung, erschien; dieser, weil der novellistische Rahmen desselben ebenfalls von einer den — schöneren Stunden gewidmeten Form der Geselligkeit hergenommen ist. Selbst die kleinen Nekrologe, die man eingestreut finden wird, entbehren vielleicht jener Farbe

und Stimmung nicht, jener Beleuchtung, die wir als das „Geheimniß der Reminiscenz" schätzen gelernt haben. Und vollends Lessing nur zu nennen, heißt, an die schöneren Stunden unsrer Literatur erinnern.

Möge die nachsichtige Theilnahme, die bereits mancher dieser Aufsätze, als er allein erschien, gefunden hatte, sich erneuern beim Wiederbegegnen desselben in einer Verbindung, die vielleicht für die durch den Titel ausgedrückte einheitliche Stimmung einen Widerhall auch in den Erinnerungen aus dem Leben unsrer freundlichen Leser und Leserinnen selbst hervorruft.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Peschiera 1
Ein Besuch bei Cornelius in Rom 33
Eine Besteigung des Vesuv 33
Antike Romantik? 62
Die ewige Jüdin 96
Ein ländliches Fest 164
Schillerfestspruch 189
Körnerfestspruch 199
Lessing und Emilia Galotti 214
Hofrath Teichmann 233
Heinrich Meidinger 241
Ein Besuch in Coppet 254
Zwei Gefangene 291

Peschiera.

„Wie erreich' ich das Dampfboot, das von Riva den Gardasee befährt?"

„Mit dem Omnibus, Herr! Er geht in der Nacht ab, um zwei Uhr. Um halb zwei werd' ich Sie wecken!"

Es war noch deutsche, nicht italienische Zeitrechnung.

Schon halb zwei Uhr Nachts wieder aufstehen und weiterfahren, *wenn man*, bestäubt und ermüdet, Abends erst *um Zehn in* Roveredo angekommen ist —!

Es half *aber* nichts. „Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht!"

Vor fünfundzwanzig Jahren hatt' ich dieselbe Fahrt an den schönen See gemacht, den die Erinnerungen an den noch schöneren Comersee lange schon verdrängt hatten.

Doch erkannte ich das Wirthshaus von Roveredo, die Betten von Maisstroh, die ersten Berührungen mit italienischem Sein und Leben, mit Flöhen und Trink=

geldern wieder, untersuchte Riegel und Schloß und legte mich zur Ruhe, um schon nach drei Stunden wieder geweckt zu werden. Die Kritik muß man jetzt jenseits der Berge lassen. Ich nahm den Bleistift, strich in Ernst Förster's „Reisehandbuch" bei Roveredo ein nicht vorhandenes Wirthshaus „La Rosa" aus, schrieb dafür „Corona und Post" hin und sagte mir: „Jetzt nimm alles von der freundlichsten und besten Seite! Selbst diese groben Leintücher, mit denen du dich zudeckst! Selbst diese stinkenden Talgkerzen, die du eben auslöschst! Selbst nach drei Stunden deine zu erwartende Rechnung! Es ist — Italien! Laß jene Correctur Förster's deine letzte Splitterrichterei sein!"

Um halb zwei Uhr Nachts kam ich dann auch über alles hinweg, was sich noch nicht recht fügen wollte — über die leider mit wachenden Augen zugebrachten drei Stunden der Nacht, über die Ermüdung in allen Gliedern, über die mir schon bekannte Naivetät Italiens, wo der Hotelier zu gleicher Zeit der Kellner, der Hausknecht, der Koch und der Lohnbediente seiner „La Rosa" oder richtiger seiner „Corona" ist und für jede dieser vier Hypostasen seiner Persönlichkeit eine eigene Bezahlung verlangt — ich fuhr in Nacht und Grauen von dannen, ganz einverstanden damit, daß auch jenseits der Alpen am 24. April 1858 eine Nacht noch bedeutend kalt sein durfte.

Sie war es nicht wenig und mußte es noch mehr in den rauhen Felsschluchten werden jenseit der Etsch, die man früher mit einer Fähre, jetzt — und da wollte Italien nicht mehr die Oesterreicher haben — auf einer Brücke passirt. Nur der Omnibus schien mir noch ziemlich reformbedürftig zu sein.

Denn nie ist mir ein wunderbareres Glas vorgekommen als rings in den Fenstern des nach allen Seiten hin offenen Omnibus von Roveredo nach Riva. Die Pferde sprengten im Galopp, ich, der einzige Passagier, flog in dem Wagen hin und her, zehn Scheiben in ihren Rahmen nicht minder und doch zerklirrten sie nicht. In tausend Trümmer wird das gehen! dacht' ich bei den ersten hundert Schritten und alle Nerven zitterten bei der Musik, die diese lockern Fenster aufführten. Wir kamen aber wohlbehalten um sechs Uhr mit der hinter dem Monte Baldo schon aufgegangenen Sonne in Riva an; wir waren ganz, kein Glied, keine Scheibe war zerbrochen auf dieser Postroute, die ich allerdings den Reformen Victor-Emanuel's empfehlen würde, wäre nicht Riva dem Hause Habsburg verblieben.

Der Gardasee ist in seiner Nordspitze von hohen, düstern, kahlen Felsen umgeben. An Torbole, wo ich vor fünfundzwanzig Jahren die ersten in Oel gesottenen Fische aß, ging's vorüber nach Riva, das sich als ein kleines

Städtchen von jenem Gemisch schweizerischer und italienischer Sitten zeigte, das darum keineswegs eine Annäherung an die Boulevards von Paris ausschließt. Die Bewohner dieser italienischen kleinen Städte gehen lieber barfuß als beschuht, aber eine Reihe stolzer Arkaden versagen sie sich nicht, an deren Pfeilern blau- und weißcarrirte Gardinen flattern, unter denen einige alte Tische und Schemel stehen und ein Mann in Hemdärmeln sich als Restaurant und Cafétier wie nur auf dem Boulevard des Italiens offenbart und dir in einer beulenzerdrückten blechernen Kanne aus einem halbdefecten und halbzerbogenen Schnabel einen am Feuer gekochten dicken Kaffee — nicht etwa selbst credenzt, sondern durch einen Giacomo, Peppo oder Battista, einen Burschen von zehn Jahren, nicht selten mit einer weißen Kochmütze, credenzen läßt. Und die Fuhrleute, die Eseltreiber, die Gebirgsbauern sitzen um dich her wie dir vollkommen ebenbürtige Granden; sogar die „Gazetta di Milano“ kannst du in Riva zu lesen bekommen und dich freuen, wie zwischen den Monarchen soviel Einigkeit herrscht; schon wieder war ein deutscher Fürst in Paris bei Napoleon III. und alle huldigten dem Manne der Ordnung und dem geschworenen Feinde der Anarchie.

Riva am Gardasee erwacht allmählich aus seinem Schlummer. Da und dort fliegt eine nie angestrichen ge-

wesene Jalousie in einem alten Gemäuer auf. Matronen mit grauem Haar — italienische Matronen, den Macbeth-hexen nicht unähnlich! — stecken einen wahren Dennerkopf in die frische Morgenluft, die sich schon durch die Sonne erwärmt, die immer höher und höher über den Schnee des Monte Baldo herüberlugt. Im kleinen Hafen braust schon der Dampfer „Benaco"; ein Polizeisoldat, mit der Flinte auf dem Rücken, bewacht ihn vor dem Einbringen etwaiger Contrebande lokalsteuerpflichtiger Gegenstände; ebenso mürrisch ist er wie die Bewohner von Riva, die sich allmählich den Gewerben, besonders dem Schuster- und Schlosserhandwerk, dem Flicken von Netzen und alten Jacken, dem Verkauf von Zwiebeln und Knoblauch, ergeben. Die Zahl der grauhaarigen Matronen mehrt sich. Hier und da schießt ein Wägelchen zum Hafen nieder von den Bergeshöhen und entladet Passagiere an der kleinen Brücke, die uns endlich, endlich auf den „Benaco" lassen wird.

Der kleine Duodezdampfer wird gelichtet. Die Honoratioren der Equipage sind einige Offiziere, ein Weltgeistlicher, ein Kapuziner. Die beiden letztern schienen sich nicht als Kameraden zu betrachten. Der eine sah stumm auf den Monte Baldo, der andere auf den Monte Tremalgo. Ich genoß die köstlichste Frühlingsluft und ergötzte mich an den Uebergängen in der Farbe des Sees

Hier, wo ihn die jetzt von den Bergen herabstürzenden Schneegewässer noch unmittelbar speisen, ist er tiefdunkelblau; je weiter nach Süden, wird die Farbe heller und heller und geht zuletzt in das reinste Bronzegrün über. Noch aber waren die Ufer hoch und schroff. Ich erinnerte mich des Wasserfalls von Ponale, dessen Höhe ich vor Jahren erklomm, in einer engen Schlucht, wo sich in den Donnersturz des Wassers das Rauschen einer Mühle mischte und das Schieferdach des Müllers nie trocken wurde, die Kinder der Müllerin mit ihren Ziegen immerfort in einem sprühenden feinen Regen spielten, an den nassen Wänden die üppigste Flora der Farrnkräuter sproß ... Es war damals die übelberufene und doch so schöne Zeit des „Jungen Deutschland" ... In einer Hand hielt ich die Gerte, die den störrischen Esel antreiben sollte, in der andern das „Junge Europa" von Heinrich Laube. Der Verfasser des letztern saß eigenbeinig selbst vor mir auf einem zweiten Esel und der Nachen, der ein Stück der gemeinschaftlich reisenden damaligen „jungen Literatur" trug, lag am Ufer, bewacht von einem dritten Gefährten, der sich inzwischen mit den Fischerknaben im Italienischsprechen und Italienischfluchen übte, welches letztere, wie wir noch später sehen werden, in Italien weiter hilft, als alle Kenntniß der feinern Sprachwendungen Dante's und Petrarca's. Damals fuhr man noch nicht auf einem Dampf-

boot in vier Stunden von Riva nach Desenzano oder Peschiera; wir brauchten für den halben See allein zwei Tage in dem theuergemietheten Nachen. Da hatten wir Zeit genug, sowohl die Poesie der Situation selbst gründlichst auszukosten, wie uns über Heine, Börne, Hegel und Goethe zu zanken. Vom „Benaco" aus sah ich jetzt zur Linken im Schatten des Monte Baldo immer noch den kleinen Nachen hingleiten, einen Ruderer vorn, einen hinten, Heinrich Laube unterm ausgespannten Segeltuch ausruhend auf den Lorbern, einen zweibändigen Roman geschrieben zu haben: „Das junge Europa", meine Wenigkeit, diesen Roman zum ersten Male lesend und trotz Italien unvermögend, mich ganz in diese phantastischen Valerius und Hippolyts hineinzufinden. Es waren diese Gestalten schon damals die ersten Contouren jener schlesischen Junker, die späterhin von Gustav Freytag billardsicherer und sporengewandter in Scene gesetzt worden sind. Gewiß, mußt' ich mir nach fünfundzwanzig Jahren sagen, warum nahmst du nur alles so schwer! Diese Leichtblütigen und Leichttalentirten, wie hüpfen sie lachend und glücklicher durchs Leben! Wallst nun da schon wieder gen Rom und vergrübelst dich in Jahrhundertfragen, Weltgeschichte, Religion und ähnlichen schweren Ballast, mit dem man in einer Welt wie dieser, bei einer Aesthetik wie der unserigen, nie so weit kommt wie — —

Doch dieser göttlichen Frühlingsluft zeige jetzt kein trübes Angesicht! Wie dehnt sich die Brust in diesem balsamischen Anhauch, der da vom Süden her über den Spiegel der nun schon rheingrünen Woge fährt! Dort links liegt Malcesine! Den alten Thurm dort sahst du auch vor Jahren im Mondlicht und erklettertest ihn sogar! Es ist derselbe, um den Goethe vor zweiundsiebzig Jahren beinahe ein Gefangener der venetianischen Republik wurde. Goethe wollte den Thurm zeichnen, ihn mitnehmen wie alles, was ihm auf seiner Flucht aus der Hofluft Weimars und dem Schrecken über ein Dasein, das sich dem Göttersohn plötzlich zu verflachen anfing, auf hesperischem Boden neu begegnete. Der Podesta und Actuar des Nestes überfielen ihn in dem alten Gemäuer, wollten ihn festsetzen als Spion des Kaisers Joseph, der ihn ohne Zweifel beauftragt hätte, die Festungswerke von Malcesine zu zeichnen für einen von der Republik Venedig erwarteten Ueberfall Oesterreichs. Goethe erzählt, wie viel Mühe es ihm gekostet hätte, den Leuten seine bekannte tendenziöse Harmlosigkeit und politische Indifferenz begreiflich zu machen. Erst die Versicherung, daß auch er ein Republikaner wäre, aus einer Stadt gebürtig, die sich ihrerseits gleichfalls vom Kaiser Joseph unabhängig zu erhalten suchen müßte, und der glückliche Zufall, daß im Orte Jemand lebte, der in Frankfurt a. M. bei dem berühmten Tabackshändler Bo=

longaro gedient hatte und wahrscheinlich Auskunft geben konnte, wenn nicht über den Dichter des „Werther" und „Götz", doch über den Hirschgraben, wo er geboren, verschaffte ihm die Freiheit. Goethe erzählt das alles in seiner „Italienischen Reise" in einem — etwas sonderbaren Stil. Es ist ein Vortrag, der großväterlich genannt werden könnte und wie für Kinder berechnet. Der Blick, den er dabei auf die Zeitlage wirft, kommt uns jetzt vor, als wenn Jemand heute von der Schlacht von Magenta wie von einer einst einmal zwischen einem gewissen Griechen- und Perservolke gelieferten Schlacht bei Marathon sprechen wollte.

Wenn sich nun der Gardasee erweitert, so nehmen seine künstlichen Anpflanzungen einen Charakter an, der schon Ende April einen völlig südlichen, die Sinne gefangennehmenden Eindruck macht. Leider kannte ich auch schon diese Täuschung, die uns hier nur eine schöne Episode der italienischen Landschaft gibt. Nach diesem Vorgeschmack der südlichen Vegetation in der Alpenabdachung tritt eine lange, lange Monotonie und hinter unserer deutschen Natur zurückbleibende Dürftigkeit der Gegend ein, die so lange dauert, daß uns im Grunde erst jenseit der Apenninen die Natur wieder so entgegentritt, wie wir sie schon in Chiavenna, in Botzen für immer erreicht zu haben glauben. Diese Citronen- und Orangengärten des westlichen Gardaseeufers sind künstliche, glasbedeckte; aber schon

jetzt standen sie offen und zogen sich in solcher Fülle, mit so viel Reichthum an goldenen Früchten über die von Feigen- und Olivenbäumen gefüllten Felsspalten und Abdachungen des Ufers hin, daß man in die glücklichste Stimmung versetzt wird. Drei Fischermädchen merkten das. Sie wollten nach Salo. Sie waren nicht älter als jede vielleicht dreizehn Jahre, kleine Gestalten, braune Zigeunergesichter mit brennenden, verschmitztblinzelnden Augen. Eine, wie ein Hexenmädchen, mit wirrem, schwarzem, borstigem Haar, unschön, aber durch die weißen, perlenartigen Zähne, durch die listigen Augen anziehend. Diese schien die eitelste. Sie zog die Aufmerksamkeit durch Gesang auf sich und begann jene bekannten italienischen Schifferritornelle, in welche die andern mit dem ergänzenden Dreiklang einfielen. Im ersten Augenblick kam das der Stimmung prächtig zu Statten. Es entsprach der Harmonie des Ganzen, dem gleichmäßig im Takt gehenden Fortschaufeln des Bootes, dem Rauschen der aufgewühlten, weiß sich kräuselnden Woge, dem blitzenden Sonnenschein und der mattgrünen, immer mehr von Nebelflimmer ahnungsvoll gedämpften Umgebung. Zuletzt wurden jedoch die Altstimmen zu rauh, die Wiederholung immer eines und desselben Refrains mit seinen schläfrigen Zwischenpausen wurde lästig, man mußte der deutschen Sangesweise und unserm reichen Lieder- und Melodieenschatz, unserer

Jodelfrische, auch den mit dem Ton verbundenen gesinnungsvolleren Worten und Gefühlen entschieden den Vorzug geben.

Bardolino blieb zur linken, Desenzano zur rechten. Es ging auf Peschiera zu. . .

Diese kleine, in der neuesten Zeit so oft genannte Festung liegt an der südlichen flachsten Spitze des Sees nnd ist zur Ergänzung der Fortificationen angelegt worden, die die Festungen Verona, Mantua und Legnano verbinden. Der Dampfer kam um 11 Uhr an und landete am Kai eines Kanals, der schon zu den Außenwerken der Festung gehört. Omnibus fahren von hier zur Station der großen Eisenbahnstraße, die Venedig mit Mailand verbindet.

Ringsum ist plötzlich alles öde und kahl, wie auch am südlichen Ufer des Lago maggiore. Aus der nächsten Umgebung ist mit einem mal die Poesie verbannt. Nur die schneebedeckten Höhen der Voralpen winken noch hoch am Horizont der Ferne. Ringsum stehen dürftige Weiden am Wege, links und rechts erheben sich grasbewachsene traurige Wälle, auf denen einsam die Wache schildert. Der Eindruck der Festungswerke ist nicht bedeutend. Man möchte glauben, sie liegen so flach, daß jede Artillerie der Belagerer sie leicht bestreichen kann.

Auch im Städtchen, im Innern der Festung, wo ein=

zelne Kasernen liegen, ist alles einsam und fast geringfügig. Duodezkasematten ziehen sich in regelmäßigen kleinen Parallelen hin. Schon jetzt im April braunte hier die Sonne wie bei uns im Juli. Hier, in solcher Oede, leben zu müssen, hier auch nur ein Jahr lang in Garnison zu liegen, muß eine qualvolle Entbehrung sein. Eine Anzahl Offiziere saß mit eleganten Damen an einer einzigen, schattigen Stelle im Freien. Die Damen stickten, lasen, einige Offiziere rauchten; eben schien das Frühstück eingenommen zu sein; andere belustigten sich, in ein Wässerchen, das überbrückt vorüberfloß, einen Pudel springen zu lassen. Es war der Mincio, der vielbesprochene, der durch Schleusenwerke einen höhern oder geringern Wasserstand zeigen kann. Wie der Pudel im Mincio schwamm und wieder ans Ufer zu kommen ruderte! Wie die Offiziere sich im besten wiener Deutsch an seinem Bade, am Schütteln seines triefenden Fells amüsirten! Die harmloseste Scene auf einer dem Tod geweihten Stätte. Hier und da fiel der heiße Sonnenstrahl auf die hervorlugenden Kanonenrohre.

Die jüngeren österreichischen Offiziere machen einen angenehmen Eindruck. Kleidsam ist ihre Tracht, muthvoll und ritterlich ihr Benehmen. Die Bedächtigkeit, das Studirte und Abstracte der Preußen fehlt ihnen. Man durfte sie liebgewinnen, ebenso um ihrer gefälligen Formen

willen — die weißen oder hellblauen Röcke saßen ihnen wie angegossen — wie wegen ihrer harmlosen Natürlichkeit und Frische. Die höhern Chargen haben schon etwas minder Anziehendes, die Backenbärte sehen streng und profoßenhaft aus. Die Generale und Obersten mochten Ernsteres erlebt haben und wußten aus Erfahrung, auf welchem Boden sie hier lebten. Dies abgeschlossene, von den Bewohnern des Landes gemiedene, von den Frauen sogar höhnisch behandelte Garnisonsleben der Oesterreicher in Italien muß quälend und im höchsten Grade aufreizend gewesen sein. Im Jahre 1844, zur blühendsten Zeit der Metternich'schen Gewalt, wo ich zum zweiten mal die Lombardei besucht hatte, herrschte diese Abgeschlossenheit noch lange nicht so wie nach den Siegen Radetzky's. Damals befehligte die berüchtigte Polizei Torresani's in Mailand und doch sah ich die Ungarn und Kroaten mit den Mailänder Handwerkern und Grisetten auf den Schaften der Säulen von San-Lorenzo im vertraulichsten Verkehr. Jetzt, wo sich doch schon Oesterreichs ganze äußere Weise vortheilhaft verändert hatte, wo namentlich in sein militärisches Wesen ein neuer, nicht mehr zopfiger und corporalstocksmäßiger Geist gekommen war, herrschte die ersichtlichste Erbitterung. Schon damals erwarteten diese Offiziere, die in Peschiera ihren Pudel im Mincio rudern ließen, jeden Augenblick den Allarmschuß.

Und wer es doch nur dahin gebracht hätte, so wie Goethe von Welthändeln zu fühlen, so von Kaisern und Republiken zu denken wie der Patriciersohn und Geheimerath damals in Malcesine und — zu allen Zeiten! Wer sogar das leichte Blut und wieder doch das seltene Talent zur „Gesinnungscorrectheit" jener sarmatischen Valerius und Hippolyte hätte — mich ärgerte schon, daß der damals so mannichfach bekehrte Heinrich Laube seinen Helden „Hyppolit" schrieb! Goethe trieb unter dem Donner der Kanonen Mineralogie und Farbenlehre und die neuen jungen Goethianer — eine ganze, mit Orden und Titeln geschmückte Schule hat in München, Stuttgart und Wien Radetzky's Thaten in Lied und Wort gefeiert. Zu dem Standpunkt, im Italiener nur jenes Gesindel, das uns in Hotels, Gasthöfen und Douanenhäusern so unerträglich werden kann, zu sehen, ein Gesindel, dem man allerdings in manchem Augenblick wünschen möchte, es würde von allen Mörsern, nicht blos Peschieras, zu Brei geschossen, hab' ich mich nicht erheben können. Die piemontesischen Offiziere, die ich später in Mortara und Novara sah, gebräunte, bärtige, schlanke Krieger von würdiger, ernster Haltung, Krieger, denen die Namen Mortara und Novara so im Ohr klingen mußten, als wenn die Knotenpunkte der preußischen Eisenbahnen und preußischen Hauptgarnisonen Jena und Kollin hießen, blieben mir nicht hinter meinen ritter-

lichen ganzen und halben Landsleuten in Peschiera zurück. Warum soll es im Völkerleben keine Gerechtigkeit, warum nicht wenigstens die Schönheit des tragischen Geschicks geben? Wie die Nemesis ausgleicht, wie Gottes Politik trotz unseres realistischen 19. Jahrhunderts immer nur Idealpolitik ist, das haben wir gesehen und erlebt bis zu dieser Stunde, wo wir diese alten Erinnerungen wieder auffrischen.

Im Eisenbahnwaggon auf Mailand dahinbrausend, sagte ich dem schönen See Lebewohl, nicht ahnend, daß hier schon in einem Jahr die Zeltlager von Piemontesen, Franzosen, ja Arabern aufgeschlagen sein sollten, auf diesen sanften blauen Höhenzügen Schlachten geliefert, diese, oft wie vom „Carneval von Venedig" belebten Eisenbahnstationen die Verbandplätze sein würden Tausender von Verstümmelten und Sterbenden! — — Und sechs Jahre später kam dann Custozza und auch Peschiera gieng verloren.

Ein Besuch bei Cornelius in Rom.

Man wird vor einiger Zeit in den öffentlichen Blättern gelesen haben, daß sich die hinterlassene Wittwe unseres großen Malers Cornelius, des Mitwiederherstellers einer ihre Kraft aus dem Heroischen und Großartigen schöpfenden Kunst, eine jugendliche Römerin, an einen ihrem Alter entsprechenderen Marchese wiederverheirathet hat.

Dieser einem Grabe entsproßte Liebesfrühling erinnerte mich an die Nachricht, wie auch vor zwanzig und mehr Jahren die Kunde von einer sofortigen Wiederverheirathung der Wittwe unseres Dichters Karl Immermann aufgenommen wurde. Des Weibes Erbtheil ist allerdings das Verscherzen seiner Freiheit, das Bedürfen der Anlehnung und Anrankung an den starken Baum der männlichen Kraft und Fürsorge. Dennoch that es damals Allen

leid, eben erst vom Glück des trefflichen Dichters vernommen zu haben, als er eine um zwanzig Jahre jüngere Braut heimführend keine Erschütterung seiner bisherigen Verhältnisse, kein Zerreißen bisheriger allmälig zur unliebsamen Gewohnheit und drückenden Last gewordener Bande fürchtete und sein Selbstverjüngen, dem die schönsten Triebe seiner schaffenden Kraft folgen sollten, nur wie gleichsam eine einzige schöne Sommernacht hindurch genoß — und unmittelbar darauf hören zu müssen, daß sofort seine Wittwe die Liebe und die Hand eines anderen Mannes gefunden und angenommen hatte. Wie hatte Immermann im Vorahnen seines neuen Glücks geschwelgt—! Schreiber dieser Zeilen hatte zufällig einen unmittelbaren Eindruck davon, als er mit dem damals 44jährigen Bräutigam im nächtlichen Dunkel an den Ufern des hamburger Alsterbassins lustwandelte und die Hoffnungen hörte, die der eben in Vollendung seines „Münchhausen“ Begriffene auf einen geordneten, dem mißgünstigen Urtheil der Welt nicht preisgegebenen Ehebund setzte, nachdem er Jahre hindurch mit Gräfin Ahlefeldt, der geschiedenen Gattin des Freischaarenführers Lützow, eines jener Verhältnisse unterhalten hatte, wo die Seligkeit des Besitzes nur zu oft mit Qualen der Reue, jedenfalls mit mancher verletzenden gesellschaftlichen Beschämung erkauft werden muß. Der Bruch kostete die äußerste Anstrengung, Kämpfe

der Verzweiflung — und in kaum einem Jahre war Alles — „Love's labour lost."

Cornelius war freilich nicht etwa zwanzig, sondern schon fünfzig Jahre älter, als seine Römerin. Er hätte ihr Großvater sein können, wie jener Doge Marino Falieri, der bekanntlich kopflos genug war — nicht etwa ein halbes Kind zu heirathen — warum nicht? — nein, sich um den Kopf zu bringen wegen einer unbedeutenden Beleidigung, die ein venetianischer Junker seiner Angiolina, wie Lord Byron die Dogaressa genannt hat, zufügte. Der große Maler fürchtete nicht den Spott der Welt, sondern er befand sich vortrefflich bei seiner Angiolina, die ebenfalls ein halbes Kind war und von Deutschland, Münchens Ludwigsstraße, von dem schönen Hause, das sie einst in Berlin auf dem Königsplatz erben sollte, keine Vorstellung hatte. Und gerade um deswillen, weil Cornelius so glücklich, so befriedigt, so jugendlich angeregt erschien durch diese Spätliebe des sein ewiges Jugendgefühl nur aus Weisheit verbergenden Männerherzens, ist dieser neu entsprossene Frühling auf seinem Grabe, die neue Ehe der Wittwe mit einem Gleichgealterten, ein rührender Einblick in unser allgemeines Menschenloos. Wenn alle unsere Lieben noch lebten und mit sehenden Augen — mit den hellglänzenden der Freude und Zustimmung oder mit den düsterrollenden der Mißbilligung

wahrnehmen könnten, was in ihrem Wirkens- Schaffens- in ihrem nächsten Daseinskreise Alles hat geschehen können, seitdem sie auf jene weite Reise gegangen, von welcher wir doch Alle hoffen, in irgend einer Art wieder heimzukehren —!

Es war im Jahr vor dem Kriege der Franzosen und Italiener gegen Oesterreich, als ich in Rom zur schönsten Frühlingszeit, wo sich noch nicht aus den Thälern zwischen den sieben Hügeln die fieberschwangern Dünste der Malaria erhoben hatten, Tag für Tag, Stunde für Stunde eine Aufgabe des Studiums, eine Pflicht der Vorbereitung für meinen Roman: „Der Zauberer von Rom" zu lösen suchte. „Nehmen Sie," sagte Cornelius, „die 365 Tage des Kalenderjahres und die siebenzig Jahre des Menschenlebens, und Sie können in Rom an jedem Tage etwas Anderes studiren."

Von je hab' ich mich nur auf ein geringes Maß des Genusses gesetzt, auf Reisen bei berühmten Personen vorzusprechen. Waren diese Männer mit den Entwickelungen des deutschen Lebens, des politischen oder Culturlebens, verwachsen, so entmuthigte mich die Rücksicht auf die meist so ungleiche Beschaffenheit der Stimmung. Da ist Einer conservativ, der Andere ultramontan, der Dritte ist mit seinem Antheil an deutscher Literatur über Goethe und Schiller nicht hinausgekommen. Und wen bringt

man in sich selbst dem Fremden mit? Dem Einen eine Tabula rasa, dem Andern eine Tafel, die mit Vorurtheilen, mit den mißgünstigen Urtheilen Anderer beschrieben ist. An ein uneigennütziges, rein nur aus der Freude am Persönlichen, am Reiz der Durchdringung von Streben und Individualität im Menschen bei uns entstandenes Motiv des Besuches wird ebenfalls selten geglaubt. Der Schwäche zu geschweigen, die es vielleicht ist, vielleicht nicht, daß wir uns sträuben, zu viel von unseres eigenen Lebensfahrzeuges Fracht und Ladung, von unserem eigenen Sein und Vermögen, bei solchen Anlässen, schon um der Höflichkeit willen, als Ballast über Bord werfen zu müssen.

Cornelius wohnte in einem Palazzo dicht an Fontana Trevi. An dieser von wildsprudelndem, aus den Höhen des Gebirges hergeleitetem Wasser immer erquickend erfrischten Stätte kreuzen sich mehre Straßen. Da hält der Maulthiertreiber und gönnt seinem Beppo eine kurze Rast an den Wassern, die sich aus einer Neptuns- und Tritonen-Gruppe, aus Muscheln und Krügen von Marmor, in ein weites Bassin stürzen, während er sich selbst der Länge nach niederkauert und sich aus der „Jungfernquelle" erfrischt, einer kleinen, besonders abfließenden Cascade, die nach dem Glauben des Volks sogar Weissagung lehren, hellsehend machen, verjüngen soll, wie unser Oster-

wasser. In dem Palazzo ist es still und kühl. Nach dem Hofe zu gehen, wie überall in Rom, die besseren Gemächer. Gewölbte Arkaden begrenzen jedes Stockwerk. Zwei Stiegen hoch wohnte hier, als bescheidener Einmiether, Cornelius, den ich glücklicherweise daheim antraf. Eigentlich wohnte er schon „am Land", wie die Wiener sagen. Eine Dienerin hatte geöffnet.

Das „Studio" des Künstlers war nicht groß. Man ersah sogleich, daß sich seine Muse gewöhnt hatte, sich nur auf den großen Wandflächen der Kirchen und Paläste zu ergehen. Die Beleuchtung an dem doch schönen sonnenhellen Vormittag schien eine fast zu dunkle. Die volle Heimath des Künstlers konnte hier nicht sein. In der That hatte man bereits von seiner baldigen Rückkehr nach Deutschland gesprochen.

Cornelius war klein von Gestalt, behende, schmächtig. Der Gegensatz zwischen jener Welt voll Größe und Hünenkraft, die in des Künstlers Seele gelebt hatte und noch lebte, und zwischen den Schultern, die einen solchen Atlas, die antike Welt, Homer, die nordische Mythologie, die Nibelungen, die Geschichte der Propheten und Heiligen trugen, war für mich keine Ironie, sondern ein lebendiger Beweis für die Macht des menschlichen Geistes. Da stand kein Faust, wie er in unserer Phantasie lebt, kein Recke des nordischen Alterthums vor uns. Der Olymp,

Walhalla, das Land der Seligen und der Verdammten ruhte auf den Schultern eines Mannes, der äußerlich etwas von einem Professor sogar, von einem bloßen Docenten über die Aufgaben der Kunst hatte. Wenn auch sein Auge von einer gewinnenden Freundlichkeit blitzte, drückten doch die eigenthümlich fest zusammengepreßten Lippen Strenge, ja Herbheit aus. Seine Rede war sicher und gewandt, seine Haltung, trotz zuvorkommender Herzlichkeit, die eines höheren Büreaubeamten, der unter Umständen zugeknöpft sein kann. Jene Geheimräthlichkeit, in welche allmälig auslaufen zu können leider zu sehr das beflissene Streben unserer deutschen Kunst und Wissenschaft geworden ist, fehlte dem Eindruck nicht, den der artistische Freund und Berather zweier Könige hervorbrachte, Ludwig's von Baiern und Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen.

Die tiefgefühlte Ueberzeugung des Besuchenden, daß bei ihm eine innere Meinungsverschiedenheit über die Ziele der modernen Kunst nicht die größte Hochachtung und Bewunderung ausschließen durfte vor Allem, was der Besuchte im Großen und Ganzen für die Wiederbelebung des höheren Styles der Malerei geleistet hatte, blieb nicht ohne Bekenntniß. Denn es lagen denn doch zu beklemmend die Erinnerungen auf mir an jenen „Christus in der Vorhölle“, der am berliner Dom den

in Angriff genommenen, dann wieder stockenden und noch jetzt unvollendet gebliebenen, der kasseler Novantike der Kattenburg ähnelnden Campo santo schmücken sollte. Dieselbe Richtung des verewigten Königs, die in allen ihren Ausströmungen, so Großartiges sie bezweckte und aus so bewundernswürdig feinfühlig ästhetischem Sinn sie hervorgegangen sein mochten, nach dem Praktischen hin, namentlich aber der politisch-religiösen Seite, den Widerspruch des Zeitgeistes gefunden hatte, theilte Cornelius. Sein „Christus in der Vorhölle“ sollte so zu sagen mit ein Bindeglied in jener allgemeinen Kette von allerhöchsten Willensäußerungen sein, die damals so schwer lastend auf dem Streben und Bewegen der Nation lag. Unausgesprochen konnte auch der Zweck meines Aufenthalts in Rom selbst nicht bleiben. Er wurde mit Aufmerksamkeit und ruhiger Prüfung entgegengenommen. Dem Rechte, eine heilsame Wirkung, die „Roms Zauber“ auf Deutschland geübt haben sollte, zu bezweifeln, entzog sich Cornelius nicht; lebte er doch im vollen Zusammenhang mit den Erscheinungen des Tages, kannte zu umfassend den Gang unserer Entwicklungen seit jener Zeit, wo uns die Befreiung vom Joch der Franzosen auf die bewußtere Heraus- und Feststellung unserer Nationalgüter gedrängt hatte. Dennoch sagte er:

„Für mein Theil bin ich glücklich, daß ich katholisch

geboren bin. Es wurde mir dadurch in einer Zeit, die ohnehin anders dachte, als die gegenwärtige, viel Kampf, viel inneres Herzeleid, vielleicht sogar Reue erspart. Mit Ruhe konnte ich mich des Gewinnes erfreuen, den mir die katholische Anschauung für meine Kunst einbrachte. Darum verkennen Sie aber die Convertiten nicht! Besuchen Sie, ich bitte Sie dringend darum, Overbeck! Sie werden ein klares, reines, edles Gemüth finden, ein Gemüth ganz ohne Falsch und Heuchelei!"

Die liebenswürdigste Collegialität sprach sich im Verlauf des Gesprächs noch zum Oefteren und selbst beim Scheiden in der Bitte aus: „Besuchen Sie aber Overbeck —!"

Auf der Staffelei fand ich einen landschaftlichen Carton, der zu den Ausschmückungen des berliner Campo santo gehören sollte. Es war eine Gegend von jener Einfachheit der südeuropäischen Landschaft, die dem Gemüth mehr Trauer als Erquickung gewährt, oder richtiger gesagt eine Trauer, die sich schon wieder des Trostes bewußt ist, der in Sehnsucht und Ahnung liegt. Das Schöne und Poetische am Schmerz ist hier bereits wieder der Trost. Die Ansprüche, die unsere Zeit an die Landschaft macht, und die Vergleichung mit dem berühmten Namen des Künstlers konnten allerdings diese Arbeit nur dürftig erscheinen lassen. Cornelius erläuterte sie mit einigen durchaus

anspruchslosen Worten und gab ihre besondere Bestimmung an.

Dann erwähnte er seine neugewonnene Häuslichkeit, bedauerte, diese schon in seine entfernte Landwohnung verlegt zu haben, erklärte aber die Gerüchte, die sein Niemalszurückkehrenwollen nach Berlin behaupteten, für irrthümlich. Die Erörterung der deutschen Kunstzustände lag nahe. Eine Berichterstattung über manches, was im damaligen Augenblick besprochen wurde, veranlaßte ihn zu treffenden, größtentheils scharfen Anmerkungen. Ich nehme Anstand, die Namen zu nennen, denen er Folgendes nachsagte:

„O, das ist ein armseliger Mann, an den ich nur mit wahrem Mitleid denke —! Was malt er denn? Seine Armuth soll Einfachheit sein, akademische Regelangst Classicität —! Was er kann, das hab' ich schon ehedem von ihm hier in Rom gesehen — es ist, daß er nichts kann. Bunte Wände mag er malen und fürstliche Säle schmücken, aber aus Allem, was seine mühselig zusammengestellten Gruppen oder seine Einzelfiguren mit ihren Gliedermannsattitüden sagen wollen, blickt mich die ewige Schülerhaftigkeit an und ob er auch hundertmal Professor wäre —!"

Von einem Andern äußerte er:

„Ja, sehen Sie, der wird gewöhnlich viel geringer

geachtet, er hat weniger Erfolg als der Andere, aber ich habe ihn doch lieber, so dummes Zeug er in der Regel malt. Zuweilen haben seine Sachen wirklich einen Kern. Dann ist er auch vielseitiger und macht nichts ohne eine gewisse Frische. Freilich geht er dann auch mit dieser Frische und mit seinem resoluten Verstande, der Alles besser als Andere weiß, wie blind auf's absolut Geschmack-lose zu. Denn er ist eigensinnig und eingebildet. Wenn seine Leistungen das wären, was seine Commentare sind, so käme ihm keiner gleich. Und bei alledem hab' ich ihn gern, wenn man auch, wie gesagt, im Allgemeinen und noch mehr im Besonderen über ihn die Achseln zucken muß."

Die Stimmung eines Genius, der, auf dem Gipfel seines Ruhmes angelangt, eine ziemliche Anzahl von Prätendenten desselben Ruhmes sich nachklimmen sehen und in der That ein wenig bei Seite treten muß, um auch Andern auf dem Plateau des Parnasses Platz zu lassen, sprach sich in den Aeußerungen aus:

„Ich lasse ja Alles gelten, was sich Ehre und meinetwegen auch Auszeichnungen und Geld zu erwerben sucht—! Aber nur gar so marktschreierisch und unkünstlerisch sollten sie's nicht treiben! So aus innerster Seele heraus ordinär und die schöne Gottesgabe mißbrauchend —! Der Laie kann's gar nicht so nachfühlen, wie gerade uns Künstlern zu Muthe ist beim Buhlwesen

und dem gemeinen Sinn dieser Menschen. Grade uns Künstlern ist solche Schlechtigkeit speciell verständlicher!"

Da ich vollkommen wußte, auf wen diese bittern Worte zumeist gemünzt waren — der Name wurde nicht genannt — und mir aus eigenem Streben der Spruch, daß unser himmlischer Vater viele Wohnungen hätte, geläufig war, so verfehlte ich nicht, für die Zeit und für die Wahlen, welche die Zeit für ihre Gunst trifft, eine Lanze einzulegen und der freundlichsten Aufnahme, die an sich meine Entgegnung fand, auch die Anerkennung der Aeußerung zuzumuthen, daß sich namentlich im geschichtlichen Bereich die Weltauffassung der Maler doch endlich von jener Einseitigkeit frei machen sollte, die aus den allzutypisch gewordenen Anschauungen der Ateliers nicht herauskommen zu können schiene. Das wäre, bemerkte ich, wie wenn wir auch in der Wissenschaft noch immer nach den Lehren von den „vier Zeitaltern" oder von den „sieben Monarchieen" oder nach den sphärischen Ringen und Himmelskreisen Dante's die Geschichte eintheilen wollten. Die Künstler hielten zu fest an den Traditionen ihrer Schule, an dem Bann der so einförmig gleichmäßigen Symbole, an dem hergebrachten Apparat für die Versinnlichung der Ideen. Die groteskeste Anwendung des Alten, z. B. der Dürer'schen Holzschnittmanier bei Wiedergabe von modernen Begriffen und Erscheinungen, die naturgemäß ein

ganz anderes Gepräge haben, lasse diese Künstler wie Menschen erscheinen, die um zu gehen sich rückwärts bewegten. Es sollte doch befördert werden, daß endlich die Kunst aus ihren alten Kategorieen herausträte, das Große und Erhabene nicht mehr grade in dieser oder jener Sage, in diesem oder jenem Ereigniß der Geschichte, das Schöne nicht mehr in dieser oder jener traditionellen Behandlung sähe. Ein Werk z. B., um grade von Overbeck zu sprechen, wie jenen zierlichen Kunstgarten im Städel'schen Museum zu Frankfurt am Main, „der Triumph der Religion in den Künsten," dieses gruppirte Zusammensitzen von einer Anzahl verwandter Richtungsvertreter in einem wohlgeordneten, mit Springbrunnen versehenen Garten, könnte doch unmöglich der Geist der Zeit mit jener Andacht betrachten, die beim Schaffen den Künstler beseelt haben mochte — es fehlte bei Siebenachteln der Beschauer die Stimmung. Freilich ahnte ich damals noch nicht, daß unsere allermodernsten Maler in der Nachahmung der „Schule von Athen" (z. B. Kaulbach in seiner Gratulationscour am Hofe der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts im Reformationszeitalterbilde) in solchen, nur mit einem weitschichtigen Commentar zu verstehenden Gruppirungsbildern schier das Unglaubliche leisten würden. Die Wachtparade von Krüger im berliner Schloß steht gleich daneben.

Cornelius kam auf seine Unpopularität in Berlin zu sprechen, auf das ganz aufrichtig von ihm eingestandene Fiasco seines „Christus in der Vorhölle."

„Was ist denn aber Popularität!" rief er aus. „Was ist denn die Gunst des Publikums? Und nun gar die Gunst des berliner Publikums? Kennen Sie Liszt?" fuhr er mit einem plötzlichen Einfall fort.

„Ich bin ihm befreundet —"

„Nun sehen Sie! Als dieser Mann," hob er mit ganz besonderer Behaglichkeit hervor, „vor Jahren zum ersten Mal nach Berlin kam, da war ich grade anwesend. Was war das für ein Aufsehen! — Er spielt gut Clavier" — warf Cornelius wie nebenbei ein.

„Man sagt's —" erwiderte ich mit gleicher Naivetät.

„Nun gut! Der König gab ihm den Orden pour le mérite! Den neugestifteten der Friedensklasse. Die Frauen tranken bei seinen Concerten aus dem Wasserglase, das seine Lippen berührt hatten. Die Studenten machten ihm zu Ehren einen großartigen Aufzug, eine Schlittenfahrt, als wenn der Kaiser von Rußland gekommen wäre. Der Mann muß gar nicht gewußt haben, wo er damals hinsollte mit all der Huldigung, die er in Berlin gefunden. Die Toaste — die Ständchen — wollten kein Ende nehmen —"

„Es gieng noch über den Ehrensäbel —"

„Nun gut. Einige Jahre vergehen: Ich war selbst nach Berlin versetzt worden, hatte dort Aufträge, wurde, ich kann wohl sagen, ebenfalls gefeiert, wenn auch nicht mit gleichen Kundgebungen. An Kränzen, Diners, Soupers war aber kein Mangel, und auch die Stiche von meinen Bildern wurden in den Himmel erhoben; die Kunstrichter hatten nur Lob für mich. Das gieng aber vorüber, wie es auch mit Liszt vorüber gegangen ist. Ach, der kam, als auch ich in's Hintertreffen gerückt war, eines Tages wieder nach Berlin und welch ein Schicksal erlebte er—! Das war traurig. Niemand frägt nach ihm, Niemand sieht nach ihm und doch spielte er, glaub' ich, wieder, spielte noch besser als früher und man beklagte nur die theuren Eintrittspreise. Aller Enthusiasmus war verraucht —"

„Variatio delectat —"

„Was that ich aber?" fuhr Cornelius jetzt auf und erhob sich in ganzer Gestalt. „Wie ich dem Mann eines Tages einsam unter den Linden begegne, Niemand sich nach ihm umsieht, Keiner ihn grüßt — die Zeitungen hatten andres zu thun, als auf seine noch vorhandene Anwesenheit zu verweisen — da dachte ich: Du Aermster, mußt du da jetzt an derselben Stelle, wo in bunten Schnurjacken und Mützen die Studenten mit den Peitschen knallten, die Klingeln an den Schlitten läuteten, die Straßenjugend lärmend und schreiend auf die Aeste der

entlaubten Bäume kletterte, um besser sehen zu können — ganz Berlin war auf den Beinen und Alles schrie Hurrah mit! — mußt du jetzt da so still dahinschleichen, wie ein Schatten, wie ein Nachzügler von gestern? Was that ich —? Ich ging auf ihn zu und sagte: Liszt, speisen Sie einmal bei mir! Ich lade Ihnen auf übermorgen einige Freunde ein! Er nahm die Einladung an. Ich aber schickte Boten über Boten durch die ganze Stadt, ließ einladen, was nur Namen hatte, Staatsmänner, Offiziere, Künstler, Gelehrte, und arrangirte ihm in meinem neuen Hause ein Fest, von dem noch eine Woche lang alle Zeitungen redeten. Ich sparte nichts, ich wollte nur einem armen Opfer dessen, was man berliner Popularität nennt, über seinen Schmerz hinweghelfen, und im Stillen sagt' ich mir selbst: Ja, ich will Berlin Vergeßlichkeit lehren! Und wer weiß, ob ich nicht Liszt wieder en vogue gebracht habe! Sehen Sie, bester Doktor, das ist mein Trost. Wenn ich wieder nach Berlin komme, vielleicht erbarmt sich dann auch Jemand meiner und bringt mich durch eine Tafel von fünfzig Gedecken wieder in die Höhe!"

Mit dem wiederholten Bedauern, daß Cornelius im Augenblick an der fontana Trevi keine Häuslichkeit hatte, nahm der liebenswürdige Meister von mir Abschied. Ich hatte durch das anregendste Gespräch den Eindruck em-

pfangen, daß es für den Ruhm, seinem Zeitalter eine Richtung, der Kunst einen charakteristischen neuen Ausdruck gegeben zu haben, neben dem hervorragenden großen Talente doch noch einer gewaltigen Energie der Persönlichkeit und einer eminenten Vielseitigkeit des Geistes bedarf. Cornelius besaß beide Bedingungen in seltnem Grade.

Eine Besteigung des Vesuv.

Wenn man die Schneekoppe oder den Vater Brocken besteigt, dessen langweilige, ewig graue Nebel-Schlafkappe etwa in gleiche Höhe (3500 Fuß) mit der rothen phrygischen Mütze des Vesuv gerückt ist, so vertheilt sich Anstrengung und Genuß auf eine Menge von Zwischenstationen. Denn jene ehrwürdigen vaterländischen Gipfel beschließen eine zusammenhängende Kette von Bergen. Auch geben sie kein Bild, wie sich etwa die Erde von einem Luftball aus gesehen darbietet. Ihre Aussichten führen allerdings auch auf die Ebene, aber erst in allerweitester Ferne auf diese zurück.

Dagegen erhebt sich der Vesuv unmittelbar über dem Meeresspiegel und steht mit seiner Höhe, die etwa einer zehnmaligen unserer höchsten Kirchthurmspitzen gleichkommt, so isolirt, daß sich die meisten Reisenden von einer Besteigung desselben abgeschreckt fühlen. Mancher hat wochen-

lang in Sorrent Orangen gegessen und abgewartet, bis die Trauben vollkommen süß sind (seltsam, nicht viel früher als bei uns), und begnügte sich, den vulkanischen Riesen nur aus der Ferne mit der ihm aus der „Stummen von Portici" erinnerlichen Dekoration verglichen zu haben.

Als ich Rom verlassen wollte, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, in dessen Begleitung ich später den Vesuv bestieg. Wir trafen uns als Reisepassagiere von Rom nach Neapel im Vorder-Coupé der Mallepost, welchen Sitz ich in jener verklungenen Postillonshornzeit, wo man zwar langsamer, aber mit mehr Poesie und Gewinn an Thatsachen reiste, bei jeder Fahrt zu erobern suchte. Der junge Mann war ein Italiener, sprach jedoch vortrefflich deutsch. Er hatte seine Bildung in Wien empfangen, das er leidenschaftlich liebte. Er schwärmte für Deutschland. In Italien, zumal in Rom, wo er geboren, erschienen ihm Leben und Menschen geradezu verächtlich. Sein Oheim war Jahre hindurch in Wien der römische Nuntius gewesen. Wenn er unter Anderm auch über die italienische Langeweile klagte, so hatte er vollkommen Recht; denn unsere kleinen deutschen Residenzstädtchen bieten mehr laufende Unterhaltung an Musik, Theater, Geselligkeit, als selbst Florenz und Neapel.

Mein Begleiter hatte außerdem noch gut für Oesterreich schwärmen, denn die Wiener Diplomatie bezahlte

ihm seine Reisekosten nach Neapel hin und zurück. Schon eine Weile vor den pontinischen Sümpfen und vor einem Diner in Terracina, wo wir zufällig den Maler der „pontinischen Sümpfe" und der Büffel, die den Schlamm derselben, richtiger das etwas trübe Wasser dieser Kanäle und der in eine einzige Strömung gebrachten Rinnsale in steter Bewegung erhalten, Rudolf Lehmann, zum Tischgenossen hatten, erhielt ich das Geständniß, daß in einer Ledertasche, die mein Begleiter vorn, dicht auf seinem noch knurrenden Magen, trug, eine Depesche des florentinischen österreichischen Gesandten an den österreichischen Gesandten in Neapel enthalten war. Es handelte sich damals um den Abschluß jener Verträge Oesterreichs mit den italienischen Höfen, die am nächsten Neujahrstage 1859 das verhängnißvolle Wort der Tuilerieen: „Ich bin mit Ihrem Monarchen nicht zufrieden!" zur Folge haben sollten.

Diese Tasche des Kuriers in außerordentlichen Diensten, sozusagen eines diplomatischen „Vertrauten," spielte mit dem „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!" („Ja, ja, merkwürdig, was drinnen stecken mag!"), wie der Träger der Tasche selbst mit feinem Lächeln eingestanden hatte, von Rom bis Neapel eine eigenthümlich exceptionelle Rolle. Der vorgezeigte Paß meines Begleiters befreite dieselbe sofort an allen den Haltepunkten, wo wir andern Menschenkinder mit Untersuchung unserer Bagage und der

Nothwendigkeit, an die offiziellen Krethi und Plethi unsere klingenden Skudi oder Dukati zahlen zu müssen, geplagt wurden, von jeder Belästigung. In Gaëta, dem später um seine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Franko-Sarden so gefeierten Meeresbollwerk, in manchem anderen düstern, vom zweifelhaften Licht des Mondes und der Sterne beschienenen Hafenkastell, wo einst die Sarazenen ihre nächtlichen Besuche gemacht haben mochten, um Christensklaven auf ihre Feluken zu entführen, die inzwischen im Dunkel eines äußersten Felsenvorsprungs der höchst pittoresk zerrissenen Küste kauerten, zuletzt noch vor den Thoren Neapels selbst waren wir der systematisch organisirten Plünderung unserer Reisekasse, unter dem Vorgeben von so und so tarifirten Gebühren und Loskaufsgeldern vom Muß des Kofferöffnens, ausgesetzt. An der Porta di Caserta, bei der endlichen Ankunft in Neapel, wurde mir's dieser Plagen endlich zu viel. Ich sollte eine Summe von nahezu zwei Thalern für die Unterlassung des Oeffnens zahlen. Der Beamte verlangte vor Zeugen, in aller Naivetät, wie gesetzlich normirt, diese Loskaufssumme von Erfüllung seiner Pflicht! In einem Gemisch von allen Sprachen Europas, die mir plötzlich wie durch ein Pfingstwunder zu Gebote standen, polterte ich meinen Zorn über Neapels verrottete Zustände aus, setzte mich auf den Boden der Dogana nieder, erklärte ent-

schieden, meinen Koffer öffnen zu wollen, ihn jeder Untersuchung preiszugeben, doch die Schamlosigkeit eines Begehrens um Bezahlung für eine Schonung, die ich gar nicht verlangte, würde ich nicht unterstützen. König Bomba, der damals noch lebte, erhielt eine Kritik seines Regierungssystems, die mich leicht in sein Kastel Sant Elmo statt in ein Hotel der Santa Lucia hätte führen können. Mit einem ungefähr wie „Sonderbarer Schwärmer" lautenden Bescheid erhielt ich den Wink, meinen Koffer wieder zu schließen und mich meiner Wege zu trollen. Die zwei Thaler rettete ich hauptsächlich durch die Anwendung deutscher Kraftworte. Der Neapolitaner ängstigt sich vor allen unheimlichen Anzauberungen. Solche konnten möglicherweise auch in meinen ihm unverständlichen Worten liegen. Oefters bin ich auf die Art in ähnlicher Lage mit plötzlichem ungehinderten Deutschreden in Italien zum erwünschten Ziele gekommen.

Die ersten Eindrücke der rauschenden Parthenope waren vorüber. Die Wohnung hatte ich einige Male gewisser Unbehaglichkeiten wegen mit allerlei verdrießlichen Opfern an Geld wechseln müssen. Der Toledo war einige Dutzend Male flanirend ausgemessen worden, das bourbonische Museum, und letzteres nicht allzuschnell durchwandert. Die noch ungelesenen, in Schränken aufbewahrten Papyrusrollen, die in Herkulanum gefunden worden sind, verglich ich

etwas befremdet mit dem Behagen der mit dem Entrollen und Entziffern derselben beauftragten drei jungen Custoden, die ganz à la Parisienne Cigarren rauchend und über Theater und Ballet ihre Witze machend diese Anstellung für eine perpetuirliche zu halten schienen; ihr Eifer, die Wißbegierde unserer Böckh und Mommsen zu befriedigen, schien vollständig unter Null zu stehen. Am Grabe Konradin's des Enthaupteten hatte ich die selbstverständlichen patriotischen Seufzer ausgestoßen — im Gésu nuovo hatte ich einen Jesuiten predigen hören, nicht von einer Kanzel herab, sondern von einem Tabernakel, auf dem er im Doziren, Ermahnen, Bekämpfen der Ketzer, Schildern der Seligkeiten des Paradieses und der Schrecken des Fegfeuers auf und ab spazieren ging, wie ein Dulcamara vom Wochenmarkt. Ich hatte mir das Blut des heiligen Januarius zeigen lassen; es war eine schwarzgeronnene Masse in einem Fläschchen, deren Saison des Flüssigwerdens leider auf eine andere Kalenderzeit, den 3. Mai und den 19. September, fällt. Auch das San Carlino-Theater und die Rivalin der Ristori, Signora Sadowski, lagen bereits hinter mir. Mein diplomatischer „Vertrauter", der beim österreichischen Botschafter wohnte und stündlich im Ministerium auf die Resultate der Verhandlungen mit den ministeriellen Nachfolgern der Del Carretto's für seine räthselhafte Tasche

und sein schlaues: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ wartete, verabredete mit mir einen Ausflug nach Pompeji und auf den Vesuv.

Hätten wir zwei Tage gewartet, so würden wir das unheimliche „Sicherheitsventil der Erde“, wie Humboldt die Vulkane genannt hat, vielleicht ohne Gefahr kaum haben besteigen können. Denn auch dieser großartige Eindruck wurde uns noch zu Theil, wenigstens von Neapel aus die volle Glut eines Ausbruchs, einer gewaltigen Zornesregung des ungebändigten Riesen beobachten zu können, die drei Wochen lang von Nah und Fern die Reisenden herbeiführte und alle Gasthofspreise der Chiaja und Santa Lucia in die Höhe trieb. Aus dem unteren Aschenkegel hatte sich ein Lavastrom ergossen, der für Portici eine ernstliche Gefahr zu werden drohte. Nächtlich sahen wir, und dann mit besonderer Wirkung, das Vorschreiten gleichsam einer Feuersbrunst, die sich am schön geschweiften Nacken des Berges entlang und dann herniederzog. Die Nacht gehört wesentlich zur Hebung des Eindrucks hinzu. Sie allein ist es, die das als Flamme erscheinen läßt, was nur das phosphorische Leuchten einer weichen, sich allmälig abkühlenden Steinmasse ist. Auch die Gluthen, die aus dem Krater des Vesuv geworfen zu werden scheinen, sind keine wirklichen Flammen, sondern nur der Widerschein eines inneren Brandes im Schooß des Ber-

ges selbst, um welchen sich Jahrtausende hindurch die leichtblütigste Bevölkerung der Erde sorglosem Lebensgenuß hingibt, singt und tanzt, lacht und schreit, als hätte es nie ein Herkulanum und Pompeji gegeben.

Letzteres hatten wir nach einer köstlichen Fahrt am Ufer des Meeres hin mit aufmerksamem Staunen durchwandert. Der neuen Eisenbahn, die sich wie ein Gürtel durch die große Bay von Neapel bis fast vor Sorrent hinzieht, hatten wir uns nicht anvertrauen mögen. War es doch viel schöner, mit einem leichten Vetturin, wenn auch staubbedeckt und wie die Cactus und Aloës am Wege weißgeworden, erst Torre del Greco, dann Portici, dann Torre dell' Annunciata zu sehen, um hierauf nach Pompeji abzuschwenken, das etwas tiefer in's Land hinein, vom Meere abwärts liegt. Unser Kutscher wurde uns eine lohnendere Volksstudie und ein besserer Cicerone, als ein Eisenbahnschaffner, wenn freilich auch er über den Vesuv, wie der „Vertraute" über die diplomatische Tasche, nichts weiter zu sagen wußte, als: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!"

Wir kamen Anfangs durch Schaaren von Galeerensklaven, die unsere Landsleute, die buntaufgeputzten Schweizer, bewachten. Wie mancher politische Märtyrer mochte darunter gewesen sein, Freunde der damals noch gefangen gehaltenen Poërio und Settembrini! Die Gestalt Ma-

saniello's verläßt uns nirgends in Neapel. In Portici schien sie uns die Barcarole: „Leise, ihr Schiffer, habt Acht —!" im Angesicht des königlichen Schlosses und Parks zu singen. Noch waren Mazzini und Garibaldi proscribirt, aber man konnte an die Rolle glauben, die ihnen Italiens Genius, wie vor zehn Jahren in Rom, so noch einmal wieder, und zwar hier, zutheilen konnte, besonders wenn man erfuhr, daß die Gebildeten in Neapel, die Gelehrten, viele Grundbesitzer und Adelige allen anderen Italienern voran waren in Schätzung des Lernens und Wissens. Deutsche Literatur, Rechtswissenschaft und Philosophie werden in Italien nirgends so gewürdigt wie in Neapel. Die Buchhandlung von Detken am Schloßplatz hat eine reiche Anzahl von Hegel's Werken abgesetzt. Freilich störten in solchen Träumen die auf dem ganzen, einige Stunden dauernden Wege angetroffenen kirchlichen Schaustellungen, die bunten Marienpuppen — anders kann man diese Bilder nicht nennen — die Gerüste zu Illuminationen, Triumphpforten für die zu erwartenden Prozessionen. Es war ein Marientag. Man hatte da nicht das Bild eines Volks, das sich erhebt, um mit kräftiger Hand die wahren Quellen seines geistigen und politischen Elends abzugraben und sie für immer zu verschütten.

Mein Kurier im außerordentlichen Dienst billigte vollkommen den Vorschlag, uns zur Besichtigung Pompejis,

zum Durchwandeln der „Gräberstraße“ in einem zwischen Torre Annunciata und der verschütteten Stadt neu angelegten eleganten Restaurant zu erfrischen. Vom Orvieto, mit welchem ich bereits in Rom, namentlich in Tivoli, nicht weit vom Vestatempel und den Grotten der Sibylle, eine engere, auf Hochachtung gegründete Freundschaft geschlossen hatte, wurde fast zu viel genossen. Das Blut kam in eine Wallung, die der Besteigung des Vesuvs nicht eben günstig wurde, zumal da unmittelbar darauf auch die Versuche einer Bekanntschaft mit den hier örtlichen Lacrymä Christi hinzukommen sollten. Doch um so entschlossener trat der Fuß auf die so merkwürdige Auferstehungsstätte, die ein Städtchen zu Tage gebracht hat und noch bringt, das wie aus der Nachmittagslaune eines römischen Rothschild entsprungen zu sein scheint. Muß man sich ohnehin gewöhnen, für Italien die Dimensionsmaßstäbe zurückzulassen, die wir für Paläste, Prospekte und Avenüeen aus Petersburg, Berlin und Paris mitbringen, müssen wir uns gefaßt machen, auf dem berühmten Rathhausplatz von Florenz mit seinen Statuen und seiner Loggia dei Lanzi, Alles, was man dort sucht und findet, nur wie das Ameublement eines mäßigen Wohnhauses zu betrachten, in Rom nichts gewaltig zu nennen, als die Trümmer des Coliseums und das Innere der Peterskirche (das Pantheon ist ein schmutziger, nur

ein wenig größerer Backofen), so erscheint uns Pompeji, und sollte man es auch noch ganz in seiner ehemaligen Ausdehnung zu Tage fördern, eher wie ein etwas größeres Modell zu einer Stadt, als wie eine Stadt selbst. In den Hauptstraßen konnte kein Wagen dem andern ausbiegen. Das Amphitheater, das Forum sind wie für kleine geschlossene Gesellschaften bestimmt. Die Wohnungsräume sind von einer Enge, daß ein Nachbar die Athemzüge des andern hören konnte. Wo nur haben sich diese Menschen, die hier wahrscheinlich winterliche Villegiatur hielten, getummelt und mit kräftigem Flügelschlage ausgelebt —! Dazu die mathematische Regelmäßigkeit. Ein Haus wie das andere. Es ist, als hätte solche Städte ein Baumeister auf Akkord geliefert. Die Ausschmückung, die Malerei der Wände, der musivische Fußboden, Alles ist wie aus einer und derselben Fabrik hervorgegangen. Das einzige Haus des Diomedes macht von dem kasernenartigen, allerdings höchst anmuthigen, farbenfrischen und graziösen Charakter der ganzen Stadt eine Ausnahme. Die Fresken an den Wänden, meistentheils so erhalten, als hätten eben erst die Künstler den schützenden Vorbau, hinter dem sie arbeiteten, abbrechen lassen, sind nach Erfindung und Ausführung von einem Reiz, der uns fast in den Zeiten zu beirren scheint. Denn man glaubt die Richtung des Geschmacks, die uns vor fünfzig Jahren

diese Wandgemälde wie zur Sättigung unseres innigsten Verlangens nach Schönheit und bedeutungsvoller Symbolik damals zuerst hat nachahmen lassen, bereits mit all den einschlagenden und mitkonkurrirenden Stimmungen unseres Jahrhunderts im Bereich der Theorie von Kunst im Allgemeinen und von Poesie und Lebenshumor im Besonderen so vom Alterthum ausgesprochen, so schon den Gemüthern eingeprägt zu sehen, wie gegenwärtig. Und doch ist unser Genuß an diesen tanzenden Gestalten, an diesen Blumengewinden, diesen Schmetterlingen und Vögeln ein Ergebniß moderner Sentimentalität, während jene alte Zeit lachend selbst das Elegische empfunden zu haben scheint, so naiv, ursprünglich und lebenstreu treten uns diese Bilder entgegen, die dabei zugleich nie, wie bei unseren mittelalterlichen Bildern, durch die sinnige Absicht, die ihnen zu Grunde liegt, mit dem Mangel an korrekter Ausführung versöhnen müssen. Denn die letztere läßt nichts zu wünschen übrig. Was kann nicht da noch alles Herrliches zu Tage treten! Die mit der unausgesetzten Fortführung der Arbeit des Aufdeckens der Verschüttungen beschäftigte auffallend geringe Zahl von Kräften wurde uns dadurch erklärt, daß man behauptete, die Beaufsichtigung müßte jedem Glassplitter gelten, den sich die Arbeiter nur zu gern aneignen und ihn an Hehler und Unterhändler als pompejanische Ausbeute verkaufen. Soldaten bewachen

die Arbeiter, Offiziere wieder die Soldaten und die Offiziere wieder civile Instanzen. Es wird hier gearbeitet, wie man bei Giesecke und Devrient in Leipzig Papiergeld druckt.

Mit dem Zusammenwohnen in den Städten nahm es die alte Zeit, auch die mittlere, gar gemüthlich und genau. Auch in den Städten des Mittelalters konnte ein Nachbar über die Straße hinweg dem Nachbar aus dem Fenster zum Morgengruß die Hand bieten. Darin muß ein Kulturmoment gelegen haben. Einer schliff sich ganz reell am andern ab. Die Nothwendigkeit, sich nicht zu oft auf die Hühneraugen zu treten, erschuf respektable Umgangssitten. Talente und Charaktere wurden leichter erkannt. Kein Wunder, daß in Rom Jedermann wußte, daß Herr Cajus Niemand anders sein konnte, als Julius Cäsar, und in Augsburg „Herr Antoni" Niemand anders als Anton Fugger. Die Menschen wuchsen miteinander auf, Einer rankte sich am Andern empor. Wir legen jetzt unsere Städte nicht mehr mit beengenden Zwingmauern, mit Wällen und des Nachts zeitig geschlossenen Thoren an, wir sondern schon sogar jedes Haus ab und suchen es, wenn das Glück gut geht, mit einem Garten zu umgeben. Kaum, daß sich Nachbarn, wenn sie zu einander ziehen, als Anstandsregel einen Begrüßungsbesuch vorschreiben. Für die Kunst hat jenes enge Zusammen-

wohnen gewiß großen Gewinn gebracht. Das Lustspiel z. B. machte sich unter einer Gesellschaft, die so eng zusammenwohnte, wie in Pompeji, fast von selbst.

Zwei Rosse waren uns von Torre dell' Annunciata aus nachgeführt worden. Als wir den Schlußstein Pompejis, welchen, wie bei allen alten Städten Italiens, die Arena bildet, gesehen hatten (auch an dieser Stätte einer verweichlichten Bildung gefielen sich die Menschen darin, von einem gesicherten Amphitheaterplatz aus an den Kämpfen der Menschen und Thiere die Schauer des Gräßlichen, das Andere, nicht sie selbst traf, zu erproben —), wandten wir uns westwärts dem mit einem weißen Wölkchen wie mit einer Negligéehaube bekränzten Feuerberge zu. Daß jedem Gaul noch ein Führer und als Dritter im Bunde noch ein eigentlicher Guide zugesellt war, hatte sich als das Ergebniß jahrtausendjähriger Satzungen herausgestellt. Der Guide war weder in der Geschichte noch in der Geologie heimisch. Auch seine Weisheit über den Vesuv gipfelte in dem: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro.“

Die Kosten eines Ausflugs auf den Vesuv sollten sich aber noch steigern, obschon uns der Weg, den wir nahmen, nicht an der Hütte des vielgeschilderten, jetzt von den Fortschritten — nicht der Aufklärung, sondern der Hotelkultur weggefegten „Eremiten“, nicht am „Observatorio“ vorüberführte. Nach einem Ritt, der nur eine Stunde

gewährt haben mochte, weil wir nach dem Gesetz der Kontraste aus der Stadt des Todes mit doppelt frischem Lebensmuth auf und davon sprengten, gelangten wir an den Beginn der steilen Erhebung des Berges, die ein berittenes Weiterklimmen verbietet. Wir hatten einige unansehnliche Dörfer, einige einzeln gelegene Hütten, die Anpflanzungen der „Lacrimä Christi" zurückgelegt und in Betreff letzterer gefunden, daß die diese etwas frivole Gethsemaneh-Erinnerung erzeugenden Rebengärten eine große Ausdehnung, aber eine solche auch die einzelnen Stöcke selbst haben. Sie machen sich's so bequem und lagern sich in so breiter Raumverschwendung über die Gegend, daß sie hier dem Berge nur ein mäßig grünes Kleid geben. Dort ein Stock, hier einer. Dazwischen mehren sich schon die erratischen Felsblöcke, die zerbröckelten Lavaschichten. Noch kommt ein letzter Feigenbaum, noch ein letzter Oleanderbusch, jetzt nur noch Ginster und Dornen, und allmälig heißt es: „Gegend zwischen Schierke und Elend", wie im Faust. Das Auge aufzuschlagen und hinunter zu sehen, hatten wir uns verboten. Wir wollten wie mit verbundenen Augen auf die Höhe reiten und erst dann die Binde ablegen, wenn uns der vorauszusetzende schönste Anblick der Erde lohnte. Für unser theures Geld! konnten wir wohl hinzufügen, denn da, wo die steilere Erhöhung mit der sanfter aufsteigenden einen verhängnißvollen,

stumpfen, beinahe rechten Winkel bildet, bestürmte uns erst recht ein Haufe der eigentlichen Vesuvianer, die den arglosen Fremdling an den Krater geleiten, die Rosse inzwischen in einen Bretterschuppen stellen, den mitgebrachten Begleitern, und wäre selbst der berühmte Guide Cozzolini von Resina darunter, zumuthen, in dem „Atrio" zu bleiben, und sich nunmehr der ihnen gehörigen Opfer allein bemächtigen. Wir waren zu zwei; für Jeden zwei Lootsen auf dem Meer von Asche, das wir zu durchsteuern hatten, das konnte nach den uns gemachten Schilderungen der Mühsale, die damit verbunden wären, nicht zu viel erscheinen. Stricke, um uns in's Schlepptau zu nehmen und nöthigenfalls auf die fast senkrecht zu werden drohende höchste Spitze hinaufzuziehen, wurden reichlich mitgenommen.

Der erste Marsch über Steine aller Art, an welchen geologische Studien zu machen vorläufig die Lust gebrach, ging noch leidlich von statten. In diesem Augenblick der höchsten Anstrengung war ich auf's Lebhafteste versichert, daß Leopold von Buch, Gay Lüssac und Alexander von Humboldt in jedem Punkt Recht gehabt haben, den sie über diese unterirdische Küche des Vulkan, die eigentlichen Zwecke der zuweilen bis zu Erdbeben die Hämmer rührenden Cyclopen aufstellten. Ich ließ ihnen ohne Widerrede die ganze Tertiärperiode und das Hinzutreten von Wasser zu den geheimen Vorgängen in diesem Theil der

Erde als Ursache des Feuers gelten, war weder Vulkanist noch Neptunist, sondern suchte nur möglichst rasch emporzukommen. Der Orvieto vom Albergo an der Gräberstraße zu Pompeji und einige weitere Ergänzungen noch unterwegs mit „Christusthränen" hatten mich nicht in die richtige Disposition zum Ersteigen des Vesuv gebracht. Die Flügel der Phantasie waren dadurch zwar um einige Schuhe verlängert worden und die Stimmung gipfelte bereits im Voraus bis auf die Höhe von 3500 Fuß über die Erfahrungen des Lebens und besonders des Lebens in Italien, Wirthshausrechnungen, Trinkgelder, unablässigen Bettel; ja ich sah im Geist Plinius mit seinem Vater von einem Kahn aus das großartigste Feuerwerk, das je auf Erden abgebrannt worden ist, wie die Leistung eines kühnen Pyrotechnikers, eines wiener „Stuwer", bewundern und begriff beinahe, warum Tiberius, dieser edle Charakter, den damals Adolph Stahr noch von dem jahrtausendjährigen Verkanntsein nicht „gerettet" hatte, gerade die Insel Capri zu seinem Aufenthalt wählte, die von dem tückischsten aller Verschwörer, dem Vesuv, eine sichere Eruptionsweite bot; sogar die Elementargeister unter mir sah ich, die grollenden und ungebändigten, in menschliche Gestalten verkörperten, wie sie etwa im zweiten Theil des Goethischen Faust hätten auftreten können und bei einer würdigen Mise-en-scène auf der Bühne in schwefelgelben

Trikots, zinnoberrothen Gesichtsmasken und krystallinisch-kandirten Mänteln, etwa wie die Kurgäste in Nauheim, wenn sie von den Gradierhäusern und Inhalationssälen kommen, würden haben erscheinen müssen — und selbst das theure Vaterland, seine Hans Heilings und seine Spielhöllen, traten mir mit dem Schlund des Vesuvs in Verbindung. Ich sah, wie Nauheim auf Befehl von hier aus plötzlich seinen besten Strudel vor einigen Jahren verlieren und später ihn wiedergewinnen konnte. Aber bei alledem galt es klimmen und klimmen und die Thatsache feststellen, daß alle Reisebeschreibungen unklare Vorstellungen über den Vesuv verbreiten. Denn wo sagt wohl eine, und ich empfehle diese Stelle einem künftigen italienischen Berlepsch: „Der Vesuv hat die Gestalt eines Trichters, dessen Spitze — verstehen wir uns recht — dessen, um uns küchentechnisch auszudrücken, Dille, also der Schnabel, der in eine Flasche gesteckt wird, in die wir eine Flüssigkeit gießen wollen, eine beinahe senkrecht aufsteigende Erhebung von einigen hundert Fuß ist, bestehend aus nichts, als zermürbter Lava und Asche. Bei jedem Schritt vorwärts versinkt man bis über die Knöchel in diesem schwarzen Schutt und gleitet, da sich nirgends ein Halt bietet, jeden Schritt, den man vorwärts gethan, um mehr als die Hälfte wieder zurück." Ich fühlte, daß sich mir jene Netze, worin bekanntlich unsere Athmungs-

werkzeuge hängen, bedenklich zu erweitern anfingen, und in der That mußte ich mich etwa ein Dutzendmal in die Asche werfen, um nicht die sofortige Schlußkrisis des sich an diesem Tag bei mir in bester Form ausbildenden „Lungenemphysems" zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Stricke und das Nachstoßen der Führer halfen wenig. Der Italiener ist so wenig für einen an Andere zu gewährenden Schutz und Beistand talentirt, daß man lieber leidet und duldet, als seine schwächliche und sich um Alles selbst nicht exponirende Hülfe in Anspruch nimmt. Es stellte sich auch bald heraus. Diese Beistände schleppten sich noch selbst mit sechs Flaschen Wein, die sie uns und sich selbst als erste Rate ihrer buona manchia, ihres Trinkgelds, oben am Krater octroyirten.

Der „Vertraute" der österreichischen Diplomatie war etwas früher am Raude der Trichterspitze, die man Somma nennt, angekommen, als ich. Ich stellte dem gemachten Jubel der vier Vesuvianer oder höllischen Cyclopenhandlanger, dem tollen Tanzen derselben, dem Schreien, Singen und Hervorziehen der sechs Botiglien, die sie als eine verdiente Belohnung für sich selbst und eine nothwendige Stärkung für uns wie Siegestrophäen über ihren Häuptern schwangen (die später verlangten Preise dafür stellten sich beinahe à Botiglia gleich Hochheimer Dombechant heraus), vorläufig eine stumme Resignation entgegen. Ich

fühlte, daß der Boden, den unser in den Schäften mit Asche überfülltes Schuhwerk betrat, heiß war; dennoch warf ich mich der Länge nach nieder und suchte erst die Dauer der Athemzüge mit der Ausdehnung meines Brustkastens in Harmonie zu bringen. Die dargereichten Becher mit rothem Traubenblut lehnte ich ohne Beschwerde für mein Wörterbuch einfach stumm ab. Mein Begleiter verschwendete ebenfalls keinen Protest gegen die nicht bedungene Stärkung. Er kannte seine Landsleute. Es galt jetzt nur, sich zu orientiren, wo man war. Es war die Höhe des Vesuvs, die unmittelbare Nähe des unheimlichen Kraters, der eine lange und grausame Geschichte hat. Erst vor einem Jahr wurde Herr Delius, ein Reisender aus Bremen, von seinem Schlund in die Tiefe gerissen. Unsere Vesuvianer gebärdeten sich bald als Stammesverwandte der Räuber in den Abruzzen. Was hätte sie hindern können, Vier gegen Zwei, auf dieser einsamen Höhe, wo ein Hülferuf im blauen Himmelsrund wie das Summen einer Fliege verhallte, die Fügungen eines „unglücklichen Zufalls" zu erleichtern —? Wenigstens würde ich Niemandem rathen, den Vesuv mit solchen Führern, die nun außer ihrem bedungenen Honorar noch zu den sechs Flaschen Wein eine besondere baare Geldzulage begehrten, allein zu besteigen. Der Streit darüber erhob sich allerdings erst am Schluß des erhabensten Schauspiels von der Welt.

Ein längeres Stillstehen ergab, daß es den Fußsohlen anfing unerträglich heiß zu werden. Das Liegen auf dem Boden konnte ebenfalls nur auf kurze Zeit Bestand haben. Man bewegte sich also und sah, daß man sich auf einer riesigen Schüssel befand, die sich in der Mitte vertiefte zu einem Spalt, aus dessen Windungen in gleichmäßigen Intervallen ein schmauchender Zug wie etwa aus einer riesigen Studentenpfeife kam. Paff —! Paff —! Jeder Zug war von einem Auswurf von Schlacken begleitet, die glühend heiß waren und gerathen sein ließen, sich sein Haupt bedeckt zu erhalten. Das Paff —! Paff —! wurde etwa mit jener gelinden Vehemenz hervorgestoßen, wie eine Lokomotive, die frisches Wasser genommen hat, in einer gewissen feierlichen Prüfung ihrer neu gewonnenen Kraft sich allmälig wieder mit dem harrenden Train, die Nebengeleise ausmessend, vereinigt. Jeder Stoß schien ein Hinderniß wegräumen zu wollen und nur dadurch unschädlich zu werden, daß es hier oben eine Oeffnung gab. An ein Hinuntersehen in eine Tiefe war nicht zu denken. Denn theils fehlte für das Auge eine abzusehende Bahn — die Windungen und Vorschübe, die den Schlund verengen, beginnen sogleich an der Mündung — theils benahm der Schwefelgeruch der in bestimmten Intervallen heraufgeschleuderten Massen dem Nahestehenden *so sehr* den Athem, daß man zu ersticken fürchten mußte; von der

Hitze des Bodens zu schweigen, die sich in nächster Kraternähe noch bedeutend steigerte. Das in dieser unheimlichen großen Schüssel servirte und sie ganz bedeckende Gericht waren unfehlbar riesige Maccaroni, zubereitet aus Schwefel und Pech. Die Färbung des zuweilen in ein schönes Roth übergehenden Gelb dieser zierlich in einander gewundenen Schwefelwürstchen oder Pechnudeln war die allerfrischeste. Will man vom Inhalt der Schüssel lieber das Bild von Gedärmen brauchen, so hab' ich nichts dagegen. Die Rundgänge auf der heißen, gelbrothschwarzen Schüssel haben etwas Unbequemes auch deßhalb, weil nirgends der Boden recht fest und haltbar erscheint, vielmehr mit plötzlichen Spaltenöffnungen zu überraschen droht. Auf dem „Eismeer" bei Chamouny hat man eine ähnliche Empfindung der Unsicherheit, nur in Gletschertemperatur übersetzt.

Aber das Schönste wurde drum doch der Blick in die Welt hinaus! Schon stand die silberne Sichel des Mondes über uns, aber die Sonne war noch nicht untergegangen. Aus einer zehnfachen Münsterthurmhöhe verfolgte das Auge Land und Meer, schweifte bis zu den gleich Nußschalen liegenden Inseln Capri und Ischia hinüber, bis zum Golf von Amalfi und weit hinaus über das Kap Miseno. Himmel und Wasser schienen in Eins zu verschwimmen. Die bunten Flaggen der Schiffe konnten

für den Widerschein einiger Rosenwölkchen gelten, die sich in die blaue Aetherwelt wie Schmetterlinge verirrt hatten. Kein Vogel hält sich in dem Schwefeldunst des Vesuv auf, todtes Schweigen umgab uns ringsum und dennoch glaubte man die bunte Welt da unten, Neapel und die ganze so reich bevölkerte und bebaute Hufeisenküste des meilenlangen großen Golfs deutlich zu vernehmen, die Welle des Meeres bis hier herauf rauschen zu hören. Nun konnte immerhin auch Großgriechenland unter uns liegen oder die Zeit der Normannen oder die der Spanier, die hier geherrscht haben — alles das war sich gleich. Die Kirche San Gennaro konnte ein Apollotempel, das Kastell Sanct Elmo ein alter Pelasgerbau sein. Was ist auf diesem Punkt der Erde, dem „aus dem Himmel gefallenen Stück Paradiese" nicht alles geschehen —! Wie war es die Sehnsucht und der Mittelpunkt des Alterthums —! Schon des grauesten zur Zeit der Phönizier —! Die römische Welt konzentrirte sich hier, sie lebte hier und in Bajä und in Puteoli von ihren Zinsen, sie ging hier unter —! Der äußerste Norden sandte dorthin nach jenem Dämmerstreifen am Meere, nach Sicilien, seine tapfern Söhne — und Konradin blutete auf jenem Platz, wo jetzt ein Ausrufer an einer Circusbude schreien und zum Eintreten auffordern mag —! Ja, wie alles das da unten sein Menschenrecht übt, durcheinander wimmelt und

jetzt doch nur stille steht —! Hier oben hört man nichts, hier oben bewegt sich nichts. Selbst die Schnelligkeit auf der Eisenbahn, die dort soeben von Portici ein weißes Wölkchen als den Vorreiter eines Trains erkennen läßt, diese erste süditalienische Probe eines von Gregor XVI. mit dem Anathem der Kirche belegten Vorwärts, scheint die einer Schnecke zu sein. Und in welch starrer Ruhe steht der Monte Somma hinter uns, über ihm der silberne Mond —! Zur Linken schließt der Monte Sant Angelo, zur Rechten der Monte Gaudo das nächste Panorama, ohne es ganz zu begrenzen. Darüber hinaus ist Alles noch Berg und Thal, bewegte Welle und belebte Luft und — Gott und die Welt, unser Denken und Ahnen ist — hier fühlen wir es — ebenso endlos, ebenso ewig und unbegrenzt —!

Grade die Erhabenheit des Anblicks, grade die gewaltigen Schauer der Seele, die uns erschüttern müssen hier am Eingang sowohl in die Urwerkstatt der äußeren Schöpfung, die noch immer nicht beendet scheint, wie in jene Hallen des inneren Heiligthums der Gottheit, wo der Erfinder des Weltgedankens die Rolle, einen winzigen Stern, wie die Erde, zu schaffen, einem seiner untergeordneten Geister, einem Demiurgos, übertragen zu haben scheint, der in den göttlichen Urgedanken seine eigene Unkraft, Thorheit und Leidenschaft, Pech und Schwefel,

mischte, während der erhabene Erste der Ersten auf seinem Thron sich selbst nur die Ueberwachung der Geistesgeschichte vorbehalten hat, der Geschichte der Liebe, der Harmonie, der Heranbildung der vernunftbegabten Wesen zu seinem eigenen Sein und Wesen — grade während solcher Stimmung dann die kannibalische Natur des Menschen erproben zu sollen, wie wir mit unsern vier Vesuvianern, das konnte reizen, plötzlich aus einer halben Seraphswelt in diese irdische mit den Worten: Ihr Canaillen! Bestien! Nichtswürdige Hallunken! herauszufallen.

Das vierblättrige Kleeblatt verlangte seine Bezahlung hier oben am Rande des Kraters, wo ein Jahr zuvor Herr Delius aus Bremen verschwunden war. Sie behaupteten einen anderen Weg einschlagen zu müssen und wollten abgelohnt sein. Es kam eben zu einem neuen Verlangen nach Zulage, außer den sechs Botiglien, die ebenfalls theuer genug angerechnet wurden. Da trat mein Zorn wieder in jenes bereits beim Eintritt in Neapel erprobte Stadium. Während der „Vertraute“ in seiner Muttersprache die Unbill solcher Forderungen auseinandersetzte, ergriff mich derselbe furor teutonicus, den vielleicht Neapels Bewohner schon zu den Zeiten des Spartacus kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Denn ohne Zweifel haben damals die Sklaven, als sie ihre Ketten brachen, auch gesprochen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und

ohne Zweifel waren Deutsche darunter. Ich sprach rundweg lediglich deutsch und zahlte, was ich wollte, ohne die begehrten Supplemente. Die „Donnerwetter!“ die „Nichtswürdige Räuberbrut!“ die „Lumpenbagage —!“ thaten das Ihrige. Die Meuterer verstummten. Es stiegen ihnen entweder Erinnerungen aus der Hohenstaufenzeit auf, oder irgend eines der gefallenen, unverständlichen Worte erschien ihnen als befähigt, sie zu „verzaubern“, „festzumachen“, sie irgendwie zu „verwünschen“. Völlig verdutzt ließen sie uns unsern Rückweg in Ruhe antreten.

Daß ich dabei Betrachtungen anstellte, ob man denn wirklich gut thut, das Volk durch allzuviele Konzessionen zu verwöhnen, oder ob es nicht besser wäre, es zuweilen die Absätze unserer Stiefel fühlen zu lassen, kann möglich sein; denn auf Stiefel kam uns jetzt Alles an. Diese fest in den weichenden Aschengrund einzusetzen, um beim Herabsteigen Halt zu haben, wurde unerläßlich. Wir kamen auf diese Art zum „Atrio“ zurück, wir wußten nicht wie. Erst beim Hinunterschwingen unserer Gliedmaßen erkannten wir das Hinauf, das wir sie hatten tragen müssen.

Die Führer unserer Rosse gaben unsern Verwünschungen über ihre Kameraden ein zustimmendes Gehör. Sie thaten es um so lieber, als es nun auch für sie galt, uns

zu dem von ihnen zu nehmenden Abschied in freigebiger Laune zu erhalten. Wir ritten, wie wenn noch jetzt der Boden unter uns heiß gewesen wäre, in beinahe übermüthiger Laune durch die „Thränen Christi" hindurch nach Torre dell' Annunciata, wo durch die Marienfeier Alles in Aufruhr gebracht war. Mönche und Soldaten, Schiffer und Weinbauern, Possidente und Bettler, Weiber und Kinder waren in einander gewickelt wie in einen einzigen Knäul. Die Illumination aus tausend Lampen, die für die Nacht beabsichtigt war, beschäftigte den ganzen Ort.

Zwei Tage darauf illuminirte auch der Vesuv. Aus dem Aschenkegel brach ein Lavastrom hervor, der sich bis nach Portici den Weg bahnte. Bei Nacht war die malerische Wirkung außerordentlich. Wie eine brennende Stadt glühte es der Länge nach an der Höhe. Ueber dem Krater lag dichtes Gewölk, brennendroth vom Widerschein eines unterirdischen Feuers, das jedoch selbst nicht gesehen wurde. Die Flammen, die in „der Stummen von Portici" aus dem Vesuv hervorbrechen, haben vielleicht selbst bei Pompejis Einäscherung nicht das vom Aschenregen verfinsterte Tageslicht gesehen. Das Centrum der Erde liegt schon etwas sehr weit von ihrer Peripherie.

Es war zu spät geworden, als daß wir, zurückgekehrt

nach Neapel, noch in die Oper hätten gehen können. Besser auch, am Toledo im Café Europa sitzen, die Nachtfrische genießen und bei einer Schale „Granita", einem süßen Schnee, den ich allem „Eise" vorziehen lernte, über den Anfang und das Ende der Erde nachdenken. Mein „Vertrauter" nahm das, was wir heute an seinen Landsleuten erlebt hatten, für einen Beweis mehr, daß Italien ohne die österreichischen Bajonnete nicht länger existiren könnte. Dennoch befand sich unter seinen Bekannten, die wir in jenem Café fanden, ein unterrichteter, von einem gewissen mysteriösen Dunkel umgebener österreichischer Offizier, der so wenig an die fernere militärische Zukunft Europas und speziell seines Vaterlandes glaubte und so versichert sein wollte, daß die Devise Napoleon's: „das Kaiserreich ist der Friede", ernstlich gemeint war, daß er, wie sich später herausstellte, wenn nicht förmlich Muselman wurde, doch in die türkische Armee trat. Er hatte die seltsame Art eines stillen Opiumessers, kannte Heine und Lenau und schien an jener Hamletstimmung zu leiden, die sich des Offiziers im thatenlosen und die freie Ausübung der angebornen Menschenrechte so empfindlich beeinträchtigenden Garnisondienst zu bemächtigen pflegt.

Die Ledermappe meines Gefährten kam am andern Tage von Caserta zurück, wo Re Bomba mit seinen Ministern weilte. Mein Begleiter entführte sie wieder, mitten

auf dem Nervengeflecht des Magens, nach Florenz, dem damaligen Mittelpunkt des Einflusses Oesterreichs auf die italienischen Fürsten. Es durfte durchaus angebracht erscheinen, beim Abschied, mit einem Blick bald auf die Mappe, bald auf den Vesuv, dem liebenswürdigen jungen Manne nachzurufen: „Si, si, miracolo, che cosa ha dentro!“ Denn auch für die Welt sollte es bald aus österreichischen Couriertaschen einen flammenden Ausbruch geben.

Antike Romantik?

Gelegentlich las ich wieder die kleine Schrift, die vor zehn Jahren Dr. Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, über Kaiser Julian den Abtrünnigen herausgegeben hat.

Wie sich die Gesichtspunkte mit den Jahren ändern! Die polemische Spitze, die der geistvolle, so bekenntnißmuthige Verfasser seiner Auffassung jener an den Namen Julians geknüpften „Wiedereinsetzung des Heidenthums als Staatsreligion" des großen römischen Weltreiches gegeben, ist noch jetzt keineswegs abgebogen, aber die volle Berechtigung, die Denk- und Empfindungsweise Julians sowohl, wie die Stimmung und das Interesse der von ihm angetroffenen Zeit- und Weltlage mit Erscheinungen unserer Tage in Vergleichung zu bringen, scheint denn doch unter keinerlei Umständen mehr eine zutreffende. Es geht hier so wie mit den Schlagworten des Momentes immer.

Man gibt der scheinbaren Ueberzeugungskraft eines plötzlichen Einfalls wohl einen Augenblick seinen Beifall, wird sich aber nicht der Gerechtigkeit entziehen können, später die in Vergleichung gebrachten Charaktere und Dinge doch wieder so in ihren alten Stand zu setzen, wie sie allein der Wahrheit entsprechen.

Strauß wollte in jener merkwürdigen Erscheinung, daß etwas über drei Jahrhunderte nach dem Tode Christi eine bereits ziemlich universal gewordene neue Religion, die sogar zwei Kaiser schon sollten „zur Staatsreligion“ erhoben haben, wieder als solche suspendirt und der leidenschaftlichen Wiederherstellung des Heidenthums geopfert wurde, eine durchaus persönliche Willkür jenes Neffen Constantins sehen, dessen kurze, kaum drei Jahre andauernde Regierung damals die christliche Welt in eine Bewegung brachte, die ebenso viel Bangen wie Leidenschaft weckte. Er verglich Julian mit den Romantikern unserer Tage, Julians Bekämpfung des bereits christlich gewordenen Zeitgeistes mit dem „Zurückschraubenwollen“ auch unserer aufgeklärten Zeit auf die Anschauungen des Mittelalters und sah in Julian einen jener Stimmungsdilettanten, die auf ein nur phantastisch und verschönert ergriffenes Heidenthum hin so schwärmten, träumten, positive Einrichtungen trafen, wie etwa wir jetzt Manche für den romanischen Baustyl, für gothische Dome, Ritter-

burgen, nebst den entsprechenden Auffassungen des kirchlichen, politischen und geselligen Lebens, schwärmen sehen. Nach Strauß' Meinung raffinirte sich Julian eine Ueberzeugung, die er selbst nicht mehr hatte. Nach Strauß bestand er deßhalb auf die Wiedereinsetzung des Alten, weil ihm ein konservatives und reaktionäres System geistreicher und poetischer dünkte.

Indessen scheint uns die Aehnlichkeit anderer alter Stimmungen mit neueren, wie man sie gleicher Weise z. B. in der Darstellung der Regierungszeit Jakobs I. von England gefunden hat, zutreffender zu sein als diese. Die von Strauß mit Geist und Gelehrsamkeit, wie man an ihm gewohnt ist, hervorgehobene Parallele verfehlt eine augenblickliche Wirkung nicht, doch muß man zuletzt der Wahrheit die Ehre geben und kann nur wenig von dem in Vergleichung Gebrachten ganz so gelten lassen wie der polemische Zweck und der ein wenig „zu Tod gehetzte" Witz seiner Auffassung es braucht. Selbst der Umstand, daß der für seinen Helden so warm ergriffene Geschichtsschreiber Julians, August Neander, allerdings ein Romantiker gewesen und jene Anschauungen des deutschen Geistes vertrat, die wir vorzugsweise an die Heidelberger Zeit von 1806—1812 anzuknüpfen pflegen, unterstützt doch nur scheinbar die mehr amüsante als erwiesene Strauß'sche Ausführung.

Wir alle wissen, daß die Christuslehre zu einer Zeit in die Welt trat, wo alle Bedingungen dem Annehmen eines neuen Glaubens entgegenkamen. Das römische Reich hatte eine Ausdehnung gewonnen, die sich weder politisch noch geistig mehr vom Mittelpunkt desselben aus beherrschen ließ. Die römischen Adler, die schon lange nicht mehr von den mit besonderer Vorliebe dem Gewerbe und dem Ackerbau ergebenen italischen Völkerschaften, sondern von den umgränzend wohnenden Barbaren emporgehalten wurden, siegten zwar in den Schlachten, beugten sich aber überall vor den alten Institutionen der Sitte und Ueberlieferung, die sie in Gegenden antrafen, wo der schaffende, jahrtausendjährige Weltgeist mehr hervorgebracht hatte, als was vom römischen Forum und Capitol aus die Imperatoren und Proconsuln über die Erde verbreiten konnten.

Es war aber nicht nur die Staatsräson der Römer, daß sie den Glauben, ja anfangs sogar die Regierungsformen der unterworfenen Völker und Reiche schonten, es erfüllte sie auch eine geistige und moralische Stimmung mit Scheu vor dem Geist der Fremde, dem Wunderbau der Pyramiden, vor den Mysterien der syrischen Astarte, dem Tempel Salomos. Schon längst hatte sich unter den Gebildeten jener Zeit das Bedürfniß einer geläuterten und vereinfachten Religion verbreitet, einer Religion,

welche die Ueberfülle der mythischen Erinnerungen nur noch der Poesie überließ und sich den „Besten Größten Jupiter“ immermehr zu einer Einzigen Gottheit erhob, die Himmel und Erde schuf und regierte. In diesem Sinn hat man später die Anschauungen schon Virgils christliche genannt; eine Bezeichnung, die von dem bescheidenen, weltscheuen, im Umgang zurückhaltenden und, wie man erzählt, aus Pedanterie für jenes Jahrhundert auffallend sittenreinen Sinn dieses Dichters fast bis zum zutreffenden Beiworte des Frommen unterstützt wurde.

Wir wissen aber auch, daß mit dem Bedürfniß nach Vereinfachung und Vergeistigung der Religion gleichzeitig die Neigung für das Mysterium im Zunehmen war. Es ist die alte Erscheinung, daß die Aufklärung Formen des Aberglaubens nicht ausschließt. Napoleon galt wenigstens in Rom für einen Atheisten, während er auf die Gunst der gewählten Stunde und des glücklicheren Tages hielt, wie seine Kammerdiener verrathen haben. Nach irgend einer Richtung hin will das Herz seine Befriedigung. Demnach wurde auch diese, wie man sie gewöhnlich nennt, „überlebte“ alte Welt religionssüchtiger denn je, und gerade im Vollgefühl ihrer Philosophie, im Stolz auf ihre sonstige Vorurtheilslosigkeit. Dem „unbekannten Gott“ baute man Altäre, lediglich aus dem Drange, zu suchen,

was Allen und für Alles genügend nirgends mehr gefunden werden konnte.

In der Kaiserzeit wirkten die alten Götter entweder schon wie ihre Standbilder nur in rein künsterischem Sinn oder mystisch und spukhaft in der Art, wie wir in den Legenden und den alten römischen Novellen lesen: In Rom lebte ein Weib von wundervoller Schönheit, sie war die Wittwe eines reichen Senators, besaß einen Garten voll der ausgesuchtesten Pflanzen und Bildsäulen, immer aber wenn sie vom Lager aufgejagt wurde durch schreckhafte Träume und aus ihrem Palast Nachts durchs Fenster blickte, sah sie im Mondenlicht die bronzene Gestalt eines Mercur, um den die Wellen eines Springbrunnens plätscherten, sie blickt hin und glaubt das Bild sich bewegen zu sehen; es gewinnt Leben, lächelt dem liebessüchtigen Weibe und erhebt sich von seinem Postament, schreitet auf sie zu und siehe da, es ist dann der Teufel, der also mit verlockender Stimme ihrem Herzen gesprochen! Folgt hierauf ein Pakt mit der Hölle, erst viel Wonne, dann viel Schmerz, zuletzt Bekehrung und Erlösung durch irgend eine christliche Gnadenfügung. Der heidnische Standpunkt war hier der des Hexenthums mit Blocksbergmysterien und nächtlichen Natur- und Geheimculten. In solchen ständigen Schauern zwischen dem Drang zum Mystisch-Ueberirdischen und dem Rückfall

in die Sinnlichkeit blieb die Welt nach den Tagen des Augustus noch lange. Je größer der Drang der weltlichen Noth und je höher die aufgethürmte Fluth des Wahns und der tyrannischen Anmaaßung und je unersättlicher der Durst nach den aus allen Weltgegenden geborgten Reizen des Daseins stieg, desto haltloser wurde die sittliche Kraft des Widerstandes, desto „seufzender die Creatur", durchschauerter das Verlangen, vielleicht noch von den Sternen zu gewinnen, was schon lange die Sonne Niemanden mehr gewähren zu wollen schien.

Das Christenthum kam dieser allgemeinen Sehnsucht nach dem Neuen, Wunderbaren und Ueberirdischen mit besonders drei günstigen Umständen entgegen.

Einmal entsendete es seine Boten gerade von jener Eingangspforte in den mystischen Osten aus, dem sich die ganze römische Welt ebenso zudrängte, wie alle Welteroberer vor und nachher bis Napoleon I. und III. hin. Die Kraft, die Rom aus dem Kampf mit den Völkern des Westens und Nordens gewann, wurde immer nur für die bei Weitem erwünschtere Ausdehnung des Reiches nach dem Osten hin benutzt. Mit den Galliern und Germanen kämpfte man, wie jetzt die Franzosen mit Afrika, nur um eine Schule zu haben, deren Kriegsfertigkeit vorzugsweise den unüberwindlichen Parthern und Persern entgegengestellt wurde. In unsern Geschichtswerken hält

man gewöhnlich diese Kämpfe für ebenso nutzlos und thöricht, wie die Römerzüge der deutschen Kaiser; aber ist es nicht, möchte man fragen, als hätte das alte römische Weltreich schon frühe die Gefahren geahnt, die dem civilisirten Abendlande einige Jahrhunderte später von den Arabern und Türken drohten? Und für dies immer mächtiger, immer dringender werdende Verlangen, im Innern Asien's die Fußstapfen Alexanders aufzusuchen und sich bis nach Indien hin zu befestigen, waren nun eben die Stätten, wo zufällig auch die Apostel und Bekenner die meisten Juden antrafen und bei ihnen ihre ersten Erfolge gewannen, diese Städte am östlichen Busen des mittelländischen Meeres, die volkreichen, immer gesuchten und mit besonderer Aufmerksamkeit in allen ihren äußern und innern Vorgängen beobachteten großen Handels- und Waffenplätze.

Die zweite Aeußerlichkeit, die den Fortgang der somit gerade an den damaligen allgemeinen Weltreisezielen aufgetauchten neuen Lehre beförderte, war die von den politischen und bürgerlichen Dingen abziehende Tendenz dieser Lehre und ihr Bestreben, lediglich nur das menschliche Dasein ihrer Bekenner neu zu begründen. Schon in der Apostelgeschichte finden sich die widersprechendsten Nationalitäten zusammen als Begründer der ersten Gemeinden, jüdische Handwerker, griechische Kaufleute, römische Cen-

turionen. Zwar wurde wieder eine bisher unbekannt gewesene, völlig neue und höchst wunderbare Geschichte und Mythenlehre, die des alten Testaments, zu Gunsten einer gering geschätzten Nationalität, der jüdischen, eröffnet, aber für die Beziehung derselben auf Welt und Zeit lag sie gewissermaßen schon todt; sie hatte nur im Christenthum einen sich verwerthenden Auslauf. Die geistigen Anschauungen und chiliastischen Hoffnungen der Christen lehrten eine so gründliche Verachtung der Trüglichkeit und Verworrenheit der Zeiten und staatlichen Einrichtungen des Augenblicks, daß sich der neuen Religionssekte jede Verstimmung, jeder unbefriedigte Ehrgeiz, auch jede Furcht vor einem rauhen Zusammenstoß mit der tyrannischen Zeit zuwenden mußte. Dazu gesellte sich die Wechselseitigkeit des Schutzes der kleinen Gemeinden. Einer der Bekenner blickte in das Leben des andern. Wo Reichthum Sünde wurde, da hörte die Armuth auf. Auf dem kleinen Gebiet jener christlichen Anfänge ließ sich alles verwirklichen, was die socialen Theorieen späterer Tage utopistisch geträumt haben.

Drittens, wenn man die dem Christenthum förderlichen Umstände weiter überblickt, so wird man Gemüthern, die solchen Erörterungen äußerer Zufälligkeiten gegenüber nur auf den Willen Gottes und die Kraft des Kreuzes Christi selbst verweisen, auch in der That nach der mehr innerlichen

und geistigen Seite der neuen Lehre hin folgen können. Da muß man es als eine vorzügliche Gunst, die dem Christenthum zu Theil wurde, hervorheben, daß sich diese Religion keine Symbolik zu erfinden brauchte, sondern daß sie diese durch ihre eigenen Schicksale ganz wie zufällig und noch neu und ihr eigenthümlich angehörend besaß. Die alten Symbole hatten sich überlebt. Was waren etwa einem ägyptischen Neophyten die Naturgeheimnisse des Nil-Lebens, die Symbole eines Apis oder Ibis! Welche unmittelbar gegenwärtige, noch in jedem täglichen Pulsschlag nachgefühlte lebendige Kraft konnte in der Strahlensonne des Mithrasdienstes, in den geflügelten Löwen und menschenhäuptigen Stieren Babylons liegen! Der Sinn derselben war einst vielleicht tief, vielleicht reichte er auf die wahren Offenbarungen der Geschichte zurück; jetzt war daran alles todt. Und wenn nicht, so ließen diese Symbole immer wieder den Wettstreit der alten Religionen zu, den Wettstreit über den Vorzug des Einen vor dem Andern oder über die Auffassung ob durch Vernunft oder durch Gefühl. Das Christenthum dagegen hatte in seinem Beginn nur eine einfache Lehre von einem einigen Gott, nur eine Geschichte oder Mythologie desselben, wenn man will, die Niemanden mehr verpflichtete — der Jehova des alten Bundes war in Christus aufgegangen — es hatte eine Moral, die an sich keiner Wahr-

heit der bessern heidnischen Philosophie widersprach. Auf diesen Grund bildete sich dann jene Symbolik, die zu jedem gemeinsamen Bekenntniß und zu jeder Religion gehört. Sie bildete sich einfach durch die historischen Erlebnisse der neuen Lehre selbst. Der Stifter derselben wurde zum Begriff. Seine Schicksale, sein Leib, sein Blut, die Zufälligkeit seiner Todesart, die Kreuzigung, seine Familienverhältnisse, alle diese Thatsachen, die Niemand erst zu erfinden brauchte, wurden Ausdruck der Verehrung, der Dankbarkeit, der Vergötterung, zuletzt Ausdruck des Dogmas. Da saß man in stiller Einsamkeit, bei abgeschlossenen Thüren, vor einem Liebesmahl der Erinnerung — und hatte damit einen Cultus. Niemand brauchte diesen zu erfinden. Eine Dogmatik entstand aus einer Anekdote. Mit der Zeit wurde letztere allerdings an Auswüchsen überreich, diese wurden bestritten, die Dogmatik spaltete sich, aber bei allen christlichen Parteien, die sich bildeten, beruhte der Glaube lediglich auf einer einzigen unleugbaren Thatsache, die etwas völlig Neues setzte für Alles, was seit Tausenden von Jahren Religionssymbol gewesen war, die Person ihres Stifters.

Bei alledem ging die Verbreitung des Christenthums langsamer von Statten, als man in Berücksichtigung dieser günstigen Umstände hätte erwarten sollen. Bei aller Verwandtschaft mit Stimmungen der Zeit war die Lehre doch

so spezifisch neu, daß sie Jahrhunderte brauchte, um so allgemein zu werden, wie wir sie immer als schon fast universal geworden voraussetzen, wenn wir z. B. von Constantins Annahme dieser Lehre lesen oder von einem von Hunderten von Bischöfen (d. h. einfachen Geistlichen und Gemeindevorstehern) beschickten Nicäischen Concil u. s. w. Der Sprachgebrauch der Kirche setzt „Concile," die von „Bischöfen" beschickt sind, schon in die ersten Apostelzeiten. Aber noch Augustinus lebte in einer ganz von heidnischen Eindrücken regierten Welt. Würde noch Diocletian, der nicht einmal zu den tobsüchtigen Tyrannen der römischen Imperatorenreihe gehört, sondern eines ihrer bessern Glieder gewesen ist, dreißig Jahre vor jenem Nicäischen Concil eine Christenverfolgung angeordnet haben, wenn die Christen nicht eine unendlich kleine Minorität im damaligen Volksleben gebildet hätten? In allen Städten, wo die Märtyrer jener Aera so grausam geopfert wurden, sind es wuthschnaubende große Volkshaufen, die einzelne Persönlichkeiten der Stadt, nicht einmal immer die sogenannten Bischöfe oder Vorsteher der kaum in ihren Mitgliedern bekannten kleinen Gemeinden zum Richtplatz geleiteten. Daß sich, während noch rings die Welt im Heidenthum lag, gerade am Hof von Byzanz die christliche Bewegung früher bemerkbar machte, als anderswo, diese Erscheinung hatte in der Bedeutung dieser Eingangs=

pforte zum Osten ihren Grund. In Rom sieht die Pietät der katholischen Kirche schon lange ein begründetes Papstthum, während gerade dort das Christenthum eine viel geringere Ausdehnung gewann, als in Alexandria und Antiochien. Den Andrang des Christenthums an den byzantinischen Hof beförderten die Frauen, die der neuen Lehre leichter gewonnen wurden; aber Constantin nahm doch im Grunde nicht das Christenthum allein als seinen Glauben an, sondern den Entsühnungen, die ein in seinem Gewissen belasteter Mörder auf sein Alter zu bedürfen schien, nahm er auch noch den Gott der Christen hinzu, jenen Gott, dessen Symbol, das Kreuz, er, ein alter Heide, der in wichtigen Augenblicken immer noch auf den Flug der Vögel sah, in der Schlacht gegen Maxentius in einer zufälligen Form der Wolken erblickt haben wollte. Die Welt war damals so erfüllt von den Kämpfen der militärischen Befehlshaber gegeneinander, daß die Vorgänge, die sich auf den endlichen Sieg des Christenthums bezogen, gegen den großen Lärm, das Waffenrauschen der Heereszüge und den Anprall der schon wie für ihre spätere große Wanderung gerüsteten Völker gegeneinander verhältnißmäßig doch immer noch sehr in den Hintergrund traten.

Dann erst wird man den dem Kaiser Julian gemachten Vorwurf, er hätte „seine Zeit künstlich zurückschrauben" wollen, richtiger beurtheilen können, wenn sich

die Forschung besonders die Aufgabe stellen wollte, zwischen der profanen und der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hindurch den sowohl von Politik wie vom theologischen oder philosophischen Zwist gleich weit entfernten öffentlichen Geist jener Zeit zu schildern, besonders insoweit er sich kundgegeben, wo sich Christ und Heide schon überall an denselben Thatsachen betheiligten. Uebt es doch noch im fünften Jahrhundert, wo die römische Welt schon von barbarischen Zuwanderungen umengt zu werden anfing, einen eigenthümlichen Reiz aus, durch das Leben z. B. des Augustinus hindurch sich die Zusammenhänge mit den uns so geläufigen Bildungsmomenten der classischen Zeit ziehen zu sehen, mit Rhetorenschulen, Kunst und Wissenschaft des alten Griechenlands und Roms, mit den verloren gegangenen Schriften Ciceros, die noch von ihm erwähnt werden. So müssen wir uns selbst noch im fünften Jahrhundert eine allgemeine, von der Religion unabhängige geistige öffentliche Meinung in Sachen der Bildung denken. Dann tritt die Vorstellung, daß diese zur Zeit des Julian noch viel mächtiger gewesen sein muß und viel umfassender die Geister beherrschte, offen zu Tage. Selbst die Legende kann nicht verschweigen, daß das Christenthum auch damals erst sporadisch auftrat und sich an einzelne, gleichsam dem großen Walde des Heidenthums ab-

gewonnene Einsiedeleien knüpfte. Sie gesteht dies sogar dem Zeitalter Julian's selbst zu in einer Zeit, wo dieser noch nicht die Krone trug. Der heilige Martinus von Tours war ein Kriegsoberster im Heer Julians, als dieser noch zwischen Straßburg und Paris als kaiserlicher Prinz befehligte. Sohn eines Christen scheint Martinus, als Constantin schon die christliche Religion duldete, doch in dem Heer mit seinem Glauben so allein gestanden zu haben, wie jetzt etwa in einem Regiment einzelne Juden auffallen. Man zog den spätern Heiligen auf, verspottete ihn seiner Meinungen und Sitten wegen, ja sein General, Julian, soll ihm, da er einst seinen Abschied begehrte, vorgehalten haben, ob er etwa Furcht hätte vor einer bevorstehenden Schlacht? Man kann geneigt sein, hier der Legende Glauben zu schenken. Diese Frage ist ganz im Geist des eigenthümlichen Hasses, den Julian später gegen die Christen darlegte. Martinus erbot sich, um seinen Muth zu zeigen, am Tage der Schlacht dem Feinde zuerst entgegen zu gehen. Das Wunder der Legende ist es dann, daß die alemannischen Schaaren am folgenden Tage abzogen und sich Gott einen Apostel der Kirche erhalten wollte. Die naive Ursprünglichkeit dieser theilweise glaubhaften Anekdote giebt die allgemeine Zeitlage richtiger an, als sie sich den kirchenhistorischen Berichten entnehmen läßt, die schon die ganze damalige Zeit als vom Christenthum gewonnen glauben

lassen, indem sie sein sporadisches Auftreten gleichsam in Eins zusammenziehen. Wie blühend lebte noch die alte Wissenschaft auf den Schulen von Alexandria und Athen! Wie zogen die daselbst aufgespeicherten Bücherschätze und die vom Vortrag der Philosophie, Sprachenkunde, Poetik, der Heilwissenschaften und Sternkunde belebten Hörsäle Alles an, was in der damals bekannten Welt auf die Erwerbung wahrer Bildung bedacht sein wollte! Wie tief auch der Geist der Wissenschaft zum Rhetorischen und Dialektischen gesunken sein mochte, die Bedeutung eines Libanius war eine unbestrittene in der ganzen damaligen gebildeten Welt. Gregor von Nazianz und Eusebius von Cäsarea, zwei spätere Heilige, studirten in Athen. Die Christen beklagten sich später aufs Bitterste, daß ihnen Julian, der sie doch nur mit geistigen Waffen bekämpfen wollte, den Besuch dieser Universitäten untersagte und mit höhnischem Spott sie gleichsam auf die Armuth verwies, die sie ja in weltlichen und geistlichen Dingen zugleich lehren wollten. Besäßen wir also jene oben angedeutete, übersichtliche Darstellung der noch lange dauernden Einwurzelung des christlichen Bekenntnisses in dem viel allgemeineren klassischgebliebenen Boden der Bildung damaliger Zeit, der Vorwurf, Julian hätte sich „am Geist seiner Zeit versündigt," würde, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, doch im Wesentlichen sehr zu mildern sein.

Noch weniger aber kann man Strauß in der Behauptung beistimmen, Julian hätte sich für seine Wiedererweckung des Todten einen künstlichen Aufschwung geben müssen. Es mag zum Wesen eines Romantikers gehören, das Zufällige, Kleine, Interessante zur Hauptsache zu erheben und sich durch allerlei blendenden Schein gegen den wahren Inhalt der Dinge einnehmen zu lassen. Es ist wahr, daß der Glaube dann seine Kraft nicht aus dem offnen, ehrlichen und großen Anblick der Dinge nimmt, wie sie sind, sondern daß er sich aufstachelt und kleine Zufälligkeiten der Beleuchtung, den Dämmerschein irgend eines willkührlich gewählten Augenblicks für das ganze, volle, strahlende Licht der Wahrheit ausgibt. An sich entspricht der Wunsch, irgend ein Untergegangenes wenn nicht philosophisch, doch vielleicht poetisch zu rechtfertigen, dem Gemüth; es entspricht auch immerhin zuweilen einer verkehrten Seite des Gemüthes, etwa dem Hochmuth, dem Stolz, sich einem allgemein Bekannten entziehen und seine eigene, besondere Welt verehrt wissen zu wollen. Ist das, was Allen gehört, allerdings vom Staub der Straße überweht, so schmückt sich dagegen der romantische Dilettant seine Liebhaberei mit den frischesten Farben und behängt sie mit dem Flitter des blendendsten Scheins. So kann jetzt das Mittelalter, so konnte vielleicht damals das Alterthum zu einem in der Hand des Mächtigen gefahrvollen Spielwerk erhoben

werden. War aber wirklich Julian ein solcher Dilettant auf das Heidenthum? Strauß behauptet es. Nach Strauß imponirte ihm nicht jene Knechtsgestalt, die die Christuslehre als das Ideal alles menschlichen Erdenwandels hinstellte. Das wissenschaftliche und poetische Gewand dieser Religion kam ihm nach Strauß armselig vor; er sehnte sich nach der vornehmeren Gesellschaft Platos und der alten Weisen und Dichter zurück. Strauß imputirt Julian eine Sentimentalität, die an den verlassenen, zertrümmerten Standbildern der alten Kunst trauernd vorübergegangen wäre und etwa ausgerufen hätte: „Euch hat ein Phidias geschaffen und was seid Ihr nun! Wenn Euch die Hand des Fanatismus noch verschonte, so wuchert doch Moos und Unkraut um Eure unsterbliche Schönheit! Warum soll eine Welt, wo alles Schein ist, berechtigt sein, die Gedanken, die einst die Helden des Homer an den auf dem Ida thronenden Zeus, die Hörer des Sophokles an die Wächterin der Akropolis, Pallas Athene, anknüpften, für leerer zu halten, als das, was sie jetzt als Wahrheit verehrt?" So, im schaalen, ekeln Ueberdruß am bereits allgemeinchristlichen Geist seiner Zeit, hätte sich der vornehme geistige Blasé die alte Götterwelt noch einmal verlebendigt. So hätte er sein Regiment, wie mancher neuere Fürst, mit einer Proklamation angetreten, die dem von seinem Vorgänger Zugestandenen und allgemein bereits

Verbreiteten die eigene, allerhöchste Genehmigung wieder entzog.

Die Thatsache der Proklamation ist allerdings richtig. Die in Parteien gespaltenen Bischöfe wurden vom kaiserlichen Hof in Byzanz verbannt; Rhetoren und Philosophen lehrten in unmittelbarer Nähe des Kaisers, der einst selbst auf der Universität von Athen studirt hatte, wieder die Weisheit der Stoa; dem allerdings noch nirgends mit Gewalt gehinderten Dienst der alten Götter wurden wieder reiche Spenden zur Verherrlichung ihrer Opferculte, zur Dotirung ihrer Priester zu Theil; neue Tempel wurden gebaut, alte in Vergessenheit gekommene Feste, selbst auf solchen Stätten, die durch Zufall überwiegend christlich geworden waren, wie in Antiochia das Fest des heiligen Haines der Daphne, erneuert. Ja, um die Aehnlichkeit mit unserer Zeit zu mehren, der Kaiser ergriff statt des Schwertes sogar die scharfe Feder. Er bekämpfte seine Gegner; er forderte sie auf die Waffen der Wissenschaft heraus. Und gewiß! Julian wird jene Eitelkeit des literarischen Dilettanten besessen haben, die auch Georg von Sachsen, Heinrich VIII. und Jakob I. von England besaßen. Er schrieb, wie man damals schrieb, ganz so witzhaschend wie man nach Lucian, ganz so schwülstig, wie man nach den Regeln des Longinus zu schreiben lernte. Nichts ist aber in geistigen Dingen so gemeinsam und der Mode unter-

worfen, wie die Form der Polemik. Wer kennt nicht den Styl, der zwischen Luther und seinen Gegnern herrschte! Wer kann ihn rühmen! Spricht Julian mit Wohlgefallen oder mit Ironie von sich selbst, von seiner äußern cynischen Erscheinung und Lebensweise, so war's der Styl der Zeit. Auch die Kirchenväter jener Zeit sind mit sich selbst beschäftigt, rühmen und preisen ihre Entbehrungen und Abtödtungen in selbstbespiegelnder Weise. Gregor von Nazianz, der mit Julian in Athen studirte und die Unstätheit seines Wesens schon in seiner äußern Unruhe, dem hastigen Schritt, dem stotternden und gedankenlosen Sprechen desselben erkannt haben wollte — er vergaß hinzuzufügen, daß damals über dem kaiserlichen Prinzen das Schwert des Damokles hing, die Blutsentenz seines Oheims, des Kaisers Constantins — Gregor von Nazianz, der Heilige, sagt von sich: „Ich lebe zwischen Felsen und unter wilden Thieren! Nie sehe ich Feuer und bediene mich keiner Schuhe. Ein einfaches Oberkleid ist meine ganze Bedeckung. Stroh ist mein Lager und zur Decke habe ich einen Sack. Mein Fußboden ist allezeit befeuchtet von meinen Thränen“ u. s. f. Diese Liebhaberei an sich selbst, diese Bespiegelung des Ich muß allgemein in jener Zeit gelegen haben und was davon in Julians Schriften Eitles, Gesuchtes und sogar Schmutziges sich wiederfindet, scheint ein der allgemei-

nen schlechten Mode jener Zeit dargebrachtes Opfer gewesen zu sein.

Das Bild vollends eines „Büchermenschen", das Schlosser von Julian aufgestellt hat und das Strauß nach der satyrischen Pointe seiner Darstellung stehen lassen muß, tritt doch wohl in seltsamen Widerspruch zu einem Krieger, der in den wildesten Schlachten befehligte, von Byzanz über Rom bis Paris an der Spitze seiner Legionen die Welt gesehen hatte und nach zwei und ein halbjähriger Regierung im brennenden Wüstensand gegen die Perser den Tod nicht nur des Helden, sondern, allseitig zugestanden, den des geläuterten Weisen starb. Die Affektation bewährt sich nie in großen Augenblicken. Würden wir uns bei jener nüchternen Abneigung, die Schlosser gegen ein freies und ureignes Wesen großer Individualitäten überhaupt hat, nicht befremdet fühlen, wenn er ebenso auch Friedrich den Großen nur deßhalb, weil dieser schriftstellerte und mit den Sophisten seiner Zeit liebäugelte, einen Stubenmenschen, und seine Eroberung Schlesiens eine phantastische Grille nennen wollte?

Die Bedingungen seiner Zeit abgerechnet, wußte Julian sehr wohl, warum er noch einmal den Versuch wagte, die Anschauungen der antiken Welt zu retten. Wie wenig eine wirkliche Sittenreinheit die Folge der Annahme auch des christlichen Glaubens (wir betonen wiederum diese

Wendung, weil des „Christen" Constantins sich gleichbleibender Aberglaube kaum das alte Heidenthum ausschloß) von Seiten des regierenden Kaiserhauses war, lehrte seine eigne Erfahrung. Nur mit Mühe entging Julian dem Blutbade, das bei den neuen Thronbesteigungen in Byzanz schon Sitte geworden war, wie in den spätern Zeiten der türkischen Herrschaft. Wir sind nicht einmal gewillt, den zweiten christlichen Kaiser, Constantius, der ringsum ganze Vetterschaften ermorden ließ, persönlich einer Aehnlichkeit mit den grausamen Mustaphas und Murads späterer Perioden anzuklagen; es scheint fast, als hätte die seidne Schnur ihren Ursprung nur aus dem Janitscharen- oder Prätorianerregiment gehabt und sich so zu sagen von selbst gewunden, um für die Erbfolge die Regelmäßigkeit und für den Herrscherwillen die einheitliche Ausführung sicher zu stellen. Um Aufstände und Spaltungen zu verhüten, erwürgten schon allein die Befehlshaber der Leibregimenter alles, was etwa außer dem gekrönten Haupte sonst noch mit verdächtigen Ansprüchen bei einem Thronwechsel hätte emporblicken können. Aus einem solchen Blutbade entrannen Julian und sein Bruder Gallus. Dieser rettete sich durch den damals neumodischen Schein christlicher Ascese, indem er die Sitten eines der Welt entsagenden Mönchs annahm; Julian selbst begrub sich in Macellum, einem cappadocischen einsamen

Bergschlosse unter Büchern und athmete erst nach Jahren wieder freier auf an den Ufern des Ilissus, im Schatten jener Oelbäume, unter denen Plato und Sokrates einst wandelten.

Kehren wir auf unsern Satz zurück. Nur erst eine Sache mäßig und ungleich verbreiteter Privatüberzeugung war damals die Annahme des Christenthums. Rom setzte, während die Kirche, ihre Geschichte rückwärts construirend, schon eine lange Reihe von Päpsten aufführt, doch noch auf einen Triumphbogen, den es Constantin widmete, statt des anfangs beschlossenen Dankes an den Jupiter Optimus Maximus, nicht etwa einen Dank an den Deus, den alleinigen Gott der Christen, sondern an die allgemeine, dem philosophischen Geist der Zeit entsprechende, für alle Parteien neutrale Divinitas. Noch hundert Jahre später verfolgte die Kaiserin Eudoxia den Bischof Chrysostomus, weil er gegen eine ihr errichtete Bildsäule gepredigt hatte, und Constantius selbst, Julians nächster Vorgänger und Christ, wenn man will, schien auf den Namen einer Gottheit Anspruch zu machen, da er, wie man erzählt, bei einem Einzuge in Rom auf dem Triumphwagen in starrer absichtlicher Unbeweglichkeit in seinen goldnen Kleidern nicht wie ein Mensch, sondern wie eine Bildsäule saß. Was konnte mehr dem Geiste des Christenthums, wenn er der herrschende gewesen wäre, widersprechen?

Zu der demnach noch ziemlich *verfrühten* Berechtigung, das Christenthum den damaligen herrschenden Zeitgeist zu nennen, gesellten sich zuletzt positive Gründe, die Julian gegen die neue Lehre einnahmen.

Fanden wir in der an sich so erhabenen und edeln Tendenz derselben, ein Weltbürgerthum, eine reine Menschlichkeit und nur die Jenseitigkeit unserer Bestimmung zur Grundlage ihres Wesens machen zu wollen, die besonders wirksamen Beförderungsmittel ihrer Ausbreitung, so ist doch darin kaum eine träumerische Romantik oder Stubenweisheit zu finden, wenn Julian gerade in dieser Tendenz Gefahren erblickte nicht nur für die Welt, die er zu regieren überkommen hatte, sondern Gefahren für die Menschheit überhaupt.

Uns, die wir nur den Verlauf der Jahrhunderte überblicken und nach Julian nur noch wenige Namen bis zu Romulus Augustulus aufzuzählen brauchen, uns mag es ein träumerischer Wahn erscheinen, daß Julian noch daran denken konnte, das große Weltreich der Römer zusammenzuhalten und seine Herrschaft auf den Geist zu erbauen, der dies Weltreich geschaffen hatte. Warum sollte dies aber Ihm ein Wahn erschienen sein? Ihm mußte der eigentliche geheime Feind dieses Weltreichs eben dies Christenthum sein. Eine Religion, die den Menschen von seinen irdischen Bedingungen lostrennte, ihn an ein jenseitiges

Reich der Verheißung, an eine frühere oder spätere Wiederkunft Christi unter himmlischen Heerschaaren verwies, bot keine Bürgschaften mehr für den Bestand dieses Riesenreiches, das nur durch Gewaltmittel irdischer Art, im höhern Sinne durch ein politisches Einheitsbewußtsein altgriechischer oder altrömischer Tugend aufrecht erhalten werden konnte. Die Christen entzogen sich zwar nicht dem Waffendienst, kämpften aber mit Unlust für diese überhaupt nur schnöde und vergängliche Welt, die doch zuletzt des wahren Ruhmes vor Gott ermangelte. Das Evangelium wurde den Juden, den Griechen, den Römern, Parthern, Medern gepredigt; wie durfte eine Staatsreligion Barbaren, römischen Feinden, mit der Palme des Friedens entgegenkommen! Die antike Tugend des Bürgers, die sich zunächst dem Wohl ihrer Stadt widmete und mit einseitiger Vorliebe nur die eignen Laren schützte, diese war im Entschwinden. Julian vermißte sie bei den zum Christenthum Uebergetretenen in solchem Grade, daß er sogar den einseitigen Wahn der Juden, noch für sich und ihr eignes Volk und ihren Gott eine Zukunft zu hoffen, höher schätzte, als eine Lehre, die gar keine Heimath und kein anderes Vaterland mehr kannte, als ein Jenseits. Haß wird bitter und höhnend. Nur zum Spott begünstigte Julian die Juden und versprach einer Nation, die wenigstens noch Bürgertugend und ein Vaterland

hätte, den Wiederaufbau ihres Tempels. Zugleich wollte er damit eine der bekannten Prophezeiungen Christi über diesen Tempel, für das christliche Gefühl allerdings vermessen genug, durch die That widerlegen.

Mehr noch, als die Erhaltung des römischen Weltreichs, deren Möglichkeit so unmittelbar nach der Kraft Constantins für keinen phantastischen Traum gelten durfte, schien dem Kaiser die Sache der Menschheit selbst gefährdet, wenn eine Religion um sich griff, die den Menschen so ganz von der Erde ablöst. Schon erlebte man die Ausschweifungen der Ascese, die Säulenheiligen, die Einsiedler der thebaischen Wüste. Es ist die Entrüstung eines wirklichen Freundes der gesunden Vernunft, wenn Julian über eine Religion seinen Zorn ausschüttet, die ihre Bekenner nur an die Gräber riefe und die Kirchhöfe zu ihrem traulichsten Aufenthalt machte, nur über die Geheimnisse des Todes und des Jenseits brütete, immer nur mit Asche das Haupt bestreut haben wollte und ein trübes Jammern und Klagen durch die bunte, sonnige Welt erschallen ließe. Julian ist entrüstet über die Mißachtung geistiger Vorzüge, die durch die Seligpreisung der Armen am Geiste verbreitet wurde; er will die Geistesgröße vergangener Jahrhunderte, die großen Namen der alten Dichter und Denker gerettet sehen vor einer anschwellenden Fluth des gedankenlos gepriesenen Nichtwissens, vor

den Fischern, den Zöllnern, Bettlern, die in der That in allen Städten das Christenthum schon zum Schrecken der Besitzenden gemacht hatten; denn nur aus den gespendeten Wohlthaten, aus der Theilung der Güter, der Beförderung des Müssiggangs schöpfte diese Lehre, so hieß es, ihren Anhang und ihre wahre Kraft.

Herzinnige Freunde des Christenthums, wie August Neander, sind insofern gerecht gewesen, als sie die Wahrheit solcher und ähnlicher Vorwürfe, die man schon drei Jahrhunderte nach ihrem Ursprung der Christuslehre machen durfte, anerkannt haben. Warum sollten wir einem kälteren Beurtheiler des Christenthums, unserm sonst so vorurtheilslosen Strauß, hingehen lassen, daß er eine durch ihren immerhin zugestandenen Irrthum, aber durch ihren Tod tragisch rührende Erscheinung eines geschichtlichen Charakters so zu einer lächerlichen macht! Die Flecken, die diesen Charakter entstellen, sind die seiner Zeit. Es sind dieselben, die uns weder einen Luther noch einen Friedrich den Großen in ihrem wahren Wesen haben entstellen können.

Daß sich in dem Ersatz, den sich Julian für das in seiner Zeit durchaus noch einen episodischen Charakter tragende Christenthum im lebendigen Wiedererneuern des Heidenthums erwartete, sein Sinn betrog, das lag nicht an der Lüge auch gegen sich selbst. Wohl mochte es seinem

Denkersinn schwer ankommen, sich die alte Fabelwelt noch im frischen allgeglaubten Andenken und als Beherrscherin der Geister zu vergegenwärtigen. Aber man kann wenigstens sagen, daß er seine Vernunft nicht betrog. Man braucht nur an den Sinn zu denken, den schon längst der Neuplatonismus den alten Mythen gegeben hatte. Springt nicht die Anknüpfung dieser Mythen an das ewig Wiederkehrende in Feuer, Wasser, Erde, Luft, an die unenträthselten Geheimnisse der Schöpfung uns noch täglich in die Augen? War nicht die Mehrzahl dieser Sagen geheiligt durch die Dankbarkeit der Lokalculte, die es in einer Zeit, wo am nächsten Thor im damaligen Leben der Städte schon die Welt Abertausenden sich zu enden schien, nicht so widersinnig erscheinen ließen, wenn in Rhodus Apollo, in Athen Minerva, in Ephesus Diana der alleinige und alles andere Fabelwesen überwiegende Ausdruck der an Göttliches gebundenen Menschenexistenz war? Und breitete nicht zuletzt Julian über die ganze, von ihm mit neuen Ehren ausgestattete alte Götterwelt gleichsam ein Oberstes, das Auge des einen wahren Gottes, seinen „Helios"? In den warmen und beredten Lobpreisungen dieses von ihm als neue und größte Gottheit des römischen Staates eingesetzten Begriffs ist Gott Helios nicht die Sonne, sondern das Licht, nicht der große Riesenkörper, der uns seine belebenden Strahlen (an sich die

Bürgschaft unseres Erdendaseins) sendet, sondern der allumfassende, lichterhellte Aether, somit schlechtweg das Außer-Irdische. Die Sonne war ihm nicht, wie dem Parsen, die Gottheit selbst, sondern nur die Pforte zu ihr. Alle Götter nannte er in diesem Sinn nur die Vorideen zu einem ihnen entsprechenden höhern Jenseits.

Niemand wird dem Gedanken Raum geben, daß Julian, auch wenn seine Regierung dreißig Jahre gedauert hätte, den Entwickelungen des Weltgeistes hätte Einhalt thun können. Daß aber auch Er schon diese Ueberzeugung hätte besitzen müssen, und weil er sie nicht besaß, er ein Narr zu nennen, das heißt die Geschichte in der That zu handgreiflich ex eventu beurtheilen. Die Verzweiflung, den christlichen Geist nicht bannen zu können, hätte ihn in den Perserkrieg und den Tod getrieben — so sagt man. Eine unverbürgte, rein christliche Auffassung, wie auch die, daß seine letzten Worte gelautet haben sollten: Galiläer, Du hast gesiegt! Wenn Julian für seine Bestrebungen nur die geringen Erfolge erlebte, die bei einem Anstemmen gegen das einmal beschlossene Verhängniß der Weltordnung möglich waren, so lag dafür weniger in seinem Verkennen der geistigen Richtungen seiner Zeit der Grund, als in seinem Verkennen eines andern Zeitgeistes, dessen Nichtachtung ihm an sich zur Ehre gereichte. Wir wollen noch zum Schluß darüber unsre Ansicht sagen.

Die alte Welt hatte sich zu Julians Zeit allerdings in Einem vollkommen „überlebt." Es hatte sich jener Charakter, den die Geschichte den byzantinischen nennt, schon in seiner ganzen Ausdehnung ausgebildet. Die Nähe des Orients hatte den Luxus asiatischer Höfe noch mehr nach Byzanz verbreitet, als schon die ersten Imperatoren Schwelgerei und sittliche Entartung jeder Art aus Syrien und Aegypten nach Rom verpflanzt hatten. Die Hofordnung in Byzanz war die eines asiatischen Despoten. Schon bedienten Eunuchen die kaiserliche Familie, schon waren die Hofämter vertheilt in jener bis zur Küche hinuntergehenden „Cadenz," die später an allen abendländischen christlichen Höfen wieder aufgenommen wurde. Und diesem Schranzenthum, unter welchem schon die Bischöfe, wenigstens die weltlicheren arianischen ebenfalls mit prunkendem Aufzuge einherwandelten, machte Julian bei seinem Regierungsantritt mit einem einzigen Federzug ein Ende. Man denke sich ihn nicht im Imperatorenkleide mit dem goldnen Stirnband über weithinwallendes gesalbtes Haar. Er schor das Haupt, trug den Philosophenbart und ging in schlichtester Kleidung. Und leider war er auch noch ein Cyniker mit Bewußtsein. Er gefiel sich in seiner Diogenestracht, er legte darauf einen Werth, der selbst die dem Luxus Abgeneigten verletzen konnte. Wie aber erst mußte er die maaßlose

Prunksucht der Zeit, die in den Genüssen der erschlossenen Ferne schwelgte, verletzen! Ist schon Diogenes in der Tonne ein Gegenstand des Spottes, wie erst ein Diogenes auf dem Throne! Hierin lag für seine Zeit Julians wunde Ferse. Hier vereinigten sich Christen und Heiden gegen ihn. Hier rüstete sich die Rache der um ihre Aemter gekommenen Würdenträger gegen den Erfolg seiner Unternehmungen gemeinschaftlich mit Denen, die ihn schlechtweg nur unpraktisch nannten. Die Zeit trug nicht mehr Erscheinungen, die wie die alte Römergröße hinterm Pfluge wollte angetroffen sein.

Indessen war diese Sonderlingsneigung nur ein unglücklicher Nebenumstand in Julians Charakter. Sie kann an sich sein Denken und Handeln nicht entstellen. Er haßte die üppige Verworfenheit eines Hofes, dem er entfloh, um sich sein Leben zu retten. Er mußte sich eine volle Jugendzeit hindurch in einem finstern Castell an Entbehrungen gewöhnen, um nur nicht dem Argwohn seiner Oheime aufzufallen. Er war ein Krieger, machte durch die Ebenen Ungarns, die Wälder Deutschlands, über die Ströme Galliens seine Feldzüge und Märsche und gewann sein schlichtes Kleid wirklich aus Ueberzeugung lieb, wie dies auch der übrigen Nüchternheit seiner Sitten entsprach. Die christlichen Schriftsteller haben mit Uebertreibung seine Fehler aufgezählt, sie können Sinnenlust

nicht zu ihnen zählen, nicht jene Versunkenheit in Wollust, die Alexandern den Großen entstellte — einer großen Kraft würde man sonst an sich die Neigung, natürlichen Trieben zu folgen, weniger vorwerfen, aber gewiß eine Preisgebung des ganzen Menschen an sie. Von Julian weiß man weder das Eine, noch das Andere. Seine Gattin Helena, eine Prinzessin des constantinischen Hauses, ließ er in Rom begraben, nachdem sie in Vienna getödtet worden war durch ein scheußliches System, demzufolge durch bestochene Aerzte von Byzanz aus regelmäßig die Hoffnungen seiner Nachkommenschaft im Keim vertilgt werden mußten. Es wird nichts über ihn von späteren Verbindungen mit Frauen gemeldet. In dieser „rauhen Tugend," wie Shakespeare sagt, in diesem stetigen Eindruck des Harten, Starren, Knappen, Nüchternen, Willkürlichen, Eigensinnigen, den Julians bewußtes und unbewußtes Wesen machte, lag etwas, was dem phantastisch-sinnlichen, gleichsam in Allem das Aufgebauschte, nur mit schweren Stoffen Dahinwallende liebenden Charakter jener Zeiten widersprach und Julian zu einer jener immer wiederkehrenden Ausnahmen von der Regel machte, die, so groß sie fühlen, denken, handeln mögen, doch die Meisten hassen, Wenige bewundern, Niemand liebt.

Auf hohen Standpunkten ist der Zauber der Persönlichkeit entscheidend. Wenn Nero den Schauspieler machte,

so stand es ihm. Er konnte mit Recht wehklagen, als er sich tödten ließ: Was für ein großer Künstler geht doch mit mir zu Grunde! Wenn aber Julian den Priester machte, so stand es ihm nicht; es stand ihm ebensowenig, wie der Priester Robespierre'n stand. Der Kaiser streute heilige Körner, opferte Stiere, ließ sich bei öffentlichen Prozessionen an den Altären der Götter mit der Priesterbinde sehen, er machte sich quâ Julian nur lächerlich. Einer andern Persönlichkeit würde alles das gestanden, ihr würde Beifall, Nachahmung nicht gefehlt haben; bei Julian sah die allzusubjektive und bewußt aufgeklärte vernünftige Persönlichkeit heraus. Er war klüger als er sich stellte, und was er angriff, griff er mit der linken Hand an. Diese mochte vielleicht so kräftig, so geschickt wie die rechte gewesen sein, aber es läßt sich immer seltsam an, Verkehrtes zu sehen. Solche Naturen, die am Ungeschick ihres eignen Wesens leiden, die Verstand zeigen wollen, wenn sie nur gemüthlich sind, oder Gemüth, wenn Alles von ihnen nur Verstand erwartet, sie zünden nicht; bald stehen sie allein. Julians Stellung war an der Spitze einer Armee oder im Saal einer Akademie, ganz wie beim Philosophen von Sanssouci. Auch diesen sich mit der Flöte zu denken oder wohl gar im Ornat des Priesters — man malt ihn ja jetzt zuweilen andächtig, „allein in einer Kirche eine Musik von Graun sich vorspielen lassend" — wirkt gar wunderlich,

wenn auch die Liebe zur Musik oder die Ueberzeugung für das, was der gekrönte Epitomator Fleurys vom Christenthum noch glaubte, nicht im Mindesten raffinirt zu sein brauchte und wirklich eine Herzensüberzeugung war.

Die Ueberzeugungen Julians waren in der Theorie aufrichtige. Edel war es, daß er die Lehre, die er theoretisch besaß und befahl, auch praktisch selbst nicht verleugnen wollte. Er mühte sich ab, mit seinem Beispiel in Dingen voranzugehen, die er dem Volk nicht allein zumuthen wollte. Nur der Eifer, den er dabei an den Tag legte, stand ihm nicht. Er wollte fromm sein im Geist alter Tage, er war es in der Theorie, praktisch kam es bei ihm wunderlich heraus. Er verfiel keineswegs in Aberglauben, wenn es auf die Größe seines Berufes ankam. Als ihm die Opferzeichen von dem Feldzug, der ihm den Tod bringen sollte — er starb nach einem Siege über die Perser, von dem Pfeil eines fliehenden Reiters durchbohrt — abmahnten, so folgte er ihnen nicht, sondern sagte vielmehr fein: Auf die Stimme der Götter **nicht** zu hören, das ist ja unser menschliches Erbtheil!

Unsere Apologie galt nicht dem Beginnen Julians, sondern seinen Motiven, seinem Charakter. Mindestens schien uns seine Bedeutung zu eigenthümlich, als daß man nicht wieder hätte versuchen sollen, sie aus dem Procrustesbett — eines witzigen Einfalls zu befreien.

Die ewige Jüdin.

Der Winter ging zu Ende. Der letzte der „Donnerstage" war gekommen, dieser so schönen, so unterhaltenden, anregenden „Donnerstage", die allwöchentlich einen Kreis von Bekannten, Freunden und Freundinnen versammelt hatten, um sich bald im Lesen von Dramen mit vertheilten Rollen, bald in musikalischen Produktionen, bald in dem Muth zu üben, eine selbstverfaßte literarische Arbeit vorzutragen. Der Kommerzienrath Pauli hatte den Anfang mit Schilderung seiner letzten Badereise gemacht und reiche Lorbern geerntet. Der Zudrang zu den „Donnerstagen", die jedesmal mit einem reichen Mahl zu endigen pflegten, (die Bewirthung kam an die Hausstandhalter die Reihe herum), mehrte sich so, daß bereits die Ballotage nothwendig und der Vorschlag zum Beschluß erhoben wurde, nicht mehr als dreißig Personen zuzulassen.

Aber nach Neujahr war das schöne Gleichgewicht des

Zwecks und der Mittel zur Erreichung desselben in's Schwanken gerathen. Der Tanz hatte sich eingemischt und auf der Höhe des Karnevals sah es mit den geistigen Tendenzen der Donnerstage etwas bedenklich aus. Die Seele der Abende waren die Frauen. Unter diesen war die Mehrzahl, wenn nicht jung, doch jugendlich gestimmt. Man kam auf Theaterspielen, auf Lebende-Bilderstellen — einige der gefeiertsten Charakter- und Heldenrollenleser, die unermüdlichen Quartettsänger, vollends die verschämten Neulinge in produktiver Literatur traten in den Hintergrund. Die Schuld wurde vorzugsweise auf die anmuthigste und liebenswürdigste Erscheinung des ganzen Kreises geschoben, Ludmilla Schott, eine reiche Erbin, die jüngere Schwester der Kommerzienräthin Pauli und der Frau Regierungsräthin Dingler. Die besondere Gunst einer alten Tante hatte sie mit Glücksgütern bevorzugt, die sie sogar schon im Hause bald ihrer Schwester Dingler, bald ihrer Schwester Pauli genießen konnte. Ihre Eltern waren todt, die Tante nicht minder.

Allgemein versicherte man, daß der junge Doktor Hugo Osten seit Jahren das Herz Ludmillens besaß und selbst da noch auf Erhaltung seines Besitzes rechnen durfte, als plötzlich Ludmilla vom Glück so begünstigt wurde. Er war aus Nothwendigkeit und Neigung Schulmann geworden, arbeitete jedoch à deux mains, indem er auch

als Privatdozent einige Stunden in der Woche für Hörer der Universität las. Wer sich herausnehmen konnte, mit ihm vertraulich zu reden, der sagte ihm wohl, „Lieber Doktor, gewiß werden Sie jetzt die Schulfuchserei aufgeben und sich ganz Ihrer Liebhaberei an der Universität widmen?" — er hatte sich vorzugsweise auf die Sprache der alten Etrusker geworfen. Dieselben Vertrauten erfuhren aber auch, daß es mit dem Abblühen und Welken seiner Schulträume allerdings seine Richtigkeit hatte, daß er sich jedoch noch nicht würde entschließen können, seine Zukunft allein auf Ludmillens Reichthümer zu begründen, die ohnehin von den beiden Schwägern, den Verwaltern derselben, in einem mystischen Dunkel gehalten wurden. Daß ihm Ludmillens Herz gehörte, konnte wenigstens an seinem und an ihrem Geburtstage, zur Weihnachtszeit, bei Landpartieen und bei den Extratouren des Cotillons nicht bezweifelt werden.

Es hätte wirklich ein schönes Paar gegeben. Hugo Osten forschte zwar nach den Sprachresten der alten Etrusker und war lieber heimisch unter den braunen, schwarzbemalten Töpfen der etruskischen Abtheilung des Museums, in düstern feuchten Räumen, als im Opernhause. Sein Aeußeres aber war elegant, sein gesellschaftliches Benehmen geschliffen. Bei den Leseabenden erhielt er regelmäßig die schwärmerisch-feurigen Rollen, bei den lebenden Bildern

hätte ihn ein Intendant der Schauspiele nur mit Seufzen betrachten können unter Erwägung des so sehr verwaisten Fachs der jugendlichen Helden. Und Ludmilla war geradezu eine Schönheit. Kopf, Schultern, Hüften, alles erschien von plastischem Ebenmaß. Ihre braunen Augen waren nicht immer so unruhig, wie an den „Donnerstagen" und sonst in Gesellschaften, aber auch da konnten diese, zumal wenn Hugo las oder sprach, träumerisch stillstehen und, beschattet von langen, schwarzen Wimpern, auf ein tieferes Innenleben schließen lassen.

Aber seit dem Karneval schien auch zwischen diesem jungen Paar eine Verstimmung eingetreten. Der Schein von Zusammengehörigkeit, der es seither wie ein feiner Duft umgeben hatte, verlor sich. Ludmilla hatte zu malen angefangen. Sie besuchte die Ateliers einiger Künstler. Man drängte sich um die reiche Erbin. Offiziere, junge Beamte näherten sich ihr um so ermuthigter, je mehr der Doktor zurückzutreten schien. Die rauschenden Vergnügungen nahmen kein Ende. Der Verkehr im Hause der Schwäger steigerte sich in solchem Grade, daß schon Hugo Osten tagelang ausblieb. Selbst wenn sich Ludmilla hätte darüber beklagen wollen, sie konnte es um etwa unausgefüllter Mußestunden willen nicht thun. Denn sie wußte kaum, wo sie die Zeit hernehmen sollte, um allen Anforderungen, welche die Geselligkeit an sie stellte, zu genügen.

Ja, ihr schien es fast lieb zu sein, daß sie sich nicht so oft vor ihrem Freunde darüber zu entschuldigen brauchte.

Die „Donnerstage“ wurden noch eingehalten, aber sie hatten sich ganz an Aeußerlichkeiten verloren. Die älteren Männer und Frauen spielten Whist, die übrige Welt probirte einaktige französische Komödien, die als das Resultat von „Lear“ und „Wallenstein“, die man bisher gelesen hatte, übrig geblieben waren. Auch hier war Ludmilla der Mittelpunkt. Sie war immer die reizende junge Wittwe, die schalkhafte junge Frau Pathe, das verstellte Gänschen von Buchenau, je nach den Diskussionen über das festzustellende Repertoir. Dabei wußte alle Welt, daß sie der junge Bildhauer Berends für die nächste Ausstellung als „Studienkopf“ modellirte. Der berühmte Pianist Meyer wollte bei dem Chef ihres Schwagers, des Regierungsraths, beim Minister des Innern, in dessen nächster Soirée mit ihr vierhändig spielen. Auch bei einem Fürsten der Börse sollten lebende Bilder gestellt werden, für welche der Kommerzienrath, Ludmillens anderer Schwager, eigens gebeten worden war um die Mitwirkung der reizendsten Ruth oder Hagar, die sich nur hätte finden lassen können. Sogar bis zu Vorschlägen, die Manège zu besuchen, war es von Seiten einiger Offiziere gekommen, die sich ihr zu Stallmeistern angeboten hatten. Das schwirrte nur so um die immer aufgeregter Gewor-

dene und um Hugo Osten her, der sich zurückzog, ohne darum die Berechtigung zu haben, über Untreue zu klagen. Denn warum hockte er auch so viel unter seinen braunen, henkellosen Töpfen mit den unverständlichen, schwarzen, „corrupten", wie die Schwäger sagten, Figuren und Bildern —!

„Schandenhalber" mußte der „letzte Donnerstag der Saison" noch einmal „in würdiger Weise" eingehalten werden. Die ältere Generation drang auf einen ernsten Gegenstand. Die dreißig Personen hatten gegenseitig eine Art Fühlung bekommen. Man durfte sie einen Kreis von Vertrauten nennen. Man durfte Vorwürfe hinnehmen und austheilen. Der Doktor wurde gezankt. Warum brachte er denn nicht selbst etwas „Höheres" auf's Tapet?

So erklärte er denn, eine gelehrte Vorlesung halten zu wollen, und begann, als der Thee eingenommen war, in folgender Weise:

„Die ewige Jüdin — La juive errante — ein weiblicher Ahasver —!"

„Ah —!" ging es durch den ganzen behaglich erwärmten, mit Gasflammen erleuchteten Saal. Man rückte ihm noch Lichter und ein Glas frischen Wassers hin. Jeder suchte die besten Stellen, um gut zu hören; die ältere Generation auch wohl nur die dunkleren, hinter dem Ofenschirm oder einigen Etablissements von

Zimmerblumen, um ihr vorauszusehendes Einschlummern diskret verbergen zu können.

„Soll diese ‚ewige Jüdin‘“, fuhr der Doktor aus einem allerdings bedenklich starken Convolut zu lesen fort, „nur ein müßiges Spiel der Phantasie sein, ein Seitenstück zum ‚Ahasver‘, wie ihn etwa der Contemporain in der Contemporaine, Goethe's Faust in jener gräflich Hahn-Hahn'schen ‚Faustine‘ gefunden hat, deren ‚immense Seele‘ nach langem ‚unverstandenen‘ Suchen ‚des Rechten‘ bei einem Legationssekretär, den die russische Diplomatie zu verwenden wagte — die Mengden's sind ja wohl Kurländer? — ihre Beruhigung fand? Wirklich, hatte ich diesen Neulingsgedanken eines jungen Schriftstellers, der vielleicht den ‚Ahasver‘ von Julius Mosen oder den neulich erschienenen ‚Ahasver‘ eines neuen ‚Hellers‘ unter den mehreren ‚Hellern‘ unserer Literatur las, einige Nächte nicht schlafen kann, in den Kaffeehäusern keine Cigarre mehr zu Ende raucht, seinen Freunden wie ein Nachtwandler erscheint, bis er dem Vertrautesten unter ihnen, dem, dem er die Erstlinge seiner Muse am frühsten darzubringen pflegt und der dafür zum Dank das schöne Vorrecht hat, die erste Rezension darüber schreiben zu dürfen, bei einer nächtlichen Wanderung durch die Stadtpromenaden das Siegel seines verstörten Wesens löst und ausruft: Himmel! Ich habe einen neuen Gedanken!

Ahasver, der Schuster von Jerusalem, der dem Herrn beim Tragen des Kreuzes das Ausruhendürfen vor seiner Werkstatt verweigerte und dafür verurtheilt wurde, nimmermehr auf Erden zur Ruhe zu gelangen; dieser Ahasver, der nicht sterben kann, der von Ort zu Ort, von Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt in Becker's Weltgeschichte pilgert, überall hin seine müden Augenlider trägt und sie nicht schließen kann, ob auch die Völkerwanderungen, die Kreuzzüge, die verfänglichsten Jahreszahlen und Daten aller Epochen um ihn her schwirren, die Türken nach Europa hereinbrechen, das Papstthum durch Luther einen empfindlichen Stoß erleidet, der dreißigjährige Krieg die Barbarei der alten Jahrhunderte zurückzurufen droht, die französische Revolution aus- und der deutsche Bundestag zusammenbricht; dieser Ahasver, der tragische ‚Chor' der Geschichte, der hinter jedem Band der Weltgeschichte an Gott und die Menschheit einen Protest voll titanischer Ironie richtet, bis zuletzt bei Gelegenheit, entweder der Emanzipation der Juden oder bei Erschaffung der österreichischen Metalliques — darüber hat unser Neuling andere Ansichten als Mosen, Heller, Hamerling und Andere — also entweder durch Gabriel Riesser oder durch Amsel Rothschild der Fluch der Legende paralysirt wird und sich Ahasver, sei's den Stützen der Throne und dem christlichgermanischen Prinzip des Professors Stahl oder

den Nationalliberalen zur Verwendung stellt und jetzt ruhig sterben kann, wie jeder andere steuerpflichtige Mensch des neunzehnten Jahrhunderts — mit einem Wort diese großartige typische Gestalt der tendenziösen Dichtung — übersetzt in's — Weibliche! Eine Ahasvera, ein Weib voll Unruhe, Seelenschmerz, Reue, ewig jung in ihren Gefühlen, weiß an Haaren und doch nicht weise an Philosophie, das gebrochene Herz in Permanenz, sie, die Alles versteht, die Alles verstanden hat, sie, die jedoch darum selbst noch nie verstanden worden ist, kurz die femme incomprise, die femme mecomprise par excellence —"

„Verschnaufen Sie aber endlich —!" unterbrach Ludmillens Schwager, der Regierungsrath Dingler, den stürmischen Vorleser, der aus seinem langen Peroriren herauszukommen suchte.

„Erlauben Sie," entgegnete dieser, „daß das Unterbrechen erst an die Reihe des Freundes meines Dichters kommen muß —!"

Dann las er weiter.

„Wie?" unterbricht vielleicht hier mit starrem Munde und mit dem Ausdruck der Bewunderung der bereits mächtig gewonnene Freund. „Wie?" Alles das oder wenigstens Aehnliches soll auch deiner Frau oder deiner Tochter des Schusters von Jerusalem begegnet sein —?"

„Auch noch die entrüstete Ablehnung oder vielleicht die

Zustimmung des Dichters zu vernehmen — auch die schöne Frau eines Schusters hat unter Franz I. von Frankreich Carrière machen können — das wollen wir unsern geehrten Hörern und Hörerinnen ersparen. Denn wir müssen ihnen sogleich von vornherein bekennen, daß unsere „ewige Jüdin" keine Erfindung der Phantasie, kein Einfall eines ästhetischen Nachmittags-Kaffees ist . . ."

„Ah bah!" rief der Regierungsrath, und Ludmilla fiel sogar mit Ironie ein: „Sie kommt ja auch schon in Eugen Sue's ‚ewigem Juden' vor . . ."

„Das wußte ich nicht —!" sagte der Doktor beinahe betroffen und machte Miene, sein Heft zuzuschlagen und sich zu erheben.

„Nein, nein! Lassen Sie sich nicht stören," fiel Frau von Engelschall ein, eine vielbelesene Dame, Rentenbesitzerin und Wittwe, „es geschieht bei Eugen Sue für unser Interesse leider nur allzuflüchtig — wissen Sie, Ludmilla, an der Stelle, wo wir so schrecklich lachen mußten . . ."

„Und dieses Weib," parodirte Ludmilla aus Eugen Sue, „das beim Scheiden jedes Jahrhunderts ausruft: Ach! und beim Beginn jedes Jahrhunderts: Ach! und die Einzige, die mit mir am Nordpol anlangt — Ach! — und die Einzige, die mit mir am Südpol anlangt — Ach —!"

Alles lachte, selbst der Vorleser.

Der Kommerzienrath Pauli hatte sich überzeugt, daß Niemand von israelitischer Geburt im Saale war. Er gehörte der Börse an, war christliches Vollblut und hatte eine Art Konkurrenzneid auf die Stämme Israels. Doch stand er in allem Andern auf der Höhe der Zeit und rief auch jetzt in die allgemeine Heiterkeit und das Parodiren der Klagetöne der „Ewigen Jüdin“ mit kräftiger Stimme hinein:

„Fahren Sie fort, Doktor! Ich hoffe, daß Ihre Vorlesung ohne Vorurtheile ist und Niemanden (er sah sich im Kreise rundum) beleidigen wird . . .“

Alles war still. Ludmilla stellte einen Lampenschirm vor sich hin und streckte sich im Dunkel desselben auf einem weichen sammetnen Fauteuil. Sie bot einen reizenden Anblick. Das dunkle Haar war in dicken Flechten als Krone hochaufgethürmt, nur eine schwere Locke fiel tief über die eine der schönen Schultern hinab, die nur zur Hälfte von dem miederartig heraufgehenden Leib des roth und weiß gestreiften Kleides bedeckt und in duftige Falten von weißem Seidenflor gehüllt war. Ungeduld, ja ein trotziges Schmollen schien es, das sie fortwährend jene Locke um die Finger ihrer Hand wickeln ließ.

Der Doktor las:

„Die ‚ewige Jüdin‘ ist also ein Gebild, das jenem

Ahasver-Sagenkreise, aus welchem die Redensart ‚Pech haben‘ entstammt zu sein scheint, unmittelbar nahe steht. Auch die ‚ewige Jüdin‘ hat zu den Zeiten des Heilands gelebt. Sie hat viel tiefer in die erste Entwickelung der Religion der Liebe und des Jenseits eingegriffen, als der nur sagenhafte, so entsetzlich grob und herzlos gewesene Gegner des neuen Messias, der Schuster von Jerusalem, der mit seinem Fluch das Judenthum, gestehen wir's nur aufrichtig, erst recht wieder zum Vollbesitz seiner alten Ehre gebracht hat. Denn die Folge des Zerstreutseins, des ewigen Wanderumüssens, des Nichtsterbenkönnens der Juden — welche ist es denn anders gewesen, ohnehin im Zeitalter der Freizügigkeit, des ungestörten Ansiedlungsrechts und der Gewerbefreiheit? Doch wohl keine, als die, daß die Juden die Welt beherrschen. Darüber kann kein Zweifel sein. Jeder Blick in eine Zeitung beweist es, und nicht einmal der Blick in die österreichischen allein."

Kommerzienrath Pauli räusperte sich wieder unwillig. Er haßte die Juden, wollte aber nicht den Schein dafür haben.

„Es war in jenen Tagen, begann der Doktor auf's Neue, „wo Rom bereits den Mittelpunkt der Welt bildete. Die römische Republik löste sich soeben auf. Triumvirn, die sich gegenseitig Königreiche an den Kopf warfen, jedoch nur, um sich damit zu tödten, bildeten den Uebergang zum

Kaiserreich. Antonius hatte in den Armen der schönen Cleopatra sein Dritttheil der Weltherrschaft verschwelgt, Octavian August, dem die Götter zwei zuverlässige Arme, Mäcen für den Frieden, Agrippa für den Krieg, gegeben hatten, wurde Gebieter über Länder und Völker, die sich bis zur Ultima Thule, dem damaligen Ende der Welt, erstreckten."

„Die Römer waren als Eroberer sehr besonnen. Sie hatten zahllose Kronenreifträger niedergeworfen, die Heere derselben zerschmettert, ihre Schlösser in Brand gesteckt, aber sie vernichteten drum die Monarchieen und die Dynastieen selbst nicht. Sie annektirten, ja, aber mit einem Schein von Selbstständigkeit, der den Völkern und ihren Herrschern gelassen wurde. Sie verfuhren mehr in der Form der Gestaltung des preußischen Nordbunds. Es war ihnen lediglich darum zu thun, daß die mit ihnen vereinigten Länder permanente Spenden an Geld und Truppen nach Berlin — wollt' ich sagen nach Rom — sendeten. Freilich Konspirationen mit noch unbezwungenen Völkern, ein Liebäugeln mit den Parthern oder Germanen, ein Abwarten, ob diese nicht für sie in die Schranken treten würden, das duldeten sie nicht. Aber sonst konnten getrost die Britannen ihre celtischen Gottheiten, Vercingetorix seine menschenopfernden Druiden, die Könige und Völker des Orients ihre unterirdischen Naphtha-

flammen, die sie anbeteten, behalten, wie sie wollten. Jedes Land erhielt eine Abhängigkeit von dem ihm zunächst stationirten römischen Divisionsgeneral, der in der Regel sehr gern seine Legionen dazu herlieh, um diesen Tigranes XIV., Mithridates IV., Ptolomäus VIII., Seleucus XXII. u. s. w. ihre angestammten Throne zu erhalten, vor Allem aber ihnen die Möglichkeit der Beitreibung von Steuern und Rekruten für den Nordbund zu erleichtern. Selbst den Grausamkeiten dieser Scheinkönige, ihrem Niedermetzeln solcher Gegner, die sie oft im eigenen Lande fanden, ihrem oft mordgierigen Wüthen gegen die eigenen Familienangehörigen sahen die Militärbevollmächtigten Roms in aller Ruhe zu. Rom selbst wurde eine Zufluchtsstätte jeder Partei. In dem ungeheuren Gewühl der Tiberstadt konnten sie sich bewegen, leben, wie sie wollten, Alle, der Sieger und der Besiegte, der Legitime und der Illegitime, der Usurpator und der Prätendent. Senat oder Kaiser nahmen Jeden auf, hörten Jeden. Nur demjenigen drohte das bekannte vae victis—! der etwa in Rom selbst nicht Ruhe gehalten, hier seine Feindseligkeiten, Meuchelmorde, Konspirationen, Pamphlete, Denkschriften u. s. w. fortgesetzt hätte."

Die Regierungsräthin Dingler sah mit gesteigerter Erregung auf ihren Mann, den die politischen Anspielungen etwas unruhig zu machen schienen.

„Es gab damals," fuhr der Doktor unerschrocken fort, „eine Monarchie, deren innere Revolutionen unablässig nach Rom Flüchtlinge entsendeten. Dieß war die Dynastie des Herodes, jenes Majordomus oder ersten Ministers des letzten der Könige aus dem Maccabäerstamm, der sich mit der Zeit selbst zum König von Palästina gemacht hatte. Seinen Herrn und König, er hieß Hyrkan, hatte Herodes in's Gefängniß werfen und ermorden lassen. Es ist nicht zu sagen, welche Gräuel den Thron der Juden befleckten. Selbst nicht die schaudervollen Begebenheiten der Häuser Atreus und Thyest kommen ihnen gleich. ‚Wenn die Juden je zur Herrschaft gelangen sollten, so sind sie fürchterlich —!' sagte mir noch jüngst ein guter Freund, der an Judenfurcht als fixer Idee leidet und mich schon oft auf Ferdinand Lassalle verwiesen hat, von welchem er behauptet, er wäre fähig gewesen, unter Umständen ein zweiter Robespierre zu werden. Aber die Geschichte der Herodes-Dynastie ist in der That entsetzlich. Sie kommt sogleich nach der Geschichte Nero's. Ja, sie ist noch schrecklicher als Nero's, denn Nero's Grausamkeiten waren einfacher als die des Herodes. Bei Nero's Wüthen machen nur einige wenige Umstände die psychologische Frage schwierig, besonders Nero's Liebe zur Kunst, diese verfängliche Zweideutigkeit des Kapitels über die moralisch veredelnden Wirkungen der Aesthetik im Allge-

meinen und der Musik im Besondern. Bei dem Herodes dagegen —"

„Wie? Was war das?" unterbrach Assessor Werder, der seinen sonoren Baß bei jeder Gelegenheit geltend zu machen wußte, „bitte diese Stelle noch einmal —"

Der Doktor las sie, ohne Anstand zu nehmen, zum zweiten Mal. „Bei dem Herodes dagegen," fuhr er fort, sekundirt von Denen, die keine Kontroversen haben wollten und auf musikalische Fähigkeiten keine Ansprüche machten, „sowohl bei dem Alten, den die schaudernde Bewunderung vor den kolossalen Dimensionen seiner gräßlichen Natur ‚den Großen' genannt hat, wie bei seinen Geschwistern, Kindern, Geschwister-Kindern und Kindes-Kindern (Herodes hatte außer seinem zahlreich besetzten Harem noch nacheinander sieben regelrechte Frauen) kamen in Mitwirkung erstens noch eine Art wirklicher Superstition, die Nero nicht kannte, zweitens eine gewisse Iffland'sche Hausväterlichkeit, eine gelegentliche Rührungssuppe, die heute Schonung übte, wo morgen Wuth ausbrach, heute Thränen vergoß, wo morgen die gräßliche Ironie des grausamsten Witzes zum Himmel auflachte — (als z. B. der alte Herodes starb, ließ er die Vornehmsten der jüdischen Aristokratie ermorden, nur ‚damit man in Jerusalem Thränen sähe, wenn er stürbe' — die Thränen der Verwandten jener Ermordeten sollten seinem An-

denken zu gute kommen, die Straßen sollten sich mit Trauerkleidern, wenn auch nicht über ihn, füllen —!). Das dritte Un-Neronische an diesem Herodes ist die Heuchelei, die Verstellungskunst und so ganz erbärmliche Kriecherei vor den Römern; denn diese Könige oder ‚Viertelskönige‘ (Tetrarchen) waren Herrscher unter dem römischen Damoklesschwert. Und viertens wütheten diese Herodes (auch das fehlt bei Nero) gegen ihr eigenes Land und ihre eigenen Unterthanen um deßwillen, weil sie sich schadlos halten wollten für die Demüthigungen, die ihnen wieder die Römer verhängten. Jeder Fußtritt von einem Pontius Pilatus, einem Quinctilius Varus (demselben, den dafür die Deutschen im teutoburger Wald tüchtig geklopft haben — wodurch eigentlich die Juden Ursache haben sollten, die Söhne des Armin, trotz ihrer deutschen Leiden im Mittelalter, werther zu halten) — jede Mißhandlung, die vom Bundesoberhaupt hingenommen werden mußte, stachelte sie zum Erproben der ihnen doch noch bei alledem gebliebenen Kraft auf dem eigenen Bereich. Es war gerade so, als wenn sich unser musikliebender Herzog Ernst von Koburg für seine etwaige Nullität in Berlin Revanche auf dem thüringer Walde holen wollte."

Hier brachen der Kommerzien- und Regierungsrath in offne Proteste aus und der Assessor unterstützte diese.

Die Frauen wollten jedoch nur hören. Es verlangte sie nach dem Uebergang aus diesen orientalischen Orientirungen zur „ewigen Jüdin".

„Die Erscheinung Jesu Christi," las der Doktor, „wird viel zu sehr aus der Versunkenheit der damaligen ganzen Welt und zu wenig aus der der Juden und deren Folgen im Besondern hergeleitet. Das auserwählte Volk Gottes stand von den Abhängen des Libanon an bis an den arabischen Meerbusen zur Zeit Christi auf dem Standpunkt der Verzweiflung. Johann Jakoby von Königsberg kennt die Geschichte seines Volks besser als ich. Aus ihr weiß er, was es heißt: Ein großes Ganzes, das jeden Widerspruch zermalmen kann, gibt der kleinen Tyrannei, die dem großen Ganzen als Sklave dienen muß, Vorschub und Berechtigung —! Die Römer wollten wie gesagt, nur Geld und Soldaten. Deßhalb ließen sie diese Herodesse schalten und walten, wie sie wollten — sie unterschieden sich durch griechische oder egyptische Beinamen — ja sie stärkten den an sich nur schwachen Arm derselben. Kein Volk in der Geschichte hat so die Kraft des Widerstandes offenbart, wozu sich der Mensch erheben kann, wenn er in Verzweiflung geräth, wie das jüdische. Der Jude, angewiesen durch Tradition und religiöse Aufklärung auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der Jude, ein geborener Republikaner, ein Unterthan nur seines Gottes

und seines Gewissens, der Jude, ein Theokrat, der alles das, was man später verführerisch die ‚Schönheit der katholischen Kirche' genannt hat, bereits damals besaß, den steten Beistand, die stete Begleitung des Priesterthums bei all seinem Thun und Lassen und nicht bloß bei seinen Pflichten, sondern auch bei seinen Rechten, dieser unruhige, lebhafte, klar denkende, vom Familienleben immer zum Gemüthvollen gestimmte Jude mußte die Ausbrüche einer Herrscherwuth erleben, die ihm die freien Athemzüge in Gottes Allen gegebener Luft erstickten. Da half er sich durch wilde Empörungen. Aufstände, wie die des Judas und Matthias, brachten Vorspiele einer Todesfreudigkeit und eines so nur bei Numanz und Saragossa wieder vorgekommenen Heldenmuths, die des Tacitus Wort erklären konnten: ‚Die Römer verdroß nichts so sehr, als daß die einzigen Juden noch nicht zu den Ueberwundenen gehörten.'"

Jetzt war die Reihe der Opposition ausschließlich an den Kommerzienrath gekommen. Sein Räuspern, sein Aufstehen, sein Sehen nach den Lichtern, ob sie auch hell genug brannten, bedeutete Widerspruch. Es wäre ihm lieber gewesen, der Vorleser hätte sich noch länger bei den Gefahren aufgehalten, die uns drohten, wenn die Juden die Oberherrschaft gewinnen. Doch fand er keine Unterstützung.

„In diesen Schrecken," las der Doktor weiter, „wurden

Johannes und Christus geboren; aus ihnen und ihren Folgen heraus ist der Messiasgedanke entsprungen in derjenigen Gestalt, die ihm Jesus gegeben: Rechnet nicht mehr auf diese Erde überhaupt, sondern setzt all eure Hoffnung auf die Welt dort oben —! Wenn man will — ein Verzweiflungsgedanke. Diese Schrecken trieben die Eltern des Heilandes nach Egypten, wo in Alexandria die Juden zwei Stadtviertel allein inne hatten. Jener Quinctilius Varus, der einst dem Augustus seine Legionen wiedergeben sollte, die er bei Detmold im teutoburger Walde verloren hatte und beinahe Veranlassung wurde, daß das Musterbild aller gemäßigten Tyrannei, der Kaiser, sich den Schädel einrannte, ließ Tausende von Juden an's Kreuz schlagen. Die sanften Wellen des galiläischen Meeres, an dessen Ufer Jesus wandelte und lehrte, boten den einzigen Frieden in jener Zeit, wo ein Rabbi, der sich als der verheißene Messias ankündigte, das allein für diese so entsetzlich gewordene Zeit und Welt Wahrgebliebene lehrte: Erwartet nichts mehr hienieden, setzt all' euern Gewinn in eine unsichtbare, überirdische und zukünftige Welt —! Ein Satz, den später Julian Apostata für politischen Hochverrath erklärte, weil bei solcher Gleichgültigkeit für die Erde ein Kaiser, wenn er die Franzosen, wollt' ich sagen die Parther, zu züchtigen hatte, weder zu hinlänglich Geld noch Soldaten kam."

Der überwiegend nationalliberal gesinnte Kreis murmelte etwas wie „Natürlich!“ oder „Selbstverständlich!“ „Erst der Bürger, dann der Mensch —!“

„In jener permanenten Versammlung entthronter oder flüchtiger Fürsten,“ las der Doktor, dessen politisches Glaubensbekenntniß zweifelhaft blieb, „in diesem von Prätendenten wimmelnden permanenten ‚Frohsdorf‘ oder ‚Hietzing‘ zu Rom, lebte auch eine reiche Anzahl von Mitgliedern der Herodesfamilie — Judenprinzen, die nur auf den Augenblick harrten, wo sie wieder zu einem ‚Viertelthron‘ (Tetrarchie) im heiß und sehnsüchtig geliebten Vaterlande gelangen konnten. Sie lebten mit königlicher Pracht und immer in der Nähe des Hofs und der Großen. Hatten sie gerade kein Geld und blieben die Sesterzen, die ‚Talente‘ der Heimat aus, so entwickelten sie, z. B. ein Enkel des ‚großen‘ Herodes, Herodes Agrippa (Schmeichelei für den Generalfeldmarschall des Kaisers gab ihm diesen Beinamen), ein beneidenswerthes Talent zum Schuldenmachen. Diese jüdischen Prinzen fanden Bankiers und römische Große, besonders Frauen, die ihnen bei etwaigem Ausbleiben ihrer Wechsel Vorschüsse leisteten. Prinzessin Antonia, eine der bessern Erscheinungen des Augustushofes, zog nie die Hand zurück, wenn sie ein Jude ergreifen wollte. Die Juden waren unternehmend und schön. Ihre Augen hatten ein bren=

nendes Feuer. Sehr sauber zu sein, war schon damals nicht ihr Nationalruhm. Die Römer machten schon lange den gemeinen Juden zum Stichblatt ihres Spottes. Ihr Vermeiden des Schweinefleisches konnte unter den Hofherren ein Gelächter hervorrufen, das sogar die unter einem Ungeheuer wie Caligula so strenge Etikette durchbrach und im kaiserlichen Palast die Wände widerhallen ließ, wenn jüdische Gesandte ihre Klagen vortragen wollten und der Kaiser ihren Eifer mit den Worten unterbrach: ‚Apropos, warum eßt ihr denn kein Schweinefleisch?‘ — Bei alledem gab es in Rom sehr hervorragende Juden, sogar Dichter. Horaz würdigte einen ihrer Heinrich Heine oder Emil Kuh (der Grad seiner Leistungen ist uns nicht bekannt geworden) seiner besondern Freundschaft. Die vornehmen Frauen hatten Sinn für die Jehovareligion. Es war eine Zeit angebrochen, wo man vor Ueberfülle an Gottheiten einen noch ‚unbekannten Gott‘ zu suchen anfing. Man betrachtete die Religion wie eine Art Kurmethode, um veraltete Uebel nicht aus der überlieferten und abgenutzten Apotheke der Religion und Philosophie von früher, sondern mit neuen Reagentien zu heilen, mit Rheumatismusketten, Betty-Behrend'schen magnetischen Kräuterkissen, Revalenta arabica. Darin war das alte Rom vom neuen so verschieden. Im neuen, im Rom der Zuaven, die absolute Intoleranz für jede Abweichung vom

Kanon, im alten die liebende Umarmung aller möglichen Superstitionen, jedes Humbugs, der wie Religion aussah. Das Pantheon stand allen Göttern offen, balsamirten Vögeln, dem Ibis mit dem langen Storchschnabel so gut wie dem Jehova, jenem, dem überwiegenden Theil der Römer allerdings deßhalb so lächerlichen Gott, weil ihn die Juden nicht aussprechen durften, ihm sozusagen einen Interimsrock zur gewöhnlichen Abnützung gaben. Vornehmen Damen, mystisch gestimmten Prinzessinnen gefiel aber just dies Unaussprechliche und Pseudonyme. Gegen Kröpfe, Blähsucht, all' die Krankheiten, wogegen die Bäder von Bajä nicht helfen wollten, halfen vielleicht, so glaubte man wenigstens, die Edelsteine Urim und Thummim, die der Pontifex maximus der Juden auf seiner Brust trug, die Gebetriemen an den Armen der Hebräer, die Zahlen der Kabbala, deren Anfänge in jene Zeit fielen."

„Einer dieser in Rom wohnenden Judenprinzen war einer der mehreren Söhne jenes ‚großen' Herodes, der selbst Herodes hieß. Seine Gemahlin war ein Geschwisterkind zu ihm und selbst vom ‚großen' Herodes eine Nichte, Herodias ihr Name, die Mutter jener Salome der jüngeren, die so schön getanzt haben soll. Und diese Tänzerin eben, das ist die geschichtliche — ‚ewige Jüdin.'"

Frau von Engelschall war beruhigt. Jetzt stand sie auf der Höhe der Orientirung. Sie warf der träumerisch vor sich hinbrütenden Ludmilla bedeutungsvolle Winke zu, die auf das Ach! Ach! Eugen Sue's gehen sollten, auf diese tiefe, melancholische Note mit dem Fermatenzeichen zweier Jahrtausende.

„Sie haben sie wohl schon zum Oefteren abgebildet gesehen," fuhr der Doktor fort, „von Leonardo da Vinci, Carlo Dolce, Lucas Cranach, diese Bajadere von Prinzessin, wenn sie das Haupt des Johannes ihrer Mutter oder ihrem Stiefvater überbringt. Ihr rechter Vater war keineswegs jener Herodes Philippus, dessen — Gattin sie später wurde. Lachen Sie hierüber nicht, meine Damen! Die Verwirrung in der Familie der Herodes hat sogar die Geschichtsschreiber angesteckt. Die Kinder aus den sieben Ehen des ‚großen' Herodes laufen auseinander wie die Zweige des Giftbaums in der ‚Afrikanerin'. Es muß des Namens Herodes Philippus in den Verbindungen des Königshauses zwei gegeben haben, weil Salome, die Tänzerin, Stieftochter eines Herodes Philippus, ebenfalls einen Herodes Philippus heirathete. Seltsam, daß die Ehegesetze der Juden nur Einspruch thaten gegen die Verbindungen zwischen Schwager und Schwägerin, nicht zwischen Geschwisterkindern oder andern Descendenzgraden. Welche tiefen physiologischen Blicke Moses dabei in die

Naturorganisation der Menschen oder welche moralischen er in die Gewohnheiten der Geselligkeit geworfen hat, das mag aus den Schrifen Schelling's, Schubert's oder — Balzac's erforscht werden. Wahrscheinlich wollte er jenen romantischen Geschichten vorbeugen, die sich zwischen Verschwägerten, als Inhabern eines traulicheren Bruder- und Schwesterverhältnisses, leichter anspinnen ließen, als die abgeschlossene Haremslebensart der Orientalen, auch die der Juden, sonst zugelassen haben würde —"

Die Verschwägerten mußten hier in ein lautes Lachen ausbrechen. Die Kommerzien- und die Regierungsräthin suchten ihre Schwester in den Ausdruck des Spasses, den ihnen das Gefährlich-sein-sollen der Verschwägerungen machte, mit hineinzuziehen. Ludmilla lächelte auch in der That, doch nur wie abwesend.

„In unserem Fall," las der Doktor, „erschien ein Schwager der Herodes, ein Bruder ihres Gatten, ebenfalls eines Tages in Rom, ordnete dort bei Tiberius, dem Nachfolger des August, seine Ansprüche auf die von seinem Vater ihm als Erbe zuerkannte Landschaft Galiläa, sah hier Herodias, das Weib seines Bruders (nach Vater und Mutter seine Nichte), in dem ganzen Glanz, der die stolze anschlägige, schöne Frau umgeben haben mochte, huldigte ihr mit Verblendung aller seiner Sinne und entführte sie seinem Bruder nach ihrer gemeinschaftlichen Heimat."

Ein „Da haben wir's!" des Regierungsraths mit komisch zärtlichem Blick auf seine Schwägerin Kommerzienräthin rief allgemeinen Beifall hervor.

„Er nahm Salome," fuhr der Doktor fort, „das Kind der Entführten, ebenfalls mit sich."

„Bon voyage!" rief der Kommerzienrath mit Anspielung auf seine kleine Eugenie, die nicht anwesend, aber Allen als zuweilen sehr der Nachsicht bedürftig bekannt war.

„Herodias," fuhr der Doktor fort, „hatte in den Treubruch für den Fall eingewilligt, daß Herodes Antipater (so hieß der als Viertelskönig von Galiläa durch Tiberius Bestätigte) seine bisherige Gemahlin, die Tochter eines Königs der Araber, verstieß, ja sie völlig aus dem Lande der Juden verjagte. Die Juden hatten sich eine Art von Luxemburg, eine Grenzfeste gegen die Araber und Parther erbaut, die Feste Machairus, Schwertheim, könnten wir's übersetzen. Dorthin sollte der neue Gatte ihre Vorgängerin entsenden und sie ihrem Vater, dem König Aretas, ganz wieder zur Disposition stellen. Von Anstrengungen des in Rom zurückgelassenen Gatten, Herodes Philippus, seiner entflohenen Gemahlin und ihres Kindes wieder habhaft zu werden, wird nichts berichtet. Ihm durfte genügen, daß der Araberkönig die Schmach seiner Tochter mit einem furchtbaren Einfall in Judäa rächte. Aretas holte sein beleidigtes Kind aus Schwert-

heim ab im Gefolge eines Heeres, das die Truppen des Galiläers schlug und seiner Herrschaft ein trauriges Ende bereitet haben würde, wenn sich nicht — eben der Nordbund der Römer in's Mittel gelegt und dem winzigen Königlein eine Division unter Befehl des Generallieutenants Vitellius zu Hülfe geschickt hätte."

„Zu sehr à la Mommsen!" brummte der beleidigte Baßsänger, der Assessor — „Moderne Maßstäbe an durchaus andersbedingtes Altes gelegt —!"

„Ohne Zweifel," las der Doktor, der den Einwurf kaum vernommen haben mochte, weiter, „ohne Zweifel besaßen Herodias und Salome die Bildung der damaligen römischen Welt. Sie haben den Hof der Fürstinnen Julia und Livia besucht und deren Gegenbesuche empfangen. Sie haben beim Plaudern in den sonnenlichten marmornen Impluvien, beim Plätschern der Fontänen, beim Flöten der Nachtigallen in dem Oleandergebüsch, das dem Hofe Schatten gab, die besten Adressen köstlicher Salben und Wohlgerüche, der echtesten persischen Shawls und Teppiche, der längsten germanischen Chignons von Prinzessinnen und Kaiserinnen entgegengenommen, die im Wechseln ihrer Moden und Männer, in Ermordenlassen ihrer Gegner eine allen Schrecken des Styx hohnsprechende Virtuosität besaßen. Die Mutter der Salome hatte sicher noch jene Fulvia gekannt, die Gattin des Antonius, die ihrem

Mann die egyptischen Stunden mit Cleopatra vergab, weil er die ihrigen — —" der Doktor verschluckte etwas diese Worte — „mit seinen Adjutanten nicht störte. Als die Männer, die nach Alleinherrschaft strebten und die Republik im Blute ersticken wollten, auch des göttlichen Redners Cicero anschlagreiches Haupt (Mördern gegenüber kann es für uns in Cicero's Charakter keine Schwächen gegeben haben) förmlich absäbeln ließen, da hat Fulvia den Kopf des unerschrockenen Konsularen vor sich auf den Tisch gestellt und die kalte Zunge des beredtesten Mundes, den Adlerfittig der schwungvollsten Beredsamkeit, den Blitz der Beweisführung, den Donnerkeil der sittlichen Entrüstung — in kindischgewordener Megärenwuth mit Nadeln durchstochen. Im Uebrigen werden, was die Bildung der Herodias und Salome anbelangt, Beide das Gesetz der Bibel gelesen haben und überzeugt gewesen sein, daß der einzig wahre Gott doch nur zu Moses im flammenden Busch gesprochen hat und David ein König war über alle Könige der Erde. Indessen, sie kannten auch Latein und Griechisch, das sie sprechen mußten — jenes für Rom, dies für Egypten und Kleinasien, die im lebhaftesten Verkehr mit ihrer Heimath standen. Sie kannten diese Sprachen vielleicht aus bessern Quellen, als aus dem Geplauder ihrer Sklavinnen. Die edle Oktavia, Kaiser Augustus' Schwester, verlor ihren Sohn Marcellus. Alle Welt,

die nur irgend in die Saiten zu greifen verstand, besang damals diesen Tod. Die Hoffnung der Erde schien den Römern mit diesem Prinzen verloren gegangen. Nur der einzige Ovid, der Leichtfertige, trauerte nicht um Marcellus. Ihm war Julia, die Wittwe des Marcellus, das Ideal seiner Dichtung. War es deren zweiter Gemahl, jener Generalfeldmarschall des Kaisers, Agrippa, der ihn dafür in die Verbannung schickte —? Elegieen, Spottgedichte mit Bezüglichkeiten auf den Hof und die Großen muß es damals geregnet haben und die Judenprinzessinnen werden sie mitgelesen haben. Sicher wurden auch die Theater besucht. Wehklagte doch die Rechtgläubigkeit, daß sogar Arenen und Theater in Jerusalem gebaut wurden. Man ahmte den allgemeinen Brauch nach. Cleopatra von Egypten war die tonangebende Frau der Zeit. Sie hatte die Moden für Rom, die Sitten, die Tracht, den Kopfputz der vornehmen Frauen erfunden. Was Cleopatra trug, trug die Welt, die gefallen wollte. Herodias wuchs zu Cleopatra's Zeit auf und Salome, die ewige Jüdin, war schon, wie Nero, das Kind einer Zeit, die alle Vorurtheile überwunden hatte. Der Gesang, der Tanz, der sonst nur den Sklaven und Sklavinnen ziemte, war eine Fertigkeit der Vornehmen geworden. Nero sang — wahrscheinlich Tenor. Salome tanzte — wahrscheinlich eine Art Cancan."

„Nein, nein!“ protestirte, wie aus sittlicher Entrüstung heraus, der Assessor, fand jedoch keinen Anklang. Man wollte jetzt nur hören, nur wissen, wo alles hinaus-wollte. Es lag eine gereizte Bezüglichkeit in den Worten des Doktors. Ludmilla schien anzunehmen, daß alles auf sie selbst gehen sollte.

„Salome,“ fuhr der Doktor fort, „hatte den egyptischen Beinamen Pharaïldis. Es gab eine ältere Salome, die Schwester des ‚großen‘ Herodes, die alle Julien und Livien des Kaiserhauses an Verschmitztheit, Gefallsucht und Blutgier übertroffen hatte. Auch diese lebte noch in Rom mit allen ihren Morden auf der Seele. Sie hatte schon ihren vierten oder fünften Mann genommen, einen griechischen Römer, hochgestellten Günstling der kaiserlichen Gnade, einen Herrn von Alexas. Das waren zwei Seelen, die sich gefunden hatten, die alte Prinzessin Salome Alexas und Kaiserin Julia — nicht jene Julia, die Tochter des August, die damals verbannte und im Exil gestorbene arme, leichtsinnige Julia, sondern die Mutter des Tiberius, die Kaiserin Livia, die sich Julia nennen ließ, um dem julischen Geschlecht anzugehören. Als die alte Salome starb, vermachte sie dieser ihrer Freundin Julia ihr ganzes Vermögen. Ob jene auch die kleine Salome Pharaïldis gesehen hat — die alte Schlange die kleine Schlange, die aus Rom nach Palästina, so wie man heute Chopin und

Thalberg abzuspielen oder in Oel zu malen aus den großen Weltstädten mit nach Hause bringt, so die Tanzkunst mit nach Jerusalem brachte, die sie vielleicht in Rom bei Bathyllus, dem Vestris jener Tage, gelernt hatte? Es zu bejahen ist erlaubt. Sie muß bezaubernd gewesen sein, diese Tänzerin à la Grecque, Salome die Jüngere, als sie vor ihrem Stiefvater, Herodes Antipater, ihre Dressur zeigte. Ihr Tanz war bei seinen Diners eine Zugabe zum Dessert. Nur darum war der viertelkönigliche Herr in solchem Grade von ihr entzückt, daß er nach den Evangelien zu ihr sagte: „Bitte von mir, was Du willst, ich will Dir's geben, und wäre es die Hälfte meines Königreichs" (also etwa ein Achtel von Bayern oder Würtemberg) — weil er gerade den „Obersten und Hauptleuten und Vornehmen aus Galiläa" und ohne Zweifel auch jenem Vitellius, der ihm den rachedürstigen Schwiegervater erster Ehe vom Leibe gehalten hatte, auf diese Art etwas Außerordentliches zu zeigen im Stande war. Ich vermuthe Vitellius zugegen, weil dieser zuweilen von Syrien, wo seine Truppen kantonnirten, zu Militärinspektionen nach Judäa kommen mußte und die Scene jenes verhängnißvollen Tanzes in Schwertheim, in dem Grenz-Luxemburg Palästinas, stattfand. Ob die reizende Sylphide schon damals die Gattin eines ihrer Oheime geworden war, des ebenfalls Herodes Philippus benannten

Fürsten, der die Viertelskrone von Judäa und Trachonitis trug —? Das ist schwer zu sagen, ja der Sage zum Trotz ist sogar die Tänzerin Salome noch zum zweiten Mal verheirathet."

„Halten wir uns zunächst an die Sage und die Bibel. Diese machen Salome zur Veranlassung der Hinrichtung Johannes des Täufers. Der „Rabbi Jochanan", wie Johannes hebräisch hieß, saß in jener Grenzfestung Schwertheim gefangen. Er hatte dem Zorn und Unwillen der Juden über die vom Gesetz verbotene Heirath ihres Fürsten mit seiner Schwägerin Herodias einen die Menge hinreißenden Ausdruck gegeben. Den Araberkrieg und die Leiden, die in dessen Gefolge über das Land gekommen, wovon das Einrücken der Römer nicht das Geringste war, sahen die Juden für eine Strafe Gottes wegen Verletzung seiner heiligsten Gesetze an. In unsern Tagen ist man nicht mehr so leicht in Harnisch zu bringen um Uebertretungen der kanonischen Gesetze, für welche Rom aus seinem Gnadenschatz für Geld und gute Worte nachsichtige Dispense bereit hält — in der griechisch-katholischen Kirche jedoch —"

Hier bat mit entschiedenem Ernst der Kommerzienrath, als dießmaliger Hauswirth, für seine Unterbrechung um Entschuldigung und sagte:

„Sie erwähnen konfessionelle Dinge — wenn vielleicht in unserem Kreise —"

„Griechischkatholische Hörer —?“ entgegnete der Doktor, endlich über den Widerspruch gereizt.

„Das nicht, aber Sie erwähnten schon zum Oeftern römischkatholische Gegenstände — Herr Hüpeden ist aus Westphalen —“

„Für mein Theil,“ sagte der Angeredete, ein Steinkohlengrubenbesitzer, der sich mit einem großen Vermögen zurückgezogen hatte, „so gebe ich Ihnen Rom und wenigstens einen Theil der Klerisei preis — meine Frau denkt ebenso —“

„Ich bin überzeugt,“ verneigte sich der Wirth verbindlich, „daß auch unser Herr Doktor die Grenzen des in solchen Fällen Schicklichen einhalten wird —“

„Aber in der griechischkatholischen Kirche,“ schnitt der Vorlesende entschieden die Rede des Wirthes ab, „in welche das mosaische Gesetz übergegangen ist, verbieten sich die Heirathen zwischen Verschwägerten auf's Allerstrengste. Johannes muß bei seinen Strafreden einen Zulauf gehabt haben, der einer Empörung nahe kam. Auch die Kriegsbeschwerden hob der neue Jesaias hervor. Ganz übereinstimmend mit dem Geschichtschreiber Josephus läßt ihn der Evangelist Marcus zu den Sätzen, die vorzugsweise Johannes sprach (an jeden berühmten Rabbi knüpfen sich gewisse Axiome, die gerade sein Mund zuerst vorgetragen haben soll), auch den fügen, welchen Schiller in seine

Kapuzinerpredigt aufnahm: Contenti estote stipendiis vestris! Seid mit eurem Kommisbrode und der regelmäßigen Löhnung zufrieden — nennt euch nicht unsere Retter, unsere Bundesgenossen, und zieht uns noch mehr als der Feind das Fell über die Ohren —! Ja, die Richtung des Johannes ging vorzugsweise auf Thaten. ‚Wer zween Röcke hat,‘ rief er, ‚der gebe den einen dem, der keinen hat‘ — reiner Kommunismus! Herodes wagte sich nicht an das Leben eines solchen Volksmanns, der das zu allen Zeiten dem Volk willkommen Gewesene versprach, ja des geviertelten Herodes Haß gegen die Römer (er sammelte in Machairus eine Ausrüstung für 60,000 Mann) und eine gewisse diesem Herodes eigene Indolenz, die dem lauernden Zuwarten eines listigen, auf dem Sprung liegenden Thieres gleichkam (einen ‚Fuchs‘ nannte ihn auch drum Jesus), bestimmten ihn, vor dem Rabbi Jochanan eine Art Ehrfurcht zu verrathen. Von Herodias erzählt die Geschichte das Gegentheil, daß sie den großen Vor-Apostel haßte. Von Salome dagegen wieder behauptet die Sage, daß sie, wie eben die Töchter ihren Müttern gegenüber zuweilen die Caprice haben, es mit dem Vater zu halten, geradezu diesen Rabbi Jochanan — liebte."

Dem Kreise der Zuhörer ließ der Vorleser hier eine Pause. Jeder mochte an den Statusquo seiner eigenen Familienverhältnisse denken. Dann fuhr er fort:

„Gesehen muß Prinzessin Salome den Staatsgefangenen, den sie liebte, oft genug haben. Dieser saß in Machairus. Dort inspizirte Herodes gewöhnlich seine Truppen. Der Viertelskönig mag oft über seine Gemahlin Herodias gelächelt haben, die ‚diesen Menschen‘ so leidenschaftlich haßte. Sie nannte ihn den Gegner ihres Glücks, ihrer Ruhe. Religiöse Abneigung war bei den Juden mehr zu fürchten, als ihre wankelmüthige politische Stimmung. Der Heuschreckenesser, der Jordantäufer muß ein würdiges Bild in der Citadelle von Schwertheim vorgestellt haben. Hoheitsvoll, des geistigen Entsatzes gewiß, den ihm sein hochverehrter und bewunderter Freund Jesus draußen durch Fortsetzung des Taufens im Jordan und des Lehrens gewährte, mag er in seinem langwallenden Haar, in seinem an die Rauhheit der Wüste gewöhnten Körperbau, in der ganzen strengen Tugend eines der Sekte der Essäer angehörenden Schwärmers einen bewältigenden Eindruck auf Jeden gemacht haben, der in seine Nähe kam. Die Neugier, ihn sehen zu wollen, wird ausdrücklich in dem kurzen Bericht seines Lebens als das Motiv des Zulaufs, den er fand, hervorgehoben. ‚Was seid ihr hinausgegangen zu sehen —?‘ Johannes wird eine gewisse Freiheit in seiner Gefangenschaft behalten haben. Denn er konnte, wie die Evangelien erzählen, Boten, ‚Jünger‘ nennt sie die Schrift, an Jesus

entsenden. So manchen Staatsgefangenen hat die Liebe gerettet. Zumal im Orient, wo mehr als Eine Sultanstochter mit einem Sklaven entfloh, den sie in rauhem Kittel unter ihren Fenstern Wasser tragen sah, um die Blumen zu begießen. Aber Herodias, die Mutter, haßte ihn um deßwillen nur desto mehr. Als Salome, immerhin mit einer gewissen Bescheidenheit, nach ihrem Nachtischtanz und unter den Beifallsspenden der Höflinge und der römischen Militärbevollmächtigten, des Vitellius und seiner Adjutanten, die Mutter fragen ging, was sie vom Vater begehren sollte für ihren schönen griechischen Cancan, da vernahm sie etwas, das der Sage, nicht der Bibel nach (die Bibel läßt sie sogar mit dem Haupte ‚eilends hüpfen') ihr einen Stich in's Herz gab. Wehe! Sie sollte den Tod des verhaßten, ihr so werthen Volksführers begehren. O diese Mutter —! Die Viertels-Königin wollte auf einem sichern Boden stehen."

„Und daß auch noch Salome das Haupt des edlen Märtyrers auf einer Schüssel in den Prunksaal, wo man geschwelgt und gezecht hatte, hereinbringen mußte —! Ihr Stiefvater, dem die Hinrichtung doch leid that und der nur, als er sie genehmigte, sein königliches Wort hatte einlösen wollen, konnte wohl selbst diesen Anblick kaum begehrt haben. So war es denn nur Herodias, die bei dem Mahle Anfangs nicht zugegen gewesen, gewiß aber

in dem Augenblick im Saal erschien, wo man die Mutter einer solchen Tochter, einer solchen Tänzerin beglückwünschen wollte. O du erstes „Haupt voll Blut und Wunden —!" Da gingen so eben die Körbe voll Blumen, die Amphoren voll Wohlgerüche im Kreise rundum, um den Duft der Speisen zu vertreiben. Und die Fremdlinge mögen nach den Schüsseln verlangt haben, in denen wohlriechendes Wasser zum Waschen der Hände geboten wurde. Denn seltsam und unheimlich blieb den Heiden doch der Juden ganze Lebensweise, zumal war ihnen ihr Essen und Trinken nicht geheuer. Musiker werden auf dem goldenen Chor der Marmorhalle mit einem rauschenden Tusch eingefallen sein, als der Tanz beendigt und durch die Erfüllung der Bitte der Tänzerin gekrönt war. Tausende von Augen weinten draußen und zwei Augen ließen auch hier noch Tropfen in die blutige Schaale rinnen, und dazu klang die rauschende Begleiterin der Freude, die Adufe, unser mit klingenden Schellen behangenes Tambourin, der silberne Triangel, der kupferne Kastagnettenteller, Zilzel genannt. Die zehnsaitige Zither mit ihrem Rauschen wie von Windharfen, ihrem Summen wie von tausend im sonnenlichten, dufterfüllten Hain sich tummelnden Käfern, fehlte gewiß nicht. Sie wurde mit dem Plektrum geschlagen und ersetzte unsere Violine. Blumen lagen auf den musivischen Estrich gestreut, dicht neben der

Stelle, wo die Prinzessin getanzt hatte, begleitet von dem liebäugelnden Blick der Männer, die auf rothen, goldverbrämten Polstern am Rand der Tafel sich streckten, die leeren Becher über ihre gesalbten, mit Goldbinden geschmückten Häupter hinausreichten, die ihnen geschäftige Sklaven immer wieder frisch aus Kannen füllten, die zur Abkühlung in einem Bassin mit Sprudelwasser standen. Silber- und Goldgeschirr ringsum. Dreifüße mit brennendem Räucherwerk, Fontänen von Rosenwasser, plätschernd in allen Ecken des Saales. Die Schilderungen, wie bei einem solchen Mahl Wohlgerüche, ja sogar Salben verschwendet wurden, verschwendet an die Kleider, an den Körper, an die Geräthschaften, sogar an den Fußboden, wo man drüber doch ausgleiten konnte, sind für unsern Geschmack nicht zu fassen, ja sie wecken Vorstellungen von nicht anders zu bewältigenden Gerüchen, sogar Vorstellungen vom Popp'schen Anatherinwasser."

„O — O — O!" unterbrach man ablehnend. Man war erschüttert und nun dieser bittere Uebergang —!

„In welchem Glanz mochten dabei die Gewänder der Frauen gestrahlt haben —!" fuhr der Doktor fort. „Auf syrischen Webstühlen fertigte man damals einen Silberstoff, der dem Filigran ähnlich gewesen sein muß, denn in Rom machten die Juden damit selbst bei Hofe, wo man doch Alles kannte, was schön und theuer war, Furore.

Wer ein solches Kleid anhatte und zufällig die Sonne auf sich scheinen lassen konnte, der sah wie eine Lichterscheinung aus und flößte Schauer und Ehrfurcht ein. Aber zum Tanz wird solcher Silberstoff zu schwer gewesen sein, wenn er nicht in Gestalt einer engen Chlamys dicht an den schönen Formen saß. Ein Unterkleid, das was man jetzt mit dem profanen Namen — „Chemise" bezeichnet, trugen die Jüdinnen nicht. Die dem Körper nächste Gewandung war dem Auge schon sofort sichtbar. Vielleicht war die Tunika der Tänzerin rothgefärbt mit dem Blut der Purpurmuschel. Sie war vielleicht aus einem wollenen Stoff, weicher wie der junge Flaum eines sich mausernden Vogels. Sie reichte nur bis zum Knie, wo die goldenen Bänder begannen, die sich zuletzt in purpurrothe Sandalen verloren. Das Auge war gewiß von einer angebrannten Mandel mit einem schwarzen Strich untermalt und ließ die Glut der schönsten Sterne desto gesammelter erscheinen, wie zwei brennende Strahlenherde. Ueber dem in einen kräftigen Knoten gewundenen, mit Edelsteinen wie besäeten schwarzen Haar, über den goldenen Spangen am Ohr, den Perlenschnüren am Halse wölbte sich, vom rechten nackten, mit Spangen geschmückten Arm gehalten, gewiß ein Schleier, der sich enger zusammenziehen, wieder lüften, ganz abnehmen ließ je nach Willkür, wie Bathyllus in Rom oder sein Nebenbuhler, der Tänzer

Pylades, den Unterricht im Schleiertanz gegeben haben mag. Der Stoff ist dann Seide, die Farbe ist weiß, die Stickerei golden. Den Nasenring, den noch Judith getragen hat, als sie sich schmückte, um Holofernes zu berücken (Hebbel's Holofernes würde diese Zugabe zum Kostüm seiner Judith pikant gefunden haben), hatte jene Zeit denn doch schon abgelegt —"

„Einen Nasenring —?" rief ein großer Theil der Damen entsetzt.

Aber Frau von Engelschall merkte, daß der Vorleser auf die Höhe seines Gegenstandes gekommen war, auf die Verwandlung Salome's in die „ewige Jüdin", und rief:

„Bitte — bitte — jetzt —!"

„Und dich, strahlende Sylphide, stolze Fürstentochter," begann in der That der Doktor mit gehobener Stimme. „Dich hat zwar Dante — nicht auch, wie andere schöne Frauen, in die Hölle versetzt — die Ehre, den Reigen der um Liebe und Leidenschaft verdammten Seelen anzuführen, läßt er Semiramis, jener unnatürlichen Mutter, die ihren eigenen Sohn ehelichte — aber die Sage hat auch Dich, Salome, unter die Schaaren gesellt, von denen der düstere, unbarmherzige Florentiner singt:

Und wie die Staaren ihre Flügel tragen,
Zur kalten Zeit, in großen, vollen Schaaren,

So werden von dem Hauch die bösen Geister
Von hier, von da, herauf, herab geführet,
Und keine Hoffnung stärkt dieselben jemals
Nicht nur der Ruh', nein auch nicht klein'rer Strafe.
Und wie die Kran'che ziehen, ihre Klagen singend,
In Lüften sich zu langen Reihen schaarend,
Sah ich herunter kommen, Seufzer dehnend,
Die Schatten, von genannter Pein getragen —!

„Salome Pharaïldis ist die Ruhelose, ewig Irrende, die nächtliche Ahasvera —! Die Stolze liebte den Wüstenprediger, liebte ihn, wie Königstöchter lieben, zumal wenn sie schon selbst wieder der Reif einer Herrscherin schmückt, wie diese Katharinen und Elisabeth von Rußland die Schiskoi und andere Antinous ihrer Palastgarden geliebt haben. Ach, ein einziger Sonnenstrahl der gesinnungslos wechselnden Gunst enzündet da ein ganzes Leben und Leib und Seele sind für immer verzehrt und werden Asche. Diese Fürstinnen? O die haben nichts davon, als eine schöne Erinnerung. Sie fliegen mit Schmetterlingsflügeln zu neuen Blumen hinüber. Der strenge Rabbi verstand diese gnädigen Blicke nicht. Die herablassende Huld der gekrönten Tänzerin war an den strengen Pythagoräer, an den Lehrer der Religion des unsichtbaren und unaussprechlichen Gottes verschwendet. Ihm, dem selbst die Weisheit des großen Rabbi Simon, Sohnes des großen Hillel, der in Jochanan's Jünglingsalter in Jerusalem lehrte,

zuviel vom vergänglichen Glanz des Tempels hatte, zuviel vom blendenden Schimmer der Marmorsäulen und der erblindenden Herrlichkeit der goldenen Gefässe, ihm, der an den Pharisäern den Hochmuth und die Selbstgenüge haßte, an den Sadducäern den frivolen Cynismus der Gottesleugnung und des absoluten Nihilismus, ihm, der vom wilden Honig und von den Heuschrecken der Wüste lebte, waren die verführerischen Gebilde bestrickender Frauenliebe längst aus dem Bereich seiner Wünsche und Begierden entrückt. Herodias, die Mutter Salome's, kannte vielleicht das Doppelgefühl, das im Busen ihrer Tochter lebte, die Liebe und — vielleicht gar die Rache? Die Weiber jener Zeit hatten meistens alle zwei solche sich widersprechende Herzenskammern. Auch Salome war, wie fast alle Frauen jener Zeit, mit Schlangengift gesäugt und unter Leichen auferzogen. Mord war ihr vielleicht wie das Ritzen einer Nadel. Als dann aber doch das edle, blasse, blutlose Haupt auf der goldenen Schüssel, die sie selbst zu Herodes und seinen Gästen hineingetragen hatte, so ernst, so fahl, so feierlich und grauenvoll schön dalag, als sie damit aus dem Saale verschwinden wollte, da wankte — die Uebermüthige — ? — und drückte einen Kuß auf die blassen Lippen. O, fast möchte man glauben — und Dante, der die Frauen auch seiner Zeit gekannt, würde es für gewiß gehalten haben — daß die Möglichkeit, die

Lippen eines abgeschlagenen Kopfes zu küssen, die selbst Klärchen in einem sechsten Akt des „Egmont" nicht würde wahrgemacht haben, in jene Region der Nachtseiten des menschlichen Gemüths gehört, die dem Wahnwitz nahe liegt. Das glänzende Farbenspiel der zu Tode gemarterten Muränen, das die Römer bewunderten, der brechende Blick des sterbenden Fechters, die von den liebenden Umarmungen des Flammengottes verzehrte Semele — das ist die Gegend der Psychologie, wohin der Sage nach auch der Kuß der Salome auf das todte Haupt des Johannes gehört."

„Aber der Muth, ob der Muth der Leidenschaft oder ihres Mitleids bleibt unentschieden, bekam ihr übel. Die Lippen des Hauptes öffneten sich und jener Hauch, von welchem Dante an der oben angeführten Stelle spricht:

> Die Höllenwindsbraut, welche nimmer ruhet,
> Mit ihrem Ungestüm hinreißt die Geister,
> Die sie umwirbelnd und zerschlagend peinigt —

diese fuhr aus dem Munde des Märtyrers, hob die Frevlerin, die Sünderin der charakterlosen Liebe, die Zeugin für das Gute zur verspäteten Stunde, die Näscherin im Giftgenuß, die aus fremdem Leide Wonnen Saugende, die halbe Bekennerin, die halbe Julia, wenn Julia die ganze Liebe, die Liebe für Leben und Tod ist, die Repräsentantin jener schneidenden Schiller'schen Worte: „Gut-

herzig sind sie alle —!" hoch, hoch, hoch in die Lüfte und ließ sie, wie Christus den Ahasver, „wandern, wandern, wandern", „ruhelos", so sie die „ewige Jüdin", im Leeren, Haltlosen, gehalten nur durch die Kraft des Wirbelwindes selbst, „tanzen, tanzen, tanzen ruhelos" bis an's Ende der Tage."

Der Vorleser machte eine Pause. Alles war erschüttert. Niemand widersprach. Niemand sah auch die Marmorblässe, die auf Ludmillens Wangen getreten war.

„Daß nun die königliche Tänzerin," fuhr der Doktor in ruhigem Tone fort, „für ihre irdische Person der Sage nach ebenfalls ihr Haupt verlor, und, sonderbar! durch eine Eisscholle, das ändert am Schicksal ihrer Seele nichts. Von einer Eisscholle? fragen Sie verwundert. Am See Genezareth — unterm 52. Grad östlicher Länge und 30. Grad nördlicher Breite — Eisschollen? Die Möglichkeit, die Herodesprinzessin mit den Erscheinungen eines nordischen Winters zusammenzubringen, wird dadurch erklärt, daß es in den Pyrenäen kleine Seen gibt, die zuweilen zufrieren. In die Pyrenäen nämlich wurde ihr Stiefvater Herodes von Kaiser Caligula verbannt, als er auf die Frage, wozu seine vom Bund mit den Römern nicht vorgeschriebene Aufhäufung von Kriegsmaterial für 60,000 Mann zu Schwertheim hätte dienen sollen, keine genügende Auskunft geben konnte. Der Bruder der Herodias,

Herodes Agrippa, war nach ziemlich wunderbaren, fast wie eine Gustav Nieritz'sche Erzählung für die Jugend sich lesenden, aber geschichtlich verbürgten Erlebnissen zum Gewinn des Titels eines ganzen Königs, keines Viertelskönigs, und zu einem Theil von Judäa mit großen Gnaden und Vorrechten gelangt. Seinen Schwager und Oheim, Herodes Antipater, denselben, der nach Johannes' Tod nun auch noch den Heiland hatte kreuzigen lassen mit widerstrebend erlangter Erlaubniß des römischen Militärbevollmächtigten Pontius Pilatus, ärgerte diese Bevorzugung. Er ging mit Herodias nach Rom, um sich gleiche Gunst auszuwirken. Da erfolgte jene verhängnißvolle Frage, angeregt durch ein Heldenstück von Angeberei seines Schwagers Herodes Agrippa. Er erhielt Zeit, erst zu Vienne in Gallien, dann in Lyon, zuletzt — die Ankunft des rundreisenden Kaisers verjagte ihn überall — in den Pyrenäen über das Ausbleiben seiner Antwort nachzudenken. Seltsam, wie brav da die so übel berufene Herodias gewesen —! Als eine Schwester des Agrippa (der nunmehr jener dritte Bibel-Herodes ist, der die Apostel des gekreuzigten Jesus verfolgte) sollte sie es freigestellt erhalten, ob sie nicht lieber nach Judäa zurückkehrte. Sie entgegnete: „Habe ich Glück mit meinem Gatten getheilt, will ich ihm auch in's Unglück folgen —!“ Und Salome, die Tänzerin, muß sie da in ihr Exil begleitet oder sie

öfters besucht haben. Denn wenigstens die Sage läßt sie einen gefrorenen Pyrenäensee betreten, vielleicht auf ihm schlittschuhlaufen, wie die Damen im Bois de Boulogne bei Paris. Sie machte, als elegante Patineuse, auch auf dem Eise, die schönsten Pirouetten, auf zwei und auf einem Bein, just wie die Fürstin Metternich oder der Balletchor in Meyerbeer's ‚Propheten'. Da bricht das Eis, sie sinkt unter, und als sie wieder auftaucht, hebt ihr eine Eisesscholle ganz gemächlich, grade wie ein Scharfrichterschwert, das gleichsam zum Delinquenten sagt: ‚Es thut Dir doch nicht weh?' den Kopf aus der Schulter."

„Das ist die Sage —?" riefen entsetzt und mitleidsvoll mehre Frauen.

„Ja," erwiederte der Doktor und fuhr fort, „aber ihre Seele war schon längst verdammt und blieb es auch, als sie noch lebte. In gewissen Nächten, insonders zum ersten Mai, welchem für reine Gemüther so wonnigen Tage bekanntlich für unreine die ‚klassische Walpurgisnacht' vorausgeht, führte sie den Chor der wilden Geister an, der ruhelos umirrenden, unseligen, der Erlösung nicht theilhaftig gewordenen. Salome Pharaïldis ist die Königin des wilden Heeres, nicht zu Roß, wie die Kiß'sche Amazone oder die Königin Tomyris, sondern nur getragen von jenem ewig dauernden Hauch aus des enthaupteten Täufers Munde. Seine Ablehnung ihres Kusses, sein Wort der

Tugend: ‚Fahre dahin —!‘ das allein trägt ewig die Schwebende. Ruhe gewährt der Ruhelosen nur um die Zeit von Mitternacht bis zum ersten Hahnenruf der Eichbaum und die Haselstaude. Das Heer, das ihr in den wilden Nächten folgt, ist die ‚große Schaar der Hexenheit‘. Und der dritte Theil der Welt gehört Pharaïlden. Dabei verschmilzt sie seltsamerweise mit ihrer Mutter Herodias in Eine Person. Voll Mitleid und beinahe versöhnt wird ihrer gedacht im zwölften Jahrhundert, wo ein Mythograph berichtet:

Sonderbares Gestirn, das heilig macht das Unheil'ge,
  Rom an Petrus verleiht, Pharaïlden versöhnt!
Glücklich machte dies Kind den Herodes, bis sie entbrannte
  Für Johannes und nie, wenn sie diesen besaß,
Anderer Liebe begehrte. Darob ergrimmte der Vater,
  Schlug des Heiligen Haupt. Ach, wie jammert sein Kind!
Will ihn noch einmal seh'n! Sie streckte die Arme, die weichen,
  Aus nach dem theuersten Mann, netzte mit Thränen das Haupt,
Ja sie begehrt es zu küssen. Doch weicht es zurück und ein Windhauch
  Weht von dem Munde daher, hebt Pharaïlden empor,
Hebt sie wirbelnd zum Dach, in die Luft, in die Leere des Himmels!
  Also des Heiligen Zorn, der sie im Tode verschmäht,
Wie er im Leben gethan. Doch wollten die Sterne es anders —
  Dient der Trauernden doch trauernd ein Drittheil der Welt!
Und so ward ihr erlaubt, auf Haselstauden und Eichen
  Nächtlich sich auszuruh'n, wenn es Mitternacht schlägt

Und noch der erste Schrei des Hahns nicht im Dorfe erklungen.
Pharaïldis, ihr Nam', seit sich ihr schreckliches Loos
Milderte durch den Tribut der Verehrung, die sie gefunden.
Sonst hieß Herodias sie, Meisterin war sie im Tanz.

„Jakob Grimm hat die Versöhnung der Menschen mit ihr erklärt und den Namen Pharaïldis aus aller Beziehung zu den Pharaonen gebracht. Dem großen Forscher ist Pharaïldis — ‚Frau Hildis', ‚Frau Hulda', ‚Frau Holle', die bekannte wilde Jägerin unserer Wälder, die Tannhäuserbestrickerin, zwar auch eine Teufelinne, aber — die Zeit, die heute sogar schon die Mörder liebkost und die Todesstrafe abschafft, hatte eben ihre Zwischenstufen bis zur Verwirrung aller Begriffe von Recht und Strafe…"

„Bitte, bitte —!" riefen die anwesenden Juristen.

„Diese modernen Anspielungen —!" fiel der Kommerzienrath ernstlich tadelnd, ja um des ‚anziehenden Stoffes' willen bedauernd ein. Aber der Doktor las:

„Der Zeitgeist nahm sich schon im Mittelalter des ‚wilden Heeres' an, ließ Baumeister den Teufel benutzen und ihn hintennach doch um ihre Seele prellen, wenn ihnen ein Dom, eine Brücke gelungen war, ja der ‚arme' Teufel, der ohnmächtig die Zähne fletschte und aus dem Gitter, in das ihn Gott oder die Vernunft gebannt, die schon machtlos gewordene Tatze streckte, fing an, Niemanden mehr zu schrecken. Pharaïldis findet zu gewissen Stunden

Ruhe auf dem ehrwürdigen Eichbaumstamm, auf der wunderthätigen Haselnußstaude. Ja, der französische Volksaberglaube sorgt sogar dafür, daß die arme verdammte Seele nicht verhungert und verdürstet. Denn sie bringt Pharaïlden in Verbindung mit Fee Abonde, der Göttin des Ueberflusses, die allen Köchinnen und guten Hausfrauen eine wohlbefreundete, werthe Bekanntschaft ist, deren Besuch sie vollkommen spüren, wenn sie Morgens in ihre Küche und Vorrathskammer treten und da der festen Ueberzeugung sein dürfen, daß Nachts ihre Töpfe mit den Bratenresten, ihre Milchkumpen, ihre Butterbüchsen nicht so völlig todt gestanden haben, wie sich diese stille Welt der wichtigsten Lebensfragen Morgens wieder vorfindet. Da von Mäusen oder Ratten oder Katzen zu reden, die hier vielleicht geknuspert und genascht hätten, das wäre kleinlich. Es fehlt ja auch nichts in den Töpfen, Kumpen oder Büchsen. Aber es erscheint bei Alledem rathsam, die Deckel nur lose aufzusetzen und nicht Alles zu hermetisch zu verschließen. Denn Fee Abonde kann kommen, die gute Dame, die nicht im Ueberfluß für sich selbst lebt. aber den Ueberfluß für Andere bringt, ihn wenigstens wünscht, ihn zaubern kann aus Dankbarkeit für ihren vielleicht schon durch den Duft der Speisen gestillten Hunger. Das ‚wilde Heer‘ ist also auf diese Art die absolute — Stille geworden, die nächtliche, geheimnißvolle Stille, die uns so

seltsam ergreifen, so rühren, so durchschauern kann, nicht nur im Walde, nicht nur auf einer luftigen, einsamen Bergeshöhe, sondern auch, wenn wir des Nachts vielleicht einen brennenden Durst verspürten, etwa aufstehen, Licht machen und durch unsere in nächtliches Dunkel gehüllten, gespenstisch stillen Zimmer und in die Küche gehen. Diese Stille dann um uns — wie spricht sie so beredsam —! Sie sagt: Es muß ein Leben in diesem todten Raume geben! Es müssen auf dem Sopha da jetzt unsere verkörperten Gedanken, dort an dem Nähtisch unsere verkörperten Seufzer sitzen. Tausenderlei Unausgesprochenes hat Leben gewonnen und geht und weht und huscht und schlorrt umher — und eine gute Mutter und Hausfrau denkt, das ist die Fee, die uns die Töpfe und die Scheuern füllt. Und der handelnde, thatkräftige Mann denkt, das sind die Schicksalsdämonen, die den Weiser an der Uhr unserer Erwartung zurückstellen, das Zünglein an der Wage der Erfolge und am Für und Wider der Entschließungen! Und unglückliche, beladene, reuevolle Seelen denken: Das ist das Vorspiel jener Auferstehung der Todten, die möglicherweise nicht so still und versöhnlich von Statten geht, wie sie Orsina in Emilia Galotti geträumt hat, wenn ihr gebrochenes Herz, ihr Durst nach Rache ausruft: ‚Ha, welch' eine himmlische Phantasie! Wenn wir einmal Alle, wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir Alle in Bac-

chantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir Alle ihn (Jeden, der uns betrog) unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten — um das Herz zu finden, das der Verräther einer Jeden versprach und Keiner gab! Ha, das sollte ein Tanz werden, das sollte —!"

Die Damen waren an dieser Stelle gewaltig erschrocken. Der Regierungsrath sah sich nach Unterstützung auch seines Protestes gegen eine so scharfe Zuspitzung des Gegenstandes um. „Nach der allerliebsten Schilderung der nächtlichen Stille in der Küche des Doktors bei seinen Wirthsleuten!" fiel die Regierungsräthin ein. Sie erreichte aber nur, daß ihr Lob festgehalten blieb. Alles beglückwünschte den Vorleser um die gute Dame, die Fee Abonde, die Frau von Engelschall sogar behauptete, bestimmt einmal in einer Mondnacht gesehen zu haben . . .

„Pharaïldis," fuhr der Doktor fort, „Du siehst, wie groß das Heer ist, das sich Deinem Tanzreigen anschließt —!"

„Das ist aber doch zu arg!" erhob sich die Kommerzienräthin.

„Aber bezieht sich denn das Alles auf uns —?" beruhigte sie jetzt Ludmilla und winkte um Ruhe.

„Von den sanften Seelen," las der Doktor, „die betrogen wurden, von den Jungfrauen und Frauen der

Tugend ist hier nicht die Rede. Eine Orsina ist es, die ihre Sehnsucht nach Einreihung in die Geschwader des wilden Heeres und der ewigen Jüdin ausspricht, eine Orsina, die Mätresse eines Fürsten. Unabsehbar ist der Zug, den die ruhelose Seele der „ewigen Jüdin" durch die Jahrhunderte geführt hat —! O, er mehrt sich von Tage zu Tage, von Nacht zu Nacht, wenn auch nicht mehr Mord die lilienweißen Hände der Schönheit befleckt, nicht mehr das Gift, das Orsina, als „für Weiber wie sie selbst bestimmt", bei sich führte, sondern das etwa in Gestalt von Cyankali bei einem gemüthlichen Theeabend kredenzt wird! Diese Frauen, die hintennach die Köpfe wieder küssen, die sie abschlugen, diese Frauen, die mit einer Vergangenheit, die durch ihre eigene Schuld zur unglücklichsten der Welt wurde, manchmal noch liebäugeln können, Frauen, die Demjenigen noch etwas wie Thränen widmen, den sie doch geopfert haben, das sind die vom Wirbel gefaßten, ewig um sich selbst geschleuderten Naturen, die nie die Erde berühren, ewig tanzen, arme Seelen, die wohl unser Mitleid, aber nie ihre Rechtfertigung und Erlösung finden können —! Das Alterthum hatte diese Charaktere nicht. Ariadne, Dido sind nur die Ahnungen derselben. Medea war einfach eine Furie. Die römischen Imperatorenfrauen und Imperatorentöchter entbehren jener Zuthat von Sentimentalität, die uns erst mit dem Nazaräismus ge-

kommen ist. Cleopatra, diese war schon das Ideal für Herodias und Salome Pharaïldis. Aber auch Cleopatra tödtete sich nicht aus Liebe zum Antonius, den Oktavian besiegt hatte. Sie tödtete sich nur aus Verzweiflung, weil ihre Schmeichelkünste auf Oktavian nicht mehr wirken wollten, aus Stolz, weil sie das Schicksal nicht ertragen konnte, durch Roms Gassen im Triumph geführt und vom Pöbel der ewigen Stadt verhöhnt zu werden, weil man sie gehindert hatte — Toilette zu machen! Die ‚ewige Jüdin' durchirrt die Geschichte erst, seitdem sie Ahasver durchirrt. Es sind die Frauen, die neben einem großen Gedanken standen und sich mächtig von dessen Göttlichkeit durchschauert fühlten, und die doch nur aus ihm herausgestreckt die menschlichen Arme irdischer Beglückung erwarteten, die Frauen, die den Genius und dessen Rechte wohl verstanden haben, das Geringe mißachten lernten, zuweilen sich wie von eines Gottes Nähe zum Höchsten und Heiligsten erhoben fühlten und die dennoch immer wieder zurücksanken in die ewige Leere und Haltlosigkeit der Alltäglichkeit, des Vergänglichen und des Nichtigen."

„Und der dritte Theil der Welt gehört Pharaïlden —! Entsetzliches Wort —! Zur Nacht gehört ihr dies Drittheil — zur Nacht, wenn die Augen der Treue, der vertrauensvollen Liebe, der stillbeglückten, friedlichen Welt, die in reinen Herzen eingehegt lebt, schlummern —! Das

ist das Zwischenreich dann zwischen Gut und Böse, das diesem ‚wilden Heer' der Leidenschaften gehört. Da konnten die Brunhilden und Fredegunden der fränkischen Königszeit Kirchen bauen, das Wasser zur Taufe vom Jordan holen lassen, vor den Erzbischöfen von Lyon und Arles knieen — und sie opferten doch ihre Männer, zertraten das Glück und die Ordnung der Staaten. Antonia, die Gattin des blinden Belisar, Faustina, die Mutter, die einen edlen Menschenfreund, Kaiser Antonius Pius, Faustina, die Tochter, die den größten Denker unter den Königen, Mark Aurel, so unglücklich gemacht haben, Zoë von Byzanz, unter Umgebungen, die das gesammte damalige Leben in allen seinen Aeußerungen zu christianisiren suchten, immer im Kampf mit dem andringenden Heidenthum lagen, immer den Glanz der Kirche aufrecht erhalten mußten, und dennoch die Mörderin ihres Gemahls — gehören sie nicht alle jener Schaar Pharaïldens an? Auch Zoë trauerte; sie machte den Mörder zum Kaiser und entdeckte, daß dieser sie getäuscht hatte, äußerlich durch Künste, die einen verlebten Greis zum Adonis aufputzten, innerlich durch Haß, der sich für Liebe ausgegeben hatte; sie brach zusammen, zitterte, sie wurde — ein Hauch, den Reue und Verzweiflung umwirbelten. In die Nähe des Heiligsten der damaligen Christenheit, des Lateran zu Rom, kam Marozia, eines Papstes Gesellin, eine Frau voll Verbrechen

und Unglück, heute von Uebermuth geschwellt, morgen gehetzt und gejagt von Gewalten, die schon damals den Stuhl Petri als einen unmöglichen Sitz weltlicher Macht zu zertrümmern suchten. Marozia, die Tochter einer Herodiasnatur, Theodorens, war dreimal vermählt; sie war die Geliebte eines Papstes und machte ihre Söhne und Enkel selbst zu Päpsten — zu Oberpriestern der Christenheit, Opferern an Altären, unter denen die Gebeine der ersten Märtyrer der Kirche ruhten —! Einen dieser Oberpriester ließ sie erdrosseln, bis ihr eigener Sohn nahe daran war, es ihr heimzugeben. In einem ewigen Kerker konnte sie dann hin- und herrasen und sich von den wilden Geistern umwirbeln lassen, die in ihrem Innern tobten. Die beiden Johannen von Neapel zu erwähnen liegt nahe; doch entbehrte deren Leben der besondern Beimischung geistiger Bezüge. Aber Barbara von Cilli, Kaiser Sigmund's unberechenbare Gemahlin, gehört zu den Schwestern der ewigen Jüdin. Sie stand dem Scheiterhaufen Hussens nahe, hörte die Rufe der Taboriten um den Kelch und lebte mit ihrem der Treue nicht fähigen Herzen mitten unter den czechischen Wüstenpredigern, die wie Johannes vor Königen und Hohenpriestern die Botschaft des ewigen Heils strafend verkündigten. Die Weltlichkeit in den Motiven des Hussitenkampfes milderte vielleicht in etwas die Beschämung, die Barbara hätte

empfinden sollen, als sie unter die Glaubensstreiter mit den Liebesansprüchen einer Wittwe trat, die ihr schon grau gewordenes Haar nicht mehr bedenken wollte. Maria Stuart aber, diese stand unmittelbar einem John Knox gegenüber, dem ersten Presbyterianer, der sie auf die Rolle aufmerksam machte, die im Herzen einer edlen Frau eine Idee spielen kann. In dem Herzen, das Maria Stuart so oft verschenkte, lebte nur das Bedürfniß des Glücks, nur die Seligkeit der Schwäche, der Niederlage im Titanenarm der Kraft oder der Schönheit. Knox predigte, was Johannes predigte. Er hielt ihr den Spiegel vor, der ihr Bild wiedergab, wie sie aus Frankreich gekommen, gebildet von den Guisen, Zögling der Vergnügungen von Paris, eine Thörin, die sich einbildete, daß Roms erblindeter Glanz auch ferner noch vor Schottland und der Welt ihre Sünden bedecken könnte. Die Mörderin Darnley's wird in dem nächtlichen Zuge der ‚ewigen Jüdin‘ nicht fehlen, nicht Bianca Capello, nicht Diana von Poitiers, nicht die beiden Mediceerinnen von Paris. Selbst Sabina, die Gattin jenes wilden Ulrich von Württemberg, erblicke ich unter den Gefährtinnen Pharaïldens, nicht minder Anna von Sachsen, die Gattin des schweigsamen Oraniers, der freilich die Kunst, weibliche Sturmseelen, wie die Tochter Moritzens war, zu fesseln und zu befriedigen, nicht verstanden haben mochte. Einen be-

sondern Reigen führt jene Tochter Gustav Adolph's, die unseligste Frau ihrer Gattung, Christina von Schweden, die im Stande gewesen, die Sache zu verleugnen, um welche ihr Vater sein Heldenblut verspritzt hatte, eine Renegatin, in deren Haupt nur die Phrase lebte, ein leeres, hohles Wissen, der Ehrgeiz, der ihre glühendste Leidenschaft war, leidenschaftlicher noch als ihre Liebesregungen, obschon sie den letzteren zur Sühne einen Monaldeschi geradezu — abschlachten ließ. Nicht freilich mit kaltem Blut hatte sie Letztres gethan. Denn gab es hitzig Tolleres, als diese Hinrichtung auf einem fremden Boden, die Ausübung einer Gewalt über Leben und Tod bei einer Entthronten —! Die Hitze des Blutes kam aber bei ihr nicht von der Liebe, sondern von dem beleidigten Ehrgeiz her. Ehrsucht, Eitelkeit trieb sie in den Schooß jener Kirche —"

„Herr Doktor!" unterbrach der Kommerzienrath mit einem Blick auf Herrn und Madame Hüpeden.

Letztere aber entgegnete unbefangen: „Wir müssen recht bitten —!" und der Gatte fügte sogar hinzu: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht —!"

„In den Schooß jener Kirche," las der Doktor, seine gewaltige Erregung mildernd, „von deren durch die Jesuiten neugewonnener Erstarkung Deutschlands Reformation noch immer mehr verkürzt und eingeengt worden wäre,

wenn nicht ihr heldengroßer Vater sein Schwert zur Burg Zion emporgehalten hätte, daß es auf ewig durch alle Zeiten sonnenhell glänzen wird. Nein, das Glück kann nicht gewohnt haben in den Zügen jenes Kopfes, den wir auf einem Medaillon unter einer der Säulen der Peterskirche zu Rom abgebildet sehen können. Dort hat Christinen Innocenz XII. ein prachtvolles Denkmal setzen lassen aus der Erbschaft, die sie den Kardinälen hinterlassen hat; der Franzose Teudon gab darauf in einem Basrelief ein Bild der Innsbrucker Abschwörung ihres Glaubens; darüber hängt das Bild einer unschönen Frau, ein reines Karpfenprofil, eine vorgestreckte, gekrümmte, spitze Nase — etwas von Friedrich dem Großen. Ihre Mutter war eine Brandenburgerin —"

„Bitte, das ist gehässig —!" rief der Regierungsrath.

„Tendenziös!" fiel der Kommerzienrath ein.

„Nein, es interessirt doch!" entgegnete Frau von Engelschall. „Ich habe noch die Crelinger in „Monaldeschi" spielen sehen, oder war es die Hagn —? Also dermaßen häßlich war Christine —!"

„Ihre Seele war es jedenfalls!" entgegnete Hugo Osten und las: „Sie hatte Herodescapricen, diese „Sibylle des Nordens" —! Sie ließ die Künste und die Gelehrsamkeit leben, und fiel es ihr plötzlich ein, so machte sie doch die Männer lächerlich, deren Talente sie zu bewun-

dern vorgegeben. Sie ließ die Professoren, die sich mit dem Tanz oder der Musik der Alten beschäftigten, bei Hofe in antikem Geschmack tanzen, musiziren, und verlangte dieß von den Widerstrebenden und befahl es wie ein Tyrann, wenn sie auch vor Scham vergingen, diese Armen. Meibomius und Naudäus mußten die Sarabanden des altgriechischen Chors tanzen und dazu singen, während sie sich und ihre Hofgesellschaft, Stallmeister Monaldeschi obenan, vor Lachen die Seiten hielten. Ein französischer Arzt, Bourdelot, von der Art jener modernen medizinischen Nihilisten, die ebenfalls alle Räthsel der Welt beim Zerlegen eines wohlgetrüffelten Truthahns vergessen können —"

Ein schallendes Gelächter belohnte diese Stelle, die ein Blick des Doktors in einen Winkel begleitet hatte, wo Sanitätsrath Quilling, eine Figur von 3 Fuß im Durchmesser, unter tropischen Pflanzen sanft entschlummert schien.

„Machte ihr," fuhr der Doktor, alle Erläuterungen abschneidend, fort, „das Lernen und Wissen trotzdem, daß sie Griechisch und Lateinisch sprach, lächerlich und verlangte, daß sie nur noch Opern und Ballette studiren, Kunstreiter und Stierkämpfe sehen sollte. „Ihre Gesundheit erforderte dieß," sagte der in hippokratischen Funktionen bei ihr dienende Luzifer. Sie stiftete den Amaranthenorden mit eleusinischen Geheimnissen seltsamer Art. Einen

Geschichtschreiber, der sie verurtheilt hatte, ließ sie enthaupten. Seinen Sohn, der bei seines Vaters Werk geholfen, gab sie dem Henker als Zugabe — die reine Gruppe des Laokoon! Ihre Vergnügungssucht fand nur als Hinderniß Geldmangel oder Kränklichkeit. Die lutherischen Predigten machten ihr Langeweile. Da fanden jene verkleideten Jesuiten, auf die sich das freie Einfuhrsrecht für die fremden Gesandtschaften ebenfalls erstrecken durfte — sie kamen aus Portugal — ein günstiges Terrain für eine blasirte, an keinem Reiz der Erde mehr Gefallen findende Natur, die ohnehin wußte, daß sie allgemein verachtet und gehaßt war. Nachdem sie katholisch geworden, aber sogar in Rom durch ihre Frivolität Mißfallen erregt hatte, legte sie Cromwell'n nahe, er möchte sie nach England einladen. Ohne Zweifel würde sie wieder Protestantin geworden sein, wenn sie nicht der strenge Puritaner verachtet hätte. Sie hatte das Raffinement, sich Liebe und Neigung, die sie durch ihre Person nicht mehr gewinnen konnte, aus besonderen Interessen verschaffen zu wollen. Mangel an Geld führte sie dann auf's Goldmachen. Die Zauberin und Hexe war vollständig. Schamlos wagte sie sich sogar nach ihrem eigenen Vaterlande zurück, bekam neue Regierungsgelüste und brüskirte ihre Landsleute durch offene Schaustellung ihres veränderten Glaubens, der ihr nur der Oppositionslust wegen von

Werth gewesen. Denn an sich fühlte sie mit größtem Aerger die Fesseln, die ihr die Kirche auferlegte. Die römische Kirche fürchtet nichts so sehr als das „Skandalon“ und empfindet auch deßhalb über Konvertiten mehr Pein und Verlegenheit, als wahrhafte Genugthuung. In Hamburg wollte sie ihr „Von Babylon nach Jerusalem“ ebenfalls zur Schau tragen. Dort stürmte aber das Volk ihre Wohnung und jagte sie selbst zum Thor hinaus. Sie hatte nirgends mehr Ruhe. Selbst in Rom irrte sie wie Ahasver. Heute versammelte sie Dichter und zauberte mit ihnen ein „Arkadien“ voll Sehnsucht nach Natur und Schönheit, morgen schloß sie sich mit Politikern ein und wollte durch Intriguen Europa aus den Angeln heben. Ihre „immense Seele“ gerieth auf's Schriftstellern. Ihre Briefe ließ sie drucken. O welche Phrasen, welche Gemeinplätze liegen da vor uns in ihren Briefen an Salmasius —! Als sie endlich in Rom gestorben war, mit offenem Bekenntniß, daß „vier Päpste, die sie erlebt hätte, Menschen ohne Verstand gewesen wären“, ließ die dankbarere Kirche zwanzigtausend Seelenmessen für sie lesen. Aber wenn je ein auf die Wissenschaft, Kunst und Religion, die man tödtete, aufgedrückter Kuß die strenge Ablehnung von Wissenschaft, Kunst und Religion gefunden hat, den Johannes-Hauch, der auch Christinen von Schweden einst hob:

— wirbelnd zum Dach, in die Luft, in die Leere des Himmels — so gaben ihr diese Messen keine Ruhe. Jener Hauch setzte sie des Nachts höchstens auf die Eichenstämme und Haselstauden ihrer skandinavischen Heimat ab — auf das vergebende Gedächtniß um ihres Vaters willen. Sie ist eine Inkarnation der Tochter der Herodias, wie zuvor noch keine dagewesen. Gefolgt ist ihr seitdem aber noch manche."

„Die Meisten darunter freilich in der Stille der Herzenskammern und in einem engeren Kreise. Die großen Dimensionen des Schicksals machen auch nicht die Aehnlichkeit. Jene Olympia Maldachini, die Beherrscherin Roms und eines andern der vielen Alexander unter den Trägern der dreifachen Krone, die einen Priester, den sie liebte und der sie verachtete, beschuldigte, er hätte sie in der Beichte geküßt, und dem sie dann doch aus Reue über ihre Lüge und aus Mitleid um die Strafen, die den Angeschuldigten trafen, bis zu den höchsten kirchlichen Würden emporhob, hat ein neuerer Autor um zwei Jahrhunderte später in einen Roman verpflanzt*). Und wäre hier nicht zu reden von Lady Hamilton, der Stellungen-Gauklerin in Neapel? Von Pauline Bonaparte, die noch mehr als jener Jerôme und fast wie Julia, die Tochter des August, die Würde, die von einer neuen Kaiserdynastie

*) In den „Zauberer von Rom."

vorausgesetzt werden mußte, kompromittirte? Ach, auch zu reden von jener Theroigne von Méricourt, der „Circe der Revolution", die, ihr Geschlecht verleugnend, in dem Gedanken des Siegs der Menschenrechte Läuterung gesucht hatte von den Schlacken der Leidenschaft, in den Lorbeerkronen der Bürgertugend Ersatz für den Verlust ihrer jungfräulichen Ehre — der Wahnsinn ließ sie in einem Irrenhaus sterben, sie, der wir das schöne Parallelbild zu der ruhelosen, nur auf Eichen und Haselstauden geduldeten Pharaïlde verdanken, wenn sie in ihrer berühmten Rede zum Konvent sprach: „von den ruhelosen Tauben, die Noah aus seiner Arche entsendete und die zu ihm zurückkehren mußten, weil die Erde nicht mehr da war und nur noch eitel Wasser" —! Endlich, wäre nicht selbst Germaine von Staël zu nennen, jene Frau der absoluten Empfänglichkeit, die Frau der reinsten Idealität und dennoch — ein Weib der Haltlosigkeit, geschaffen zum selbstbereiteten Unglück —! Bei ihr war der unstete Flug Pharaïldens, der Flug mit Drachenflügeln, ja, zum Fluge mit Taubenflügeln geworden. Aber ringsum — die Sündflut! Wer ihr Grab bei Coppet gesehen hat, das düstere, vermauerte Mausoleum inmitten einer wuchernden Waldwildniß, der fühlt ihr den Schmerz ihres Lebens nach, hört den Aufschrei einer Verzweiflung, die sich nur mühsam beruhigte durch Betäubung. Das Chaos scheint es,

das Tohu-Wabohu der wüsten Leere des Weltalls, wohin sie nach einem Leben voll Täuschungen, voll — verweigerter Johannesküsse (in Weimar —!) zu entfliehen gewünscht."

„Die moderne Hypostase der „ewigen Jüdin" mordet nicht mehr. Sie lebt nicht mehr in der Nähe der Morde. Sie lebt aber immer noch und irrt und wandert noch alle Zeit. Gedenket selbst George Sand's Lälias — die sich jetzt auf den Eichbäumen und Haselstauden — der Dorfgeschichte ausruht! Ach, diese Ruhe ist nur Schein, sie ist nur Ermattung, Hoffnung auf Erlösung. In den Straßen einer deutschen Stadt am Rhein seht ihr auch die „ewige Jüdin" in Gestalt einer Büßerin! Sie ist wohlgenährt. Scheinbar heiter lächelt sie in die erstaunte Welt hinaus — sie trägt den Schlüsselbund zu einem Pharaïldenkloster im Gürtel, das sie selbst gestiftet hat — für verlorene Seelen, die zum „guten Hirten" zurückgekehrt. Die „ewige Jüdin" von heute liebt morgen, was sie heute haßte; sie wird morgen hassen, was sie heute liebte. Noch immer gehört ein Drittheil der Welt dem Wahne. Ein Drittheil tödtet, was es geliebt, zerstört, was es aufgebaut. Die Nacht hält dem Tage, der Tag der Nacht nicht Wort. „Ihr seid nicht warm, ihr seid nicht kalt —! O, daß ihr eines von Beiden wäret!" Und an jedem Fenster mit schattigen, holden Blumen,

hinter jedem rauschenden Vorhang, wo sich träumen, schwärmen läßt, in Prunkgemächern, wo sich köstliche Düfte verbreiten, von Lichtern ein Flammenmeer zittert, Musik zum wirbelnden Tanz auffordert, in einer Hollunderhecke des Dorfes, überall kann noch jetzt die haltlose Seele der „ewigen Jüdin" dahinfahren, die mit Gefühlen, mit Herzen spielt, Wahrheit sich wegtändelt, Mitleid nur und Thränen hat, wo sie hätte durch Selbstaufopferung siegen, mindestens den, dem sie ihr Zeugniß geben wollte, beglücken können. O ihr verschmachtenden Seelen —! Nichts kann wahrhaft beglücken, als einig sein mit sich selbst und mit ganzer Seele das, was wir erstreben, fest und treu bis zum Tode umfassen, das aber, was wir nicht erreichen können, mit Würde — entbehren."

Den Vorleser lohnte jetzt der reichste Beifall. Er hatte Recht behalten. Behend und leicht sprang er von seinem Sitz, nippte erst jetzt an dem Wasserglase und suchte unter den Beglückwünschenden und Anerkennenden nur Ludmilla, die jedoch verschwunden war, ohne damit aufzufallen. Galt es doch jetzt die Oeffnung der Flügelthüren und das Einnehmen des Soupers.

Selbst die Opponenten hatten Lob und theilnehmende Würdigung. Wiederholten sie auch ihre Bedenken gegen die zutreffende Richtigkeit der politischen Anspielungen, so lösten sich diese doch mehr oder minder lediglich in Er-

staunen und Neckerei gegen die Ansichten des Doktors über politische Dinge überhaupt auf. Auch die konfessionelle Unparteilichkeit und eine ‚merkwürdige Anerkennung des Judenthums‘ wurde vom Kommerzienrath, der jetzt nur seine Weine und die kühle Stellung der Vorbereitungen zur Bowle im Kopf hatte, ausdrücklich betont. Die Hüpeden's aus Westphalen ließen sich die am Schluß genannte ‚Frau in einer deutschen Stadt am Rheine‘ des Genaueren erklären, und Frau von Engelschall hob geradezu hervor, bisher im Unklaren gewesen und jetzt erst ausreichend unterrichtet und beruhigt worden zu sein über das Ach! Ach! des unglücklichen, räthselhaften Eugen Sue'schen Weibes vom Nordpol, das seine Wanderungen je nach Entdeckung der mit einem Kreuz bezeichneten Fußtapfen des Ahasver (seine wahrscheinlich selbstverfertigten Stiefel trugen einen derartig geformten reuevollen Stiftbeschlag) einrichtete und ihn alle Jahrhunderte einmal antraf, um von ihm auf ihr Ach —! Ach —! ein durch die Welten schallendes Vorwärts —! Vorwärts —! der Ermuthigung zu vernehmen.

Auch bei Tisch saß der Doktor nicht neben Ludmillen, die sogar seine Blicke vermied und mit dem Assessor über Richard Wagner'sche Musik sprach, welche nunmehr auch der Regierungsrath beim ersten Versuchen der Ananasbowle die Musik der ‚ewigen Jüdin‘ nennen wollte.

Am folgenden Morgen war der junge Bildhauer Berends nicht wenig betroffen, als er ein Billet von Fräulein Ludmilla Schott empfing, worin sie ihn ohne Zulassung weiterer Einreden bat, von dem Gedanken, sie als Studienkopf auf die Ausstellung zu bringen, abzustehen. Auch Pianist Meyer erhielt die vierhändigen Sachen als für sie zu schwer zurück. Sogar die für den Abend angesetzte erste Probe zum Tableau Loreley (Lieutenant von Pfundschwert sollte den unglücklich versinkenden Schiffer machen und dabei aus einer Versenkung mit dem halben Oberleib sichtbar werden) wurde abgesagt mit der Bitte, den Part einer andern Dame zu übertragen. Die Manège, die auf jener Probe Pfundschwert und einige Kameraden von verschiedenen Waffengattungen wieder anregen wollten, konnte nun ebenfalls nicht mehr zur Sprache kommen.

Mit der überraschenden Nachricht, daß dem Doktor Osten eine zwar noch wenig Gehalt, aber schon ein gewisses Relief bringende Professur an einer schweizer Universität angetragen worden, verbreitete sich die der Verlobung und demnächstigen Verheirathung desselben mit der eben so schönen, als geistvollen und reichen Ludmilla Schott, die ihre nicht wenig betroffenen Schwäger aufgefordert hatte, über ihre Vermögenslage endlich den Bericht aufzusetzen und denselben — nicht ihr, sondern dem Doktor

Osten mitzutheilen. Die Befremdung seitens des Letzteren, als er ein Konvolut von Berechnungen in blauem Umschlag überreicht bekam — eine Befremdung, die Ludmilla hocherröthet durch eine offengelassene Thür beobachten konnte, veranlaßte die stille und gegenseitig beglückende Wiederaufnahme eines nur für einige trübe Wintermonate unterbrochen gewesenen, sonst aber schon lange stillverschwiegen, mit Selbstbeherrschung gehüteten und beinahe selbstverständlichen Geheimnisses.

Auf der Hochzeit, wo der ganze ‚Donnerstag' anwesend war, gab auf den Wunsch, den alle Mitglieder äußerten, der Doktor möchte doch seinen „so würdigen Schluß" dieser nun leider für den nächsten Winter gestörten, wenigstens „so nicht wieder zusammen zu bringenden" Abende im Druck erscheinen lassen, Ludmilla, statt ihres darüber etwas verlegen lächelnden Gatten, die fest und bestimmt bejahende Zusage.

Ein ländliches Fest.*)

Der Weg führte durch eine herrliche Buchenwaldung.

Am Ende der wie ein Dom uns überwölbenden Allee erblickte ich schon die sogenannte „Ruine".

Ein zerfallener Thurm trug das flatternde Banner der gräflich Heberstein'schen Familie, doch war die Ruine neuern Ursprungs.

Epheu bedeckte braunangestrichene Backsteine. Die Windharfe war kürzlich reparirt.

Lächerlich oder nicht, die Aussicht der Novantike war herrlich. Die Besitzungen mehrer Paginas aus dem gothaer genealogischen Kalender lagen wie ein bunter Teppich meilenweit vor uns ausgebreitet.

Auch ich ritt unter den Cavalieren einen stattlichen

---

*) Zu dieser Gesellschaftsstudie lieferte dem Verfasser eine Mitarbeiterin seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd", die sich längre Zeit in aristokratischen Kreisen bewegte, die Materialien.

Braunen und bemühte mich, so wenig wie möglich lateinisch zu erscheinen.

In meinen jungen Tagen war ich ein Reiter. Noch ging es mit dem Sattelschluß, doch unter den dünnen Glacéhandschuhen gab's bedeutende Wasserblasen vom Reiben der strammen Zügel.

Bei alledem hielt ich mich und Gräfin Corinna lobte sogar meine Art, die Reitgerte zu halten.

Sie selbst gefiel sich im Verschränken ihrer Arme. Die wunderbar anmuthige Amazone konnte zuweilen ganz den Medusablick der Kiß'schen annehmen und doch war sie nichts als Herzensgüte. Mit Ruhe sah sie auf den Kopf ihres schnaubenden Rosses, das an dem Flattern der Schleppe ihres Gewandes Gefallen zu haben schien und bei ruhigem Schritt den Hals auf den weichen Boden niederbog, den der Schaum seines Gebisses bedeckte.

Graf Anton Heberstein ritt neben Corinna, hielt (es gab ein schönes Bild) der ruhig die Arme Verschränkenden die Zügel und deutete das jeweilige Aufstampfen und Scharren der Vorderfüße ihres Thieres auf eine Neigung desselben — wahrzusagen.

Sie erröthete und meinte, das wären Künste von Renz.

Daß es hier ein interessantes Geheimniß gab, wußt' ich halb und halb.

Ihres Roßführers Sohn, Graf Louis, galt im Stillen für Corinna's Verlobten. Ob heute die Declaration vor sich gehen sollte?

Durch Zufall war ich in das ländliche Fest und in die Cavalcade gerathen und hatte schon Winke erhalten, mich auf einen Toast vorzubereiten.

Lästige Verbindlichkeit, die einen präsumirten Toast-bringer um jeden Genuß beim Mahle, bei einer Land-partie, in jeder Geselligkeit bringen kann! Die andern essen, trinken, lachen — unsereins muß an ein „Goethe sagte einmal —" oder dergleichen denken. Ich schlug im Geist Petiscus' Mythologie auf und besann mich auf einige leidlich anständige Schalkheiten Amor's und Hymen's.

Die Cavalcade war zahlreich. Sie bestand aus Fahrenden und Reitenden.

Voraus ritt Corinna, wie gesagt, armverschränkt und zuweilen höchst nachdenklich. Ihr Zügelführer war ein Mann von Geist, der seinen Eindruck durch zu vieles Sprechen nicht abnutzte. Dann kam meine Wenigkeit carambolirend mit zwei Phaethons, in welchen sich ein Berg von leuchtender Seide befand, ein ganzer Tisch voll Ger-son'scher pariser Neuigkeiten. Unter jenen Zeugen steckten zwei Damen, die ohne Zweifel diese Stoffe anhatten.

Es war Gräfin Leopoldine, Corinna's Mutter — ge-wiß einst sehr schön; doch fiel der Apfel Corinna weit vom

Stamm Leopoldine. Es ist seltsam und nur durch die „genea- (brich dir den Hals nicht, lieber Leser!) geneanomischen Briefe" meines Freundes Levin Schücking zu erklären, wie bei menschlichen Geburten die Aepfel oft so weit vom Stamm fallen und die Weisheit des Sprichworts Lügen strafen.

Das zweite in den Kleiderstoffen steckende Wesen ist Comtesse Natalie, Corinna's jüngere Schwester. Das allerliebste Kind wäre gern auch geritten, aber ihre Entwickelung wäre noch nicht vollendet, hieß es; die Aerzte hatten das Reiten um so mehr verboten, als Corinna's Lebhaftigkeit beim ersten Versuch sogleich Neigung zur Voltige zeigte.

Den zweiten Phaethon nimmt Gräfin Marianne Fürstenberg ein. Sie pflegte sonst bei solchen Partieen den Marstall ihres Vaters nicht zu verschmähen; jetzt ist sie verheirathet, seit einigen Wochen erst; sie zieht den Wagen vor.

Ihr Mann courbettirt zur Seite. Das ist eine Riesengestalt auf einem mittelalterlichen Turnierpferde. Pinto, eine Bulldogge von menageriemäßigem Aussehen, ganz geeignet, die Sehnsucht nicht nur nach einem Maulkorb, sondern nach einem Käfig für ihn zu wecken, ist der Gegenstand einer noch entschiedenern Aufmerksamkeit des Grafen Dohren als für seine Gattin. Pinto trottet wie ein gezähmter Panther nebenher. Wer ihm traute —! Ich sah,

wie Otto der Welf und Richard Löwenherz einst mit ihren Löwen spazieren gehen konnten.

Noch kamen Wagen mit Damen die Hülle und Fülle, eine Anzahl Offiziere aus der nächsten Garnison, einige Arbeiter vom nächsten Landgericht; glücklicherweise fehlten einige bürgerliche Namen nicht und befreiten mich von der Aufgabe, hier für mich allein die Einheit des Menschengeschlechts zu vertreten. Den Rest bildete Dienertroß in allerlei eleganten Costümen, von denen mehrere erst vor einigen Wochen im pariser „Follet" gestanden hatten. Corinna's Vater, Graf Dohren, den wir den Zug beschließen sehen, wie ihn seine älteste Tochter eröffnete, spricht eben von Farbenzusammenstellungen. Der auf Kunst dilettirende Mann konnte tagelang damit zubringen, zum Carneval Costümes zu zeichnen und die Livreen seiner Diener nach Phantasiebildern zu ändern. Wie gesagt, ich verweise auf das geistvolle, kleine Buch meines Freundes Schücking, wo ausführlicher dargestellt ist, wie die wunderliche Natur unter Vater, Mutter und Kind im Punkt der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit des Geistes und des Körpers seltsame Gesetze befolgt.

Eine Persönlichkeit haben wir ganz vergessen, nächst Corinna doch die wichtigste der Landpartie.

Graf Louis, der etwa dreiundzwanzigjährige Sohn des Grafen Anton Heberstein, der mögliche Gegenstand

meines in Geburtswehen befindlichen Toastes und der Schöpfer des erwarteten ländlichen Festes. Graf Louis war bereits durch die Erbschaft einer verstorbenen Tante selbständig geworden und besaß Güter, deren Ertrag vollkommen ausreichte, ihn schon bei Lebzeiten seines Vaters, der ein Witwer war, selbst ein Haus machen zu lassen. Kleine buntgemalte und vergoldete Karten mit allerlei erdenklichen Arabesken der Freude, mit gespickten Hasen, Champagnergläsern, brennenden Plump-Puddings geschmückt, hatten de la part du comte Louis Heberstein alles, was rings in der Umgegend gesellschaftsfähig war, zu einer Fête champêtre eingeladen. Man hatte schon viel gelacht über diese etwas realistische Grundlage idealer Poesie, d. h. über die schlechte lithographische Anstalt in nächster Garnison- und Kreisgerichtsstadt; doch war der Zweck erreicht, die Gesellschaft war versammelt und die fête champêtre sollte auf der sogenannten Cottage stattfinden. Allerlei Unnatur, bengalisches Feuer und vielleicht — auch mein mythologischer Toast standen in Aussicht.

Graf Louis war ein schöner Mann; er hatte bei den Husaren dienen wollen und wurde nur scheu, weil man ihn zu den braunen, statt zu den rothen stellen wollte. Auch für ihn war die Farbe ein Studium wie für den Grafen Dohren, den Vater jener Dame, die er liebte oder wenigstens durch sein arkadisches Fest heute erobern wollte. Man muß

gestehen, das Menschenkind, das ihn als sein Groom begleitete — der kleine Tom Pouce saß hinten auf dem Phaethon seiner Cousine Fürstenberg — war das niedlichste, mit bunten Läppchen ausgeschmückte Püppchen von der Welt, etwas cretinartig beängstigend im Aussehen wie einer der Drei Zwerge, die man in Erinnerung an eine gewisse Bibelstelle über Gottes Ebenbild ebenfalls nur für Automaten zu nehmen geneigt ist; genial aber war der Gedanke des Grafen Louis, seinem Groom ein feines Nesseltuch um den Arm — ich habe vergessen, ob den rechten oder linken — anheften zu lassen; es sollte dazu dienen, wenn Tom Pouce vom Wagen sprang und die Dame seines Herzens in eine Collision mit ihm kam (etwa beim Absteigen vom Roß), an dem profanen Tuch der Livree die Berührung ihrer Finger unmöglich zu machen.

Corinna, die Liebliche, war die Seele des Ganzen. Graf Anton scherzte mit ihr in jenem Patois von Abkürzungen und Interjectionen, die sich, so närrisch sie sich anhören, zuweilen bei den gescheidtesten Leuten an die Stelle der Gedanken drängen. Auch die übrige Gesellschaft war in diesem Rothwelsch heimisch und verstand sich vortrefflich.

Bei der Ruine sind wir angekommen.

Die Luft ist still, die Windharfe schweigt.

Graf Louis hatte für einen Ersatz der Zephyre ge-

sorgt. Geheimnißvoll bat er die Gesellschaft, sich so zu stellen, daß Niemand die Windharfe sehen könnte. Man that ihm den Gefallen. Draußen schnoberten die Rosse. Das eigentliche Ziel des Festes war noch nicht erreicht. Es lag weiter abwärts.

Jetzt ertönten harmonische Accorde. Ohne Sturm in den Wipfeln, ohne Windsbraut, die über die Kronen der Buchen hinwegjagte — Graf Louis bat nur, sich nicht umzusehen. Man sollte nur hören. Es war ein unendliches Weh, das in den Lüften zu klagen schien; ein Geisterruf aus abgeschiedenen oder erst noch erwarteten Zeiten; ein Gruß an die tiefsten Räthsel der Brust aus jener Welt, wo alle Räthsel ihre Lösung finden.

Aber ach! Corinna zerstörte die Magie und rief: „Cher cousin, das sind Narrenspossen!"

Man wandte sich. Einer der Diener hatte sich hinter einen Schlehdornbusch verstecken müssen, der dicht an dem künstlich zerbrochenen Rundfenster allerliebst natürlich wuchs. Man sah's nur allzu deutlich; der Diener arbeitete mit Leibeskräften an einem riesigen Blasebalg, den Graf Louis dem heute fehlenden Spiel des Aeolus substituirt hatte.

„Magnifique!" hieß es bei Alledem allgemein, trotz des nicht minder allgemeinen Lachens. Man klatschte, man wünschte den wunderbaren Effect des großen aus einer Schmiedewerkstatt entliehenen Instruments noch

länger zu genießen, aber Corinna war verschwunden. Sie lief schon auf dem Wege zur Cottage weiter und rief mir, als ich ihr im Gewühl der nacheilenden Gesellschaft näher kam, ein unendlich holdes: „Was sagen Sie zu diesem Surrogat des Sturmes?“ zu.

Sie hörte nicht meine Antwort, die ich vielleicht etwas zu tendenziös vorbereitete. Was ließen sich nicht über eine Aeolsharfe, deren Töne von einem künstlich versteckten Blasebalg hervorgerufen werden, für zeitgemäße Betrachtungen machen, z. B. über den heutigen deutschen Parnaß!

Graf Louis schien darüber verstimmt, daß man sein Programm nicht einhalten, sondern sich auf eigene Hand belustigen wollte. Indessen war da nichts zu machen. Die Königin des Tags eilte voraus und auch die übrigen Damen klagten über die Feuchtigkeit in der Ruine; es hatte gestern geregnet. Einige stiegen wieder in die Wagen, die andern folgten dem Wiesen- und Feldpfade, von welchem aus die Ebene einen herrlichen Rundblick bot. Ein heller, blauer Himmel trug etwaige Herzenssehnsucht bis zu jenen kleinen Wölkchen, die am Rande des Horizonts oft so pittoresk, so täuschend ähnlich den schneebedeckten Häuptern der Alpen sehen. Es sind wohl auch Fata-Morganen von den Alpen her und lägen die Alpen tausend Meilen weit entfernt; ich lasse mir's nicht nehmen.

Wieder kam ein Stück Park und noch immer nicht

die Cottage, sondern erst ein merkwürdiges Bauwerk, eine sogenannte Einsiedelei.

Ich weiß nicht, ob meine Leser die rechte Empfindung von einer solchen Einsiedelei haben; sie besteht theilweise aus einer Appellation an unsere Geruchswerkzeuge. Ein solcher Pavillon ist mehr oder minder groß; zuweilen massiv von Steinen, zuweilen auch nur von Holz, zuweilen nur von Baumrinde mit Moos.

Der unserige war recht umfangreich und nahm sich von fern noch mehr als die Ruine wie der Wächter der ganzen paradiesischen Gegend aus; in der Nähe entbehrte er allerdings keineswegs jener Veranlassungen zu Betrachtungen über die Verwandtschaft von Patschouli und Modergeruch. Die immer geschlossenen Fensterladen hinterließen den letztern auch hier. An der Schwelle wucherte Gras; auf den Fenstersimsen konnte ein Nees von Esenbeck Studien über Moos- und Algenbildung machen; wie feucht die Wände waren, das sah man recht an den pompejanischen Malereien ringsum; den Musen fehlten die Nasen, den Satyrn die Hörner; ein Versuch, an den Wänden Salpeter zu sammeln, würde sich gelohnt haben.

Indessen — auch hier wieder hatte sich Graf Louis in großartiger Erfüllung seiner Verheißungen bewährt. Ein „Charmant!“ begrüßte ihn aus dem Munde fast der ganzen Gesellschaft, als man die wunderbare Meta-

morphose dieses bekannten Pavillons entdeckte, in welchem sonst schon manche Dame erschreckt wurde durch ein aus dem Fußboden gleitendes Thier, eine Blindschleiche oder Kröte. Alles war heute gelüftet; wolkenartige Musselin-draperieen bedeckten die vor Feuchtigkeit zerronnenen Fresco-malereien, Blumenfestons liefen quer über den Plafond, der sonst nur den Spinnen zugänglich war, und was das Schönste von allem, die Draperieen senkten sich auf den mit Teppichen belegten Fußboden herab, theilten die Rotunde in mehrere Theile und bildeten förmliche Cabinets, in welchen sich umkleiden und neue Toilette machen zu dürfen um so lockender erschien, als Graf Louis das gesammte weibliche Dienstpersonal mit den Toilettenkästchen hatte nachkommen lassen. Lächelnd standen die Kammerzofen hinter den Schirmen und präsentirten als Ueberraschung sich selbst und die Kämme und die Büchsen und die Spiegel.

Es stand wieder fest, Graf Louis hatte sich selbst übertroffen. Selbst Corinna schien gefangen und ich arbeitete, halb eifersüchtig, an — meinem Toast. Es war ersichtlich, daß der Abend als Bouquet des Festes die Proclamation der Verlobung bringen mußte. Graf Louis war seines Sieges gewiß; er wollte heute zeigen, was Corinna an ihm gewann.

Oft betrachtete sie den schönen schlanken, behend hin- und herhüpfenden Cavalier.

Man entschuldige ihn, wenn er keinen Blick für die offene Wahrheit ihres Auges zu haben schien, keinen Blick für die stille Gläubigkeit einer kindlichen Seele, die alle Mittel besaß, sich durch Geist, Witz, Satire zu behaupten und dennoch gemüthvoll blieb und jede Wunde, die zuweilen eines ihrer Worte hätte schlagen können, sogleich wieder liebevoll selbst verband. Sie hatte dem Grafen den Blasebalg längst verziehen. Er hätte dies aus ihren Augen ablesen, zuweilen in die blaue Tiefe einer Mädchenseele, in die bangen Schauer einer bräutlichen Ahnung blicken sollen — aber — ach! sein Programm —! Er keuchte und schwitzte vor lauter Ernst im Betreiben des Lächerlichen.

Unglücklicherweise wurde ihm auch die Féerie mit dem Pavillon zerstört.

Thörichte Frauen! Eine einzige Spinne löste den ganzen Zauber. Während die Männer draußen die Cigarren anzündeten und auf den Moment harrten, wo die Damen neumetamorphosirt und zur Tafel geschmückt hervortreten würden, erscholl ein furchtbares Geschrei; wir fürchteten für die Musselinvorhänge die Berührung mit einem Schwefelholz oder Aehnliches — es war eine Spinne, die auf die Kleider der Gräfin Leopoldine gelaufen war, als eben die Dame ihrem Teint ein wenig nachhelfen wollte; im Nu war der Pavillon verlassen und die Toi-

letten kamen in einem Zustande zur Ansicht, der zwar nicht ganz den vorwitzigen Besuch Aktäon's bei Diana und ihren Begleiterinnen reproducirte, der aber doch eine so bedenkliche Verwirrung hervorbrachte, daß wir gezwungen wurden, unser Lachen zu hemmen und zu entfliehen. Corinna war noch im Reitkleid und nicht zu bewegen gewesen, anderswo als auf der Cottage sich umzukleiden. Sie beruhigte mit Mühe den jungen Grafen, der einige Diener und Dienerinnen mit einer Flut von Vorwürfen überhäufte für die schlechte Säuberung des Lokals und die geringe Unterstützung seiner phantastischen Combinationen. Bewundernswürdig war die Art, wie Corinna die Spinne vom jähen Tode errettete. Während die einen geradezu „Feuer!" riefen, die andern von den Offizieren, die sich nicht nähern sollten, dennoch ihre Säbe begehrten, ging sie an einen blühenden Akazienbaum, langte einen Zweig hernieder, brach diesen ab, hielt ihn auf das Kleid ihrer halb ohnmächtigen Mutter, ließ sich behutsam die Spinne auf die grünen Blätter und weißen Blüthen flüchten und warf ihn dann weg. Jetzt wurde ich sogar eifersüchtig auf meine Stellung als Barde in diesem Kreise; eine Menge Dilettanten ergriffen den nahe liegenden Reim von Akazie und Grazie. Man sah, wie an unserer unerschöpflichen Lyrik unsere schöne Sprache allein schuld ist.

Endlich sollten wir zur Cottage kommen. Ich schlug einen Weg quer durch die Büsche ein. Noch ist mir's, als sähe ich jede weiße Winde am Wege, die sich an Schwarzdornbüschen emporrankte. Feldthymian durchwürzte die Luft; in der That konnte man sich auf den Rücken einer Schweizeralpe versetzt glauben, denn auch die Cottage war ein Schweizerhaus. Oekonomie und Ställe und landwirthschaftliche Zwecke gingen hier Hand in Hand mit der Romantik. Die Cottage gehörte zu jener Erbschaft, die Graf Louis von seiner Tante gemacht hatte, die eine recht bürgerlich denkende Frau war; denn sie liebte die Geheimnisse der Butter- und Käsebereitung ebenso sehr wie die Oekonomie des Geldbeutels; in diesem Schweizerhause lebte sie sogar der Ersparnisse und Beaufsichtigung ihrer Einkünfte wegen des Winters. Demgemäß war es wohnlich eingerichtet, hatte einen Reichthum von Anbauten mit Kühen, Schafen, Kälbern und einem Hühnerhof, dessen gegenwärtige normale Bedeutung für zehn Meilen in der Runde heute schon öfters besprochen worden war; Graf Louis war Hühnerolog mit einer Leidenschaft, als ließe sich das Huhn der Märchen wahr machen, das täglich einen Dukaten legte. „Bisjetzt", sagte sein Vater etwas faustisch, „kostet ihm eher noch jedes Ei einen Dukaten."

Das grün, roth und weiß angestrichene Schweizerhaus

hatte massive Grundmauern und gab sich nur äußerlich den Schein, von Holz zu sein. Eine prächtige Veranda schloß sich unmittelbar an. Auf dieser war eine große Tafel gerichtet. Schon harrten die Diener und nahmen die Hüte und Mäntel der Ankommenden entgegen und Champagner fror in Eisvasen und Blumen dufteten und jenseits einer großen, mit zahllosen Blüten geschmückten Wiese stimmte in einem Teiche eine zu erwartende Tafelmusik von Fröschen schon die Instrumente; eine Umfriedigung durch Schilf verbarg dies ländliche, wohl unbestellte Orchester. Darüber her flaggten Segel und deuteten auf eine kleine Flotille, die daselbst vor Anker lag und ohne Zweifel auch Anlaß zu einer Entdeckungsfahrt auf dem kleinen Teiche geben sollte.

Graf Louis machte den Cicerone und Erklärer des pittoresken Rundgemäldes, das sich hier aus Farbe und Duft gebildet hatte und nicht bloß zu sehen, sondern auch mit allen Athemzügen der Brust zu genießen war. Corinna hörte ihm sinnend zu, freute sich der Tauben, der Hühner, lachte über die grotesken Formen der bunten exotischen Hähne und erzählte Geschichten von Fröschen, die sich in Prinzen verwandelt hätten.

Schon gruppirte man sich um das jugendlich strahlende Paar, schon sah ich den bedeutungsvoll bestätigenden Blick einiger Herren, die mich auf den Höhepunkt

des heutigen Festes vorbereitet hatten. Corinna wandte sich nach einem plötzlich beginnenden Musikstück von Waldhörnern, Schalmeien und Flöten, deren Bläser man nicht sah, brach aber sogleich wieder in ein lautes Lachen aus.

Man wandte sich und sah, daß inzwischen eine große, die eine Seite der Veranda bedeckende Zeltwand zurückgezogen wurde und wie im ersten Act des „Propheten" eine theatralisch angeordnete Pastoralscene den Blicken darbot. Meyerbeer's große Windmühle fehlte, aber die holländische Heuernte war in vollem Gange. Sämmtliche Knechte und Mägde der Cottage, über deren Abwesenheit man sich gleich anfangs hätte verwundern sollen, waren, verstärkt durch Ergänzungsmannschaften aus den umliegenden Dörfern, in bunten Idealcostümen als ländliches lebendes Bild gruppirt. Die einen mähten, die andern luden Heu auf, andere schlummerten auf einem mit Bändern geschmückten Wagen, wieder andere flochten Garben, Kinder schmückten sich mit Kränzen, die man wieder von andern winden sah — wenigstens sollten dies alles die steifen und unbeholfenen Statisten der arkadischen Scene ausdrücken.

Es war, aufrichtig gesagt, ein wenig ridikül. Man sah den plumpen Gestalten die Verlegenheit und den Mißmuth auf dreihundert Schritte an. Vollends als die Gesellschaft in Jubel ausbrach und klatschte und

dem Grafen Louis ironisch Glück wünschte und einen neuen Theaterintendanten entdeckt haben wollte und der deutschen Literatur nicht minder Glück zu dieser Eroberung eines poetischen Arrangeurs wünschte. „Ist das die Elßler? Ist das die Taglioni Ihrer Truppe?" ging es durcheinander im Hindeuten auf die hervorragendsten der plumpen Erscheinungen, die beschämt und verlegen niederblickten, jenen altenburger Bäuerinnen nicht unähnlich, die uns zuweilen in ihren Hosen auf der Promenade von Leipzig begegnen.

Corinna hatte nur ein einziges mal die Lorgnette auf das landschaftliche Bild gerichtet und sich dann abgewendet. Ihr Vater mußte seinen grimmen Pinto festhalten, der nicht übel Lust zu bekommen schien, die arkadische Scene zu zerstören. Ich merkte, daß Corinna die Witze ihres Papa nicht hören mochte, der plötzlich eine wunderbare Geläufigkeit der Zunge und der Ideengänge bekam bei Vergleichung dieser gezwungenen Schauspieler mit den entsprechenden am Hoftheater in Oper und Ballet. Die Mutter, Gräfin Leopoldine, wurde unwillig und ließ einige „Fi donc!" erschallen, die mehr gegen den Vater als gegen Graf Louis gerichtet waren. Zum Glück hörte man plötzlich Wagen anrollen, Pferdetrappeln und Säbelklirren. Es kam noch ein zweites Contingent zu dem ländlichen Feste, das einen andern Weg eingeschlagen

hatte. Ihnen kamen die Plump-Puddings der Einladungskarten zu rascherer Erfüllung. Man ging zu Tisch.

Von dem Diner — das eigentlich, es schlug schon sechs Uhr, ein Souper zu nennen war — kann ich, was die Speisen betrifft, nichts berichten, als daß glücklicherweise diese keinen ländlichen Charakter trugen. Die Sitzplätze der Gäste waren durch Zettel in den Gläsern angedeutet; Corinna lehnte den Platz an des Grafen Louis Seite ab; sie schützte die Sonne vor, die sie blendete. Ein Vorhang half nach und nun mußte die junge Comtesse, wenn sie nicht zu sehr auffallen wollte und zu sehr die Blicke ihres Vaters, ihrer Mutter, ja die ihrer determinirten Schwester herausfordern, doch an des jungen *Grafen Seite Platz nehmen* — „Sind doch schon die *Ehepacten geschlossen!*“ flüsterten meine Gewährsmänner. Schon glaubte ich mich auf einen gewissen Moment rüsten zu können, wo sich Graf Anton Heberstein, der inzwischen immer feinlächelnd und sinnignachdenkend verblieb, erheben, an sein Glas klopfen und eine Gesundheit ausbringen würde, deren weitere Illustration dann von mir vorausgesetzt wurde. Da unterbrach beim ersten Teller Suppe wieder ein schriller Accord die kaum wiederhergestellte Harmonie der Spannung und Erwartung —

Graf Louis gab heute schon die vierte oder fünfte originelle Idee zum Besten.

Aus der Raritätenkammer seines so jung schon ererbten Besitzes brachte er ein uraltes chinesisches Service der ökonomischen gräflichen Tante hervor, eine Antiquität, die zu Zeiten August's des Starken von Sachsen hoch im Preise gestanden haben mochte. Die Teller waren fabelhaft klein und standen mit dem durch die frische Luft erregten Appetit im komischsten Gegensatz. Die sonst so vortrefflich bereiteten Speisen, deren Gänge indessen kein Ende nehmen wollten, konnten unter solchen Umständen kaum gewürdigt werden. Viele der Damen gaben ihre Teller geradezu zurück, weil sie behaupteten, die auf dem Porzellan abgebildeten Gegenstände verdürben ihnen den Appetit. Mich selbst traf das Geschick, meine Portionen regelmäßig mit gemalten Schlangen und Drachen verzehren zu müssen.

Graf Louis blieb consequent in der Vertheidigung der Schönheitsanschauungen des Rococozeitalters und krönte seine Idee nach dem Dessert noch mit dem Kaffee, der gleichfalls in chinesischen Tassen servirt wurde. Die Tassen hatten keine Henkel und mancher zarte Finger verbrannte sich. Man kann sich die Scherze, die Polemik, die Ironisirung der Speisen, die Anspielungen auf chinesische Damenfüße, auf die Schenkel der bereits concertirenden Frösche, auf den Appetit der Heimchen und ähnliche Verspottungen der kleinen Schüsseln und Teller denken. „Bitte,

noch ein Splitterchen Braten!" „Noch ein Fingerhütchen Sauce!" „Gefälligst einige Senfkörnchen!"

Corinna wurde bleicher und bleicher; sie mochte sich denken, daß sie schon die Honneurs des Hauses zu machen und die Einfälle eines in Bagatellen so dictatorisch auftretenden Mannes zu vertheidigen hatte.

Inzwischen hatte sich die Sonne golden zur Ruhe begeben. Sie glänzte noch einmal in dem Gewässer des Teichs, ließ die Fenster der rings in der gewaltigen Ebene aufragenden Schlösser blitzend widerstrahlen und färbte den Abendnebel, der sich duftgleich auf den Hochwald legte, mit rosigen Tinten. Die Conversation blieb lebhaft und angeregt, die Gruppen vertheilten sich im Abenddunkel, einige befuhren den Teich, andere verloren sich im Park, Neigung fand sich zu Neigung — und mich selbst beglückte Corinna's Mutter, die auf meine Frage, wie sie zu Corinna's Namen gekommen, an mich gefesselt blieb. Nach langen Beweisen, die sie für ihre Bekanntschaft mit den Schriften der Frau von Staël führte, gab sie mir als ein Zeichen besonderer Vertraulichkeit die Mittheilung, daß allerdings die Verlobung ihrer Tochter mit dem Grafen Louis so gut wie fait accompli wäre. An der Wildheit ihrer jüngern Tochter merkt' ich, daß diese Raum suchte, sich desto mehr auszudehnen und demnächst an die Reihe der Freier zu kommen.

Alles das wäre durchgängig romantischer Eindruck gewesen, hätte nur die Musik aufgehört, ihren der Situation so wenig entsprechenden Lärm zu machen; sie hatte ihren ersten pastoralen Charakter durch Blech über Blech verstärkt.

Aber trotz dieser Erschütterung der Luftwellen sprach melodisch der tiefe Friede, der auf der weiten herrlichen Landschaft ruhte, das friedliche Rauschen in den Baumwipfeln des Parks, aus dessen dunkeln Schluchten sich Rehe hervorwagten, die schattengleich ebenso schnell wieder verschwanden. Der Mond stieg auf, der Abendwind rauschte durch die hohen Schilfblätter, an der Veranda sagte jeder sich schließende Blütenkelch ein flüsterndes: Gutenacht! Das Concert der Frösche war ein Chor, der das feierliche Ensemble der Natur nicht störte.

Nun wurde es allgemein bekannt, daß der entscheidende Augenblick auf den Schluß des Festes, auf ein Feuerwerk und eine gewisse bengalische Flamme verlegt war, die das verlobte Paar in dem Augenblick umstrahlen sollte, wo es sich gerade in einer an die Veranda stoßenden Muschelgrotte befand. Dann sollte Graf Louis die Applaudissements des Dankes für sein so geistvoll arrangirtes und sich krönendes Fest entgegennehmen; er wird dann Corinna's Hand ergreifen, diese küssen, die Aeltern werden hinzutreten, die Hände der Liebenden ineinanderlegen, ein

Tusch wird folgen und dann —: Bester Doctor, dann ein Wort von Ihnen — so flüsterte mir schon ein Dutzend Stimmen ins Ohr.

Meine Redeblumen waren geordnet; ich glaubte um so mehr an den glücklichen Ausgang, als Corinna, je dunkler es wurde, desto aufgeregter erschien, ja sogar trällerte, sang, hin- und hersprang, lachte, bald sich mit den Frauen neckte, bald mit den Herren, zuletzt sogar einigemal laut declamirte und mit mir, heute dem Repräsentanten der alten Hof- und Gratulationspoesie, einen Wettkampf in Reimen begann.

Eben schlug es aus dem Thal halb zehn Uhr. Die Nacht war hinlänglich hereingebrochen, um trotz des Mondes dem Feuerwerk volle Wirksamkeit zu lassen; schon sammelte man sich auf der Veranda, die munterste Conversation, deutsch, französisch, italienisch ging durcheinander; die *Dienerschaft* reichte Limonade, Eis, Confituren.

Ein Böllerschuß — die ersten Leuchtkugeln stiegen auf; im magischen Licht glänzte die ganze Cottage; Raketen prasselten, ein Pot à feu entlud sich, die Garben senkten sich wie feurige verlöschende Trauerweidenzweige in den Teich; Schlag auf Schlag entwickelte sich ein Feuerwerk, für dessen Erfolg sich beim Arrangeur die anwesenden Artillerieoffiziere der Garnison verbürgt hatten.

Enger und immer enger wurde der Kreis, immer

dichter und dichter drängte man sich an die Muschelgrotte, wo ein Piedestal, von hohen Blattpflanzen und exotischen Blumen umgeben, eine kleine Pappfigur trug, die einen Amor darstellte, der zum Zeichen der Verschwiegenheit den Finger auf den Mund legte. Bravis folgten auf Bravis. Die Feuerwerker der Artillerie übertrafen sich selbst.

Endlich war der Augenblick der höchsten Spannung erschienen. Hinter der Muschelgrotte sollte erst blutrothes, dann mildbläuliches Licht aufflammen und im letztern eine gewisse Gruppe dann den Abend krönen — —

Die blutrothe Flamme ergoß ihren Feuerschein; alles war wie in die Gluten der Hölle getaucht; aus der Cottage, der Schweizerei, aus den Ochsen- und Schafställen, aus dem Park und der Wiese war Herculanum und Pompeji im Kampf mit dem Vesuv geworden — — Jetzt kam das milde bläuliche Licht. Alles blickte auf den Amor von Pappe — eben noch, bei der blutrothen Beleuchtung, stand unter seinem Blätter- und Blütendach Corinna neben dem Grafen Louis; jetzt, wo sich schon eine Runde wie zur Cour und Gratulation gebildet hatte, erblickte die erstaunte Gesellschaft nur den verdutzt allein dastehenden jungen Cavalier, Corinna's Schwester, ihre Aeltern, die nächsten Anverwandten neben ihm. Corinna hatte sich unter den Nächststehenden Bahn gebrochen und während man noch nach ihr rief, suchte, durch immer mehr ange-

zündete Präparate das blaue Licht in Permanenz erhielt, die Musik, die im blauen Licht ihr Stichwort hatte, fort und fort schmetterte — hörte man das Sprengen eines Rosses über das Pflaster des Hofes dahin — —

Dort, wo die Wagen schon eingespannt, die Reitpferde zur Rückkehr gesattelt standen, hatte Corinna sich auf ihr Roß geschwungen und war in Nacht und Nebel verschwunden —

Der erste, der die Besinnung hatte, ihr zu folgen, war Graf Anton, Louis' Vater —

Graf Louis, der Sohn, biß sich auf die Lippen. Jetzt erst hatte er ein Auge für Corinna gehabt — Die Stimmung des Abends war dahin. In getheilten Häuflein, ordnungslos kehrten die Theilnehmer des Festes in ihre mehr oder weniger entfernten Schlösser und in die Stadt zurück.

Noch jetzt entsinn' ich mich, daß ich für meine Person damals zu den wahrhaft Befriedigten gehörte — nichts ist peinlicher, als einer Empfindung Worte leihen, die uns nicht von Herzen kommt. Von dem unterbrochenen ländlichen Feste sprach man noch lange in der Gegend. Graf Louis reiste in die Residenz.

Corinna reichte einige Wochen darauf ihre Hand — dem Vater des Grafen — Grafen Anton —

Darüber empfand ich kein Mitleid. Bei mehren Gelegenheiten hatt' ich mich überzeugt, daß Graf Anton einer der charakterfestesten Männer war, die ich je kennen gelernt, und trotz seiner fünfzig Jahre in allen Lagen seines Lebens jugendlicher fühlte als sein Sohn. Auch dachte ich an jenes Bild unter den hohen Buchenwölbungen, als Corinna so ruhig, still und armverschränkt dahinritt, während Graf Anton ihr Pferd am Zügel führte — —

Graf Louis hat sich einige Jahre darauf mit seinem Vater verschwägert und Comtesse Natalie geheirathet. Die Ehe scheint zu gegenseitiger Zufriedenheit zu sein; wenigstens lebt Gräfin Natalie in Wien und ihr Gatte in Paris.

Ein Schillerfestspruch

vom 9. November 1859.

Beglückender Ruhm, ein Liebling seines Volkes zu heißen!

Wie dieser Ruhm erworben wird, das ist schwer zu sagen; denn oft dem Größesten ward er nicht zu Theil.

Was ist es, das unserm Friedrich Schiller die vollsten, blühendsten Kränze unserer Herzenshuldigung erwarb?

Die Erkenntniß seines hohen Dichterschwunges, seiner Denkertiefe, seines sittlichen Adels?

Ein Geheimniß der Liebe ist schwer zu ergründen — und selbst der deutsche Kern in Schiller's Wesen erschließt *nicht ganz* das Räthsel dieser bevorzugenden Liebe des deutschen Volkes. Goethe übertraf Schillern in Schilderungen deutscher Art und Sitte. Nicht, daß Schillern die Gabe des Volksthümlichen versagt war — der deutsche Bürger spricht aus dem Musikus Miller, der deutsche

Krieger aus Wallenstein's Lager, der deutsche Landmann aus Wilhelm Tell — aber im Gegentheil, ob auch selbst Schiller's eigenes Leben noch so sehr mit den deutschesten Farben sich malt vom Zopf des Karlsschülers an, bis — um hoffähig zu werden, zur Erhebung in den Adelsstand, der Deutsche liebt gerade an Schillern, daß er sich bei ihm nicht wiederfindet. Je mehr Schiller sein Volk in die Ferne führte, desto gefesselter folgte es ihm. Die Hütte lernte durch ihn den Palast kennen, das kleinbürgerliche Leben die große Staatsbegebenheit, die an die Erde gebundene Endlichkeit das Unendliche über den Sternen, bei den Göttern Griechenlands, auf den glückseligen Inseln der Phantasie und der Ahnung. Und selbst dem Worte: „Schiller war ja ein Kosmopolit!" lächelt der Deutsche und weiß sich an seinem Liebling wohl zurecht zu legen, wie ein Weltbürgerthum zu Schiller's Zeit ein geläuterter Patriotismus war.

Was ist es nun, das Schillern zum Liebling des deutschen Volkes macht? Müssen wir denn heraus mit der Sprache und offen eingestehen: Weil wir mit ihm — schwärmen können? Wunderliches Wort, das nur uns Deutschen angehört! Wir verurtheilen diese uns zur andern Gewohnheit gewordene Ekstase des Gemüths und werden dennoch in diesen Festestagen hundertfach das Geheimniß unserer Liebe zu Schiller durch das zauberische Wort des

Ideals gelöst hören. Und auch wir, die wir jetzt auf Schiller, als Liebling der Deutschen, in der Runde anstoßen wollen, würden nicht minder auf die neue Besiegelung dieser Herzensliebe uns Brüder unterm Sternenzelt nennen, würden unterm Läuten und Schmettern und Flimmern aller Huldigungen, welche Comitéphantasie nur erfinden kann, im Preise des Ideals unsere volle Genüge finden und nichts vernehmen von einer Stimme, die etwa sprechen wollte —: Du unbesonnenes Volk! Kaum starrten die deutschen Gauen von blinkenden Waffen, die sich zum blutigen Kampfe rüsteten; kaum verrollten die Donner beweinenswerther Schlachten; kaum nahte sich mit ungewissem, kein Vertrauen weckenden Schritt die himmlische Gestalt des Friedens, bot den lächelnden Gruß, den wir nicht anzunehmen wagten; da stürzest du dich in einen bacchantischen Festrausch, der etwas Erschreckendes haben könnte, wenn er an die Zeiten des sinkenden Griechenlands erinnerte, als Griechenland seine Freiheit verlor und nichts mehr hatte als nur noch seine Bildsäulen und seine Dichter! Selbst das Wort, daß das in schmerzlichen Irrungen und in einer tiefen Spaltung befindliche Vaterland durch dies Fest doch zufällig wieder jeden Stamm, jeden Gau, jedes Gefühl, jede Meinung zu Einem Dankopfer der gemeinsamen Nationalität vereinigt sieht, mag ich nicht hören, wenn das deutsche Volk nicht vor Europa die un-

gewöhnlichen Formen, die dies Fest bei uns angenommen hat, durch den Gegenstand selbst zu vertreten weiß, Antwort gebend auf den Vorwurf: Mit so maßlosem Jubel feiert ein männliches Volk wohl eine große erlösende, geschichtliche, befreiende That, nicht aber die zufällige Geburt eines noch so bewunderten oder geliebten Dichters!

Edler Schiller! Tritt in deiner hohen würdevollen Gestalt aus den unbestimmten Dämmerungen der enthusiastischen Begeisterung dieser Tage und erleuchte dein Volk und die Welt über die wunderbare Schwingung, die dein Geburtsfest dem öffentlichen Geiste Deutschlands gegeben! Nicht dein Talent feiern wir ja, sondern die Arbeit deines Talents! Nicht den göttlichen Ursprung deiner Muse, sondern dein menschliches Mühen in ihrem Dienst! Nicht das, was dir die Himmlischen freiwillig von ihrer Unsterblichkeit gaben, sondern das, was du sterblich, mit Aufopferung deines Lebens, ihnen abgerungen! Der Geist der That, der befreienden, erlösenden, lebenschaffenden That ist es ja, der das deutsche Volk aus Schiller's Leben und Dichten wie mit Riesenarmen, stählend und entflammend, umfängt und den im Zusammenklang aller deutschen Herzen gerade in diesem Jahre feiern zu dürfen uns wie ein gottgesandtes Geschenk vom Himmel kam!

Oder ergreift nicht das Herz ein Erzittern des Muthes, wenn es den Kampf mit dem Leben erblickt, den Schiller gekämpft? Griff seine Hand nicht nach den Zügeln des Geschicks und lenkte den Wagen „vom Steine hier, vom Sturze da", so, wie Goethe nur schön gesagt, nicht selbst erlebte? Schiller's stählerne Kraft im zerbrechlichen Körper, sein energisches Wollen, im Schaffen und Nutzen der Zeit sein unermüdlicher Treufleiß, bei jedem Beginnen sein Priesterernst und an jedes Beginnen der Einsatz des Lebens, bis die heilige Flamme, zu leuchtend für die irdischen Bedingungen ihrer Nahrung, so rührend früh erlosch — das ist das klingende Rauschen von Wehr und Waffen, mit denen die That, das Leben des Helden dahinschreitet.

Ein Held war Schiller nicht nur in seinem menschlichen Sein, sein ganzes Dichten und Denken hatte das Ziel auf die That gestellt. „Ich suchte die Natur", spricht Goethe von sich und von Schiller: „Schiller suchte die Freiheit." Die Freiheit jener geistigen Welt, die sich neben der natürlichen und über sie erbaut. Der eine ergründet die Schöpfung, der andere ergänzt sie. Schiller dichtete, um etwas zu geben, etwas zu sagen, etwas zu beweisen; er riß sein Volk zu befreienden Thaten empor; — Thaten, wie sie erst in der Seele des Menschen vollzogen sein, im Herzen überwunden haben müssen, ehe sie Ausdruck suchen können im Leben, im

Staat, in der Kirche, der Sitte. Schiller war der Erzieher seines Volks. Jedes seiner Gedichte schon wurde ein Glockenruf mehr zu einem idealen Gottesdienst, zu dem sich die Menschen in Schaaren drängten. Sich im Ideal zu erhalten, das ist unsere höchste Kraft! Religion, Vaterland, Liebe, Freundschaft, Treue durchs Leben und Treue bis zum Tode, jedes Band der Herzen hienieden müßte verkümmern, wenn der Druck der Erdenschwere seine höhnenden Gesetze allein geltend machen wollte. Schön spricht Goethe von der Natur, aber das Goethesche Wort widerhallt Ergebung in das einmal nicht zu Aendernde, setzt Besserung von der Zeit voraus, mahnt höchstens, daß zuvor erst jeder allein das Gute suchen möge. Schiller'sches Wort — und es rollt wie Feuer durch unsere Adern; ein Schwung der Bewährung überkommt die Seele; das Gemeine sinkt; im allgemeinen Chore steigt die Menschheit zu jenen Gestalten voll Anmuth und Würde, welche die Urbilder des Guten sind, Schatten, geworfen zwar in einer himmlischeren Sonne als der unsrigen, doch erreichbar, doch der sittlichen Anstrengung zugänglich. Wenn die Xenien sagten: „Schöne Naturen zahlen mit dem, was sie sind, gemeine mit dem, was sie thun"; — Schiller lehnte dies sittliche Zahlen mit dem, was wir thun, nicht ab. Er sprach: „Der Mensch hat keinen andern Werth als in seinen Wirkungen."

Wie Schiller der deutschen Geschichte ein Dichter der That war, beweisen die nationalen Wirkungen seiner Schöpfungen. Das vielgetheilte Deutschland der siebziger Jahre mit seinen engherzigen Lebensformen bekämpften seine „Räuber", aus deren jugendlichen Uebertreibungen für die Empfindungsweise ein frischer Walddust der Natürlichkeit zurückblieb. Den geheimen und offenen Schäden des deutschen Duodez-Staatenlebens jener Tage trat „Kabale und Liebe" gegenüber, zeigte mit Fingern auf souveräne, nur der Hofgunst verantwortliche Cabinetsminister, auf Fürsten, die ihre Unterthanen wie Sklaven verkauften, feierte mit Himmelsglorien Patriotenbegeisterung, wenn sie auch auf Erden dem witzelnden Hohn der Gewaltschergen zum Opfer fiel. Wie sich um das thronerschütternde Wort: „Sire! Geben Sie Gedankenfreiheit!" die Hoffnungen einer kommenden Zeit schaarten, fühlen wir noch jetzt, so oft es aus weihevollem Künstlermund gesprochen wird. Zu dunkel glühte zwar der Finger der aufgehenden Eos. Blutig schrieb die französische Revolution die Forderungen des Zeitgeistes nieder. Schiller, zum Bürger der französischen Republik ernannt, mäßigte die nachstürzende Hast des Bruchs mit der Vergangenheit und arbeitete, mit Gefahr, verkannt zu werden, an der für Deutschland zuvor zu vollziehenden Revolution der Selbsterziehung, der Vertiefung des Charakters, der Belehrung durch die Geschichte,

deren ernsteste Epoche er dem Volk mit Beredsamkeit erschloß. Vorahnend, daß die Frage der deutschen Einheit nach innen, damals wie jetzt, bei Vaterlandsnoth zurücktritt gegen die Frage um Deutschlands Kraft, Ehre und Bestand nach außen, haftete sein Auge, wie das des Sehers, an Napoleons Gestalt und schuf der Nation ein Gegenbild im Wallenstein, noch ehe die Kriegsgefahren die innersten deutschen Marken erreicht hatten. Wie dann seine Seele das geheime Bangen der Deutschen über die immer näher und näher rückende Prüfung mit- und vorausfühlte, verrieth sein Genius, vielleicht ihm selbst unbewußt, in jener bewunderungswürdigen Schnellkraft, mit der er eine große Katastrophe der Geschichte nach der andern auf die Bühne verpflanzte. Durch Schiller gewöhnte sich das deutsche Volk, dem gigantischen Schicksal ins Antlitz zu sehen und festzustehen dem Athem der Geschichte. Schon vor dem bejammernswerthen Zusammenbruch des Vaterlandes erlosch sein edles Auge, aber wie die vorahnende Sorge einer sterbenden Mutter ließ er seinem unglücklichen Volk seine großen dramatischen Schöpfungen als Quellen des Trostes und der Hoffnung zurück. Schon entrollen sie Bilder der Erlösung, der Befreiung von langem Druck, Bilder des ausharrenden Muths. Sie unterbrechen den ehernen Gang des gewaffneten Schreckens durch die Mahnungen an Milde und Menschlichkeit. Sie führen das

ewig nur am Frieden betheiligte Weib mitrathend in den Streit der Männer ein. Ja selbst des Kindes harmlose Frage: „Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?", gesprochen beim stillen Heimgang unter'm nicht gesehenen Hut des Landvogts, vergegenwärtigte dem Leid des gedemüthigten Vaterlands, daß ein Sichgewöhnenmüssen des Hauses und des täglichen Daseins an die Schmach einer langen Fremdherrschaft im Lande darum doch noch nicht die Hoffnung ausschließt, daß einst wieder von Berg zu Berg die Feuerzeichen lodern können. Und der Knabe ergreift dann die Armbrust des Vaters! Das Weib die Axt und schützt ihr Hausrecht —! „Und wenn im Kampf die Muthigsten verzagen", verläßt sie die Trift, auf der sie ihre Lämmer weidete —

Dann wird ein Weib die Oriflamme tragen
Und wie die rasche Schnitterin die Saat
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen!

Welcher Jüngling riß sich im Befreiungsjahr von seiner Liebe los und folgte nicht den Drommeten, die in den Kampf riefen, wie Max Piccolomini? Und welchem von denen, die fürs Vaterland den Tod erwarben, legte sich nicht der schönste Kranz, den ein Krieger in seines Volkes äußerster Lage, wenn er den Sieg erringen will, suchen muß, auf sein Ehrenbett mit dem Wort des schwedischen Hauptmanns, das die Ueberlebenden tröstete:

Man sagt — er wollte sterben!

Das, das ist das Geheimniß unserer Liebe zu Schiller! Die Erhebung unserer Herzen! Der Muth zur That! Der treue Beistand, den die Nation in allen ihren Lagen bei ihrem Liebling findet! Muth und Freudigkeit weckt, was uns an Schiller erinnert. So lieblich, so reich, so tief anheimelnd bei Goethe uns anmuthet, was in seinen Schöpfungen an deutsche Art und Sitte erinnert, es ist wie Epheu, der sich trauernd-träumerisch an das Vergangene schmiegt. In Schiller ist alles Zukunft. Palmen winken oder der Lorbeer. Deßhalb, deßhalb feiern wir auch das hundertjährige Gedächtniß seines Namens so klingend und weithinschallend, wie das Schlagen — an einen ehernen Schild! Hoch der Dichter der That, ein Hort des deutschen Vaterlandes!

Körnerfestspruch.

Vom 25. August 1863.

Ueber unser theures Vaterland sind Tage gekommen, die, um einst richtig geschildert zu werden, dem Geschichtsschreiber unseres Volks keine andere Vergleichung darbieten, als mit jenen sonnenhellen Tagen der griechischen Vorzeit, wo sich Feste an Feste reihten, die Jugend sich in ritterlichen Spielen tummelte, das Alter lauschend und prüfend an der Lippe der Dichter und der Weisen hing. Ein Rausch, ein enthusiastischer, hat sich der Nation bemächtigt und des Singens, des Jubelns und Preisens scheint noch auf lange kein Ende werden zu wollen. Es ist denkbar, daß uns plötzlich die Besinnung kommt: Wir stehen an der säcularen Schwelle unserer klassischen Zeit! Unser Auge muß sich der Fülle des Glanzes gewöhnen, der uns von jetzt ab, aus hundertjährigen oder fünfzigjährigen Erinnerungen entgegenströmt! Ein Tag „Allerseelen“ des Jahres gefeiert, wird, wenn wir die Gegen-

wart nicht um ihre Rechte verkürzen wollen, genügen müssen, unsere Genien, unsere Geistes- und Nationalthaten zu ehren!

Jetzt ist diese Stunde der Besinnung noch nicht gekommen. Nicht, daß wir, staunend und überrascht, an Wiegen und an Gräbern stünden und erst durch Tage des Kalenders erinnert werden müßten, uns zu unterrichten: Wer war der Sänger und der Held, den heute und morgen unsere Lieder, unsere Kränze ehren? Welchen schönen, edlen Tod hat er erlitten? Welches hoffnungsreiche junge Leben hat er ausgehaucht? Dafür ist die Bildung zu tief in alle Schichten unseres Volks gedrungen. Nein, diese Rückblicke auf die Vergangenheit sind für jetzt noch bei uns Thaten der Gegenwart! Diese Erinnerungsfeste sind Flammen, die, da und dort im Vaterland auflodernd, sich vereinigen zu einem Brande nationaler Läuterung! Welkes Laub, verwittertes Moos, Aschenkrüge werden zu neuer Weihe, auf neu errichtete Altäre geschichtet, rostige Schwerter von den Wänden genommen, vergilbte Fahnen auf's Neue geschwungen und aufgerichtet — alles, weil der Cultus des Todes jetzt noch bei uns eine Feier der Auferstehung, ein Opferdienst des neuen Lebens ist.

In einen Augenblick, wo ein Theil der besten Jugend Deutschlands ein herzerhebendes, seltenes Fest auf Leip-

zigs Auen feierte, wo die Festtagsstimmung der Deutschen sogar unsere Fürsten ergriffen hat, und die Thaten, die am grünen Tisch aus den gespitzten Stahlfedern der Diplomatie nicht gleiten wollten, nun aus dem festlich geschwungenen, mit deutschem Eichenlaub umwundenen Becher fürstlicher Verbrüderung — hoffentlich keine Schaumperlen! — kommen sollen, in diesen denkwürdigen August des Jahres 1863 fällt auch die halbhundertjährige Erinnerung an die erhebende, rührende Gestalt des Heldenjünglings, der für eine edle Ueberzeugung sein zukunftreiches, noch eine Fülle von Daseinsansprüchen mit den schönsten Keimen in sich schließendes Leben einsetzte, die Erinnerung an dies unsterblich bleibende Vorbild der Deutschen, wie sich in Zeiten der Vaterlandsgefahr ein jedes Herz, und wär' es vom Glück eines eben gewonnenen zärtlichen Besitzes der Liebe berauscht, ein jeder Geist, und wäre ihm, wie beim Dichter, ein behagliches Versenken in seine besondere, gleichsam nur einmal vorkommende und so nicht wieder zu ersetzende Eigenheit zur anderen Natur geworden, als Ring an die Kette des Allgemeinen zu schmieden hat.

Freunde! Theodor Körner, der Sänger von „Leyer und Schwert", fand einen Tod, den in jenen, nunmehr fünfzigjährigen Tagen damals Tausende fanden. In diesem Augenblick sind, sicher, unabsehbare Schaaren gen Wöbbelin bei Ludwigslust gezogen, dorthin, wo die Eiche

grünt, die Körners sterbliche Reste beschattet! Gewiß — eine heilige Stätte! Auch diese Stadt hier, Dresden, ehrte sie durch eine Abordnung! Dennoch möchte ich sagen: Liegt sie nicht gleichsam am Wege? Könnte sie nicht durch Zufall auch im Walde bei Kitzen liegen, wo der junge Krieger, dem ein Säbelhieb fast das Haupt gespaltet hatte, zum Tode einsam verschmachtete? Denn an dem Tage, als Körner in „Lützows wilde verwegene Jagd" trat, und zur Wahrheit wurde, was früher nur die romantische Erinnerung gesungen: „Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus" — an dem Tage, als Körner, wie jeder Andere, den Tschako mit dem Kreuz oder Todtenkopf auf sein Haupt setzte, da reihte er sich der allgemeinen Todesschaar ein, die damals die Blüthe der deutschen Jugend den tödtlichen Geschossen des Feindes entgegenführte. An den Ufern der Elbe, vor und hinter der Oder blieb nach dem 17. März 1813 kein Jüngling, der eine Muskete tragen konnte, am warmen Herde, hinter seinen Büchern, hinter den Geräthschaften seiner Werkstatt zurück. Sechzehnjährige Knaben bedeckten die Leichenfelder von Groß-Görschen und Bautzen! Klagt um Körners rührend frühen Tod unter der Eiche von Wöbbelin! Im großen, rauschenden, deutschen Eichenhain kann man seinen Tod nur preisen und — — wir hier in Dresden, hier, wo sein Eltern-, sein Geburtshaus sich mit Blumen schmücken läßt, wo

sich sein junges Leben so vielversprechend entwickelte, hier vollends können wir dem Tribut der Erinnerung die freundlichere Seite abgewinnen. Wenn Körner selbst so schön gesagt hat:

> Wo sich die Seele frei kämpft aus der Tiefe,
> Da jauchzt der Geist der nahen Gottheit zu;
> Und drohte sie, mit leuchtendem Verderben
> In seines Lebens Blüthenkreis zu schmettern:
> Er fühlt den Gott und er vergißt den Blitz —

so vergißt sich in Dresden Körner's Tod und nur der schöne Blüthenkreis seines Lebens, die Leben schaffende Nähe der Gottheit bringt sich in freundliche Erinnerung.

Theodor Körner, der Sohn des edelsten, des hingebendsten Freundes, den unser großer Schiller in seinen jüngeren Jahren, den Jahren der Irrfahrt und der Heimathlosigkeit, gefunden, ist eine liebliche Blüthe der Schiller'schen Poesie selbst. Man wird ihn in diesen Tagen, um seines Todes willen, mit Max Piccolomini vergleichen; aber sein Schillersches Erbtheil war noch umfassender, als nur die Aehnlichkeit mit dem Helden, von dem es heißt: „Und alle rührte sein Geschick!" Von jenem Carlos, den Schiller unter den sonnenbeglänzten Rebgeländen des Körner'schen Weinberges zu Loschwitz schrieb, hatte er das warmblutige, vertrauensvolle, hingebende Naturell, und im Uebrigen war sein ganzer Bildungsgang wie ein angewandter Be-

weis für die schöne ideale Welt, die Schiller auferbaut hat. Rousseau mußte wohl für seinen „Emil“ vergebens ein entsprechendes Urbild suchen. Schiller hat seinen „Emil“ in Theodor Körner gefunden. Sein Leben und sein Tod war wie ein Beweis, daß auch für Schiller's ideale Welt, namentlich die vielangefochtene lyrische, ein wirklicher realer Inhalt möglich ist. Und auch Goethe stand dem jungen Liebling der Musen nicht zu fern. Man ist versucht, beim jungen Körner eine gewisse Aehnlichkeit mit Göthe's Jugenderziehung zu finden. Die wohlhabende Lage, die Bildung, die poetische Stimmung der Eltern Körner's that keinen Einspruch gegen des Jünglings frühe Neigung zur Poesie. Er erging sich schon als Knabe bei manchem gelegentlichen Anlaß in Vers und Reim und ganz in jener scherzhaften Art, wie uns solche als im Körner'schen Hause üblich neuerdings sogar in ihrem Einfluß auf den sonst so ernsten Schiller bekannt geworden ist. Von da des jungen Körner außerordentliche Leichtigkeit in den poetischen Formen, ein natürliches Ausströmen der poetischen Rede, worin sich nicht irre machen zu lassen ihn Goethe ermuntert hat, wenn auch allerdings die Gefahr nicht vermieden werden konnte, daß die leichte Strömung über allzu sichtbar werdende Kiesel glitt. Nur durch dies heitre Gewährenlassen seiner trefflichen Eltern ist es erklärlich, wie mit zwei und zwanzig Jahren Körner aus

dem Leben scheiden und schon so mannichfache, so vielseitige poetische Arbeiten hat hinterlassen können. Dresden mag sich der Freuden und Anregungen rühmen, die es einem so kurzen Lebenslaufe wie Blumen streute. Die geachteten Verhältnisse des Vaterhauses, der herrliche Besitz am Elbufer, der Unterricht in der ehrwürdigen Kreuzschule, das damals schon regste Bühnenleben Dresdens, die klassische Gemäldegallerie, unter den neuern damaligen Leistungen der bildenden Kunst die Werke Kügelgens, die wie mit Mondscheinstrahlen gemalten poetischen Landschaften eines Friedrich, über den Plauen'schen Grund hinweg, die bald in Rauch- bald in Sonnennebel gehüllte Gnomenwelt des Bergbaues, den sich Körner als Beruf gewählt hatte und der ihn auf zwei Jahre ganz nach Freiberg führte, wo er wie jeder andere, der den schwarzen Lederschurz trug, in die Grube fuhr und Schicht machte — alles das sind heitre Bilder, die in diesen Tagen gerade seine Vaterstadt mit Rührung, mit Erhebung sich vorführen darf. Körner hat die poetische Seite des Bergbaues mannichfach besungen und dabei den Humor walten lassen, der ihn vielleicht mit der Zeit aus der Reproduction der Schiller'schen Dichtweise ganz herausgeführt und seine komische Ader zu noch lebhafterm Pulsiren gebracht hätte. Naiv ist sein Scherz, gesund seine Laune. Wurde auch in seinen kleinen Possen das alltägliche Gleis des

Lebens vielleicht zu sehr von ihm betreten, so soll eben die komische Muse nicht zu wählerisch sein, sie bedarf eines dreist zugehenden Schrittes und des schaffenden Muthes.

Aber eine noch unendlich höhere Genugthuung darf dem sächsisch-deutschen Gefühl in einer andern Betrachtung liegen. Vor fünfzig Jahren, als durch die beklagenswerthe Beirrung eines sonst edlen und festen Charakters Sachsen für die deutsche Erhebung vom Joch der Fremdherrschaft ein so gefahrvolles Hemmniß bot, da war es eine aus den maßgebendsten Anknüpfungen des Sächsisch-Dresdener Lebens stammende edle Persönlichkeit, die, von der allgemeinen deutschen Sache ergriffen, jene volle Poesie der That um sich verbreitete, die zu ewigstrahlendem Gedächtniß Denen zu Theil geworden ist, die im goldenen Buch unserer Freiheitserhebung auf den ersten Blättern verzeichnet stehen. Ein Sachse wurde der Tyrtäus der neuen Erhebung, während auf dem mit der Raute geschmückten Schilde noch eine Weile ein Trauerflor ruhte! Und durchgehends ist es an unserm Dichter und Helden anziehend, wie er in so schöner Vereinigung die wärmste Begeisterung für Oesterreich mit gleicher Sympathie für Preußen und innerster Anhänglichkeit an seine engere Heimath verband. Wie er den sieggekrönten Helden von Aspern besungen, wie er sich später, als er verwundet vor

den in Sachsen stehenden Franzosen sich verbergen mußte, an den Abhängen des böhmischen Erzgebirges doch auf deutschem Boden, unter „deutschen Eichen" weiß, ebenso rührte ihn der frühe Tod der Königin Louise, deren leidverklärte Züge er in Rauch's edler Marmorbüste besungen hat. Ein Sachse, trug er die preußischen Feldzeichen, nachdem er noch kurz zuvor, ganz wie zum Oesterreicher geworden, in den schönen Umgebungen der Donaustadt geschwelgt und in den geselligen Kreisen derselben durch seinen unbefangenen, anspruchslosen Sinn sich die Herzen der Männer und Frauen gewonnen hatte. Das ist die rechte Mischung unserer Stammesunterschiede, die sich immer finden sollte und die damals, beim Einzelnen wie beim Vaterlande, sich von selbst ergab, weil eben — Noth an Mann war.

Eine kalte Welt- und Menschenauffassung ist gewohnt, nichts aus dem reinen Ursprung eines mächtigen Dranges, aus der innern Stimme einer opferfreudigen Ueberzeugung herzuleiten. So hat man auch Körners Entschluß, sich aus den glücklichsten Verhältnissen, die ihm Wien bot, in die sichere Todesbahn der Schlachten zu werfen, herleiten wollen aus einer bittern Lebenserfahrung, vielleicht gar mit seiner Neuverlobten selbst. Eine thörichte Anklage, auf die man nur erwiedern kann: Wenn ihn aus den Armen des Glücks irgend etwas Anderes hätte entführen

können, als der mächtige Ruf der Freiheit und des Vaterlandes, so war es vielleicht das Bewußtsein, daß seine Jugend allzufrüh in die volle Entfaltung dichterischer Bewährung gekommen war und daß sich sein Genius vor den Lockungen allzuflüchtiger Erfolge schützen mußte. Die Vertiefung, deren Nothwendigkeit Körner für seine Muse fühlen mochte, wollte er in der Vertiefung seines ganzen Lebens finden. Diese tändelnden Spiele des Witzes und der Phantasie, in die er sich verloren hatte, konnten leicht das Massengestein zerbröckeln, das eine wahre Dichterbrust darzustellen hat. So griff er nach dem Höchsten, was ihm die Zeit zur Läuterung bot, nach dem Einsatz des Lebens, dem Tod für's Vaterland. Nicht im Seitwärtsstehen und nur ironischem Glossiren der Zeit suchte er die Vertiefung, die sein Geist bedurfte, um sich nicht an die leichten Forderungen der Bühne zu verzetteln; nicht in der Flucht in entlegene Jahrhunderte und überwundene Anschauungen, welche damals so manche hochbegabte Geister, und manche zu ihrem Verderben ergriffen; nicht in einer hohlen, unwahren Unterscheidung seines Dichtertalents von seinem eigenen menschlichen Sein und Streben — nein, er wählte das Ideal der griechischen Schönheit, die Geistesschöne, die eben noch, an den Ufern des Ilissos, im Akademoshain, im Zwiegespräch mit Denkern wandeln konnte, eben noch um den Kranz beim

tragischen Wettspiel rang und auf den Ruf der Noth in die Ebene von Marathon, von Platää niederstieg, um die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu vertheidigen.

Theodor Körner hat diejenige Läuterung, diejenige Vertiefung gefunden, die allein der Tod gewährt. Er ahnte sein Geschick. Seine Reise zum Heere war eine Wallfahrt wie zum bestimmten Opfertode. Er bekränzte sich mit seinen letzten, seinen schönsten Liedern; ein Seher, ein Priester voll Andacht. „Vater, ich rufe Dich!“ Ein Gebet vor der Schlacht! Mit dem sichersten Vorausgefühl stellt er die Bitte:

> Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen,
> Weint nicht um mich, beneidet nur mein Glück!

Und seltsam! Die Nachempfindung solcher trüben Ahnung, die Bewunderung vor solcher Heldengröße stimmt in ein solches Wort mit ein und sagt: „Wohl ihm!“ Was würde wohl Körner noch erlebt haben? Ja gewiß, es hätte ihm das höchste Glück gewährt, mit dem Schwerte vollbringen zu helfen, was er schon im Geist in seiner „wilden Jagd“ als Bild gesehen: Den Uebergang über den Rhein! Die „schwarzen Schwimmer“, die durch die Fluthen rudern! Und in höchster Stimmung der Saiten hätte seine Leyer den Einzug der Siegesschaaren in die Thore von Paris besungen. Aber was hätte er nach

wenigen Jahren in Deutschland gefunden? Jetzt antworten, statt unserer, sogar schon die Staatsmänner und die Fürsten: Getäuschte Hoffnungen! Neue Fesseln, statt der alten! Und treten wir seiner eigenthümlich bedingten Lebenslage noch näher, vielleicht gerade ihn hätte — nicht die Lockung der Mächtigen, wohl aber eine innere, den Menschen wider Willen bestimmende Folgenreihe seiner Verdienste aus seiner Bahn drängen können. Ein Offizier, und vielleicht, wenn er im Heere verblieb, höhern Ranges, würde er, mehr als jeder andere auf das Gesetz verpflichtet, an das Geheiß der Obern gebunden gewesen sein. In Wien, zum Burgtheater zurückkehrend, würde ihn entweder die Censur empfangen haben oder jenes „Capua der Geister," das damals hohe Ehren austheilte, wenn man dachte, wie Körner's Freunde und Gönner, Gentz und Schlegel dachten. Schmerzlicher Gegensatz: Eine Jugend, die auch im Frieden Körner's Lieder sang, diese Lieder, die wiederum in Dresden zum zweiten Male wie neu geschaffen wurden durch den melodienreichen großen Tonmeister, dessen edles Standbild uns dort aus Rietschel's Meisterhand entgegenglänzt, Karl Maria von Weber — ich sage, hunderte von edlen Jünglingen, die eben noch mit leuchtenden Augen: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" eben noch in gehobener feierlicher Stimmung, die akademischen Hieber gekreuzt, „ahnungsgrauend, todesmuthig bricht der große Morgen

an," gesungen hatten und darauf — die Wagen besteigen mußten, die bereit gehalten wurden, um sie in die geöffneten Thore der Festungen zu führen!

Solchen verkümmerten Ernten der von Theodor Körner mitgelegten großen Saat gegenüber, muß man mit dem Dichter Den glücklich preisen, den im Jugendlenze die Parze dahin rafft, muß man an Göthe's schönes Bild von jenem indischen Gott denken, der mit feurigen Armen zu den Unsterblichen emporträgt, was auf Erden keine Stätte findet. Die lichten Höhen, in die sein verklärter Geist gestiegen, ließen nach fünfzig Jahren rosige Wolken zur Erde nieder. Fünfzig Jahre und eine Zeit brach an, die den Heldenjüngling in seiner edlen Unbefangenheit ganz so versteht, wie er lebte und starb, ganz so rein seinen Opfertod nachempfindet, wie er ihn erlitten, erleiden wollte. Die heutige Jugend wäre derselben reinen Hingebung fähig und keine falsche Deutung mischt sich jetzt in Körner's Entschluß, keiner von jenen Mißklängen, die so schrill aus den Nachrufen seiner preußischen Biographen und Bewunderer, eines Streckfuß, eines Stägemann, ertönen, die ihn sogar 1813 sich schon erklären lassen gegen die späteren demagogischen Umtriebe! Er besang Fürsten, weil sie um das gemeinsame Vaterland litten; Fürstinnen, weil sie am gebrochenen Herzen um die Nation starben; er wollte nicht schmeicheln, wollte nichts für die Theorie der Staa-

ten beweisen — der Sinn und der Wille, der ihn in den Tod führte, war klar und hell, wie der krystallene Tropfen des Morgenthau's, der, an einer Blume hängend, rein den Himmel wiederspiegelt.

So leuchte, verklärter Geist, Deinem Volke! War auch, Theodor Körner, Dein Kranz, wenn dazu nur des Dichters Lorbeer die Blätter hätte geben sollen, nicht so voll und schwer, wie er auf den Häuptern der großen Dichtergenien unseres Volkes ruht, Germania brach reichlich Laub von ihrer Eiche und flocht es Deinem Lorbeer hinzu! Und, glaubt es, kein Dichterkranz grünt ewig, wenn nicht das Vaterland, dessen Freiheit und dessen Größe ein Reis mit hinzugefügt! Dante trug um seine Schläfe die Cypressenzweige Italiens; Shakespeares unsterbliches Dichterwappen führt in seinem Felde Rose und Distel, die Blumen Britanniens.

Für die Knechte giebt es keine Sonnen!
Auch die Kunst verlangt ein Vaterland!

Der Du diese Worte gesprochen, Theodor Körner, bleibe der Dichter der deutschen Jugend, wenn sie singt; der Held der deutschen Jugend, wenn sie kämpft! Und die, die im reiferen Mannesalter die Erregungen des Augenblicks, selbst festliche, nicht mehr über sich Herr werden lassen, auch sie müssen, wenn auch mit maßvoller

Abwägung Deines Schaffens, Deines Wirkens, Deines Lebens, Deines Strebens, Dir zurufen: Du wirst leben, so lange die Wurzeln und die natürlichen Träger des deutschen Geistes deutsche Kraft sind, deutsche Freiheit und ein einiges Vaterland!

Lessing und Emilia Galotti.

Gotthold Ephraim Lessing hatte von seinem Vater einen zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit neigenden, energischen Geist geerbt. Die strengen Regeln der Meißner Fürstenschule, auf welcher sich seit 1741 der Knabe und Jüngling zur Universität vorbereitete, nährten diesen Trieb zur Selbstbestimmung, der auch glücklicherweise der Trieb zur Selbsterziehung wurde, da des jungen Lessings Hang zur Freiheit früh schon mit einer außerordentlichen Wißbegierde und einem auf die volle Ergründung der Sache, nicht den Ruhm der Person, gerichteten Ehrgeiz verbunden war. Seinem Wissenstrieb konnte durch fremde Anleitung kaum Genüge geschehen. Mit außergewöhnlicher Reife des Geistes, ja heimisch schon in den gelehrten Streitigkeiten der damaligen Zeit, bezog der kaum achtzehnjährige Jüngling die Universität zu Leipzig.

Die frühe Parteinahme für die ihm mehr oder weniger zusagenden Richtungen, welche durch die Gelehrten der Universität vertreten wurden, entsprach seinem zum Kritiker bestimmten Naturell. Im Sichten und Wählen begleitete ihn alsbald ein gebildeter Geschmack als gewandtester Führer. Neigung zur Satyre ließ ihn frühe sogar auf dem Gebiet des gelehrten Wissens die Gefälligkeit der Erscheinung vom Lächerlichen unterscheiden. Die Theologie, die zu Leipzig in starrer dogmatischer Regel gelehrt wurde und selbst unter Gellert's Behandlung nur wie eine „weinerliche“ Nachmittagspredigt auf ihn wirkte, stieß ihn ebenso ab, wie die vom Hauch einer organischeren Naturbetrachtung, obgleich Haller eine solche schon versucht hatte, noch wenig berührte Medizin jener Zeit, zu welcher sich der junge Student, als er sich der Theologie abwandte, einige Zeit zu halten versucht fühlte. Sein kritisch-polemischer Geist entdeckte überall die Trockenheit erstarrter Formeln und Systeme. Das mächtiger umrollende Blut der Entwickelung zum reiferen Mann entfremdete ihn vollends dem gewöhnlichen Gang, wie sich die damalige Jugend zu Aemtern vorbereitete. Leipzig bot durch seinen bewegteren Menschenverkehr, durch die Lebhaftigkeit seiner Handelsbeziehungen, durch die Rückwirkung des üppigen und sinnlichen Dresdener Lebens auf die zweite Hauptstadt des Kurfürstenthums Sachsen der Veranlassungen zur Zer-

streuung so viele, daß Lessing mehr und mehr von seinen ernsten Fachstudien abkam und sogar die Anregung der Schauspieler und einiger poetischen Talente, die für die damals gerade vom Hanswurst befreite Bühne arbeiteten, dem ausschließlichen Umgang mit den exakten Wissenschaften vorzog. Lessing wurde zwar schon in einem Alter von 21 Jahren in Wittenberg Magister, versetzte aber immer noch seine Aeltern in Angst, er möchte von der damals als freigeistig verrufenen Richtung der preußischen Hauptstadt sich zu seinem sittlichen und bürgerlichen Verderben fortreißen lassen. Seine volle Freiheit errang er erst, als seinem Vater die wachsende Bedeutung des Sohnes beim endlichen Anblick der von diesem herausgegebenen „kleinen Schriften" nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Bei allem Hang zur ungebundenen, poetischen Lebensweise, der schon früh den jungen Studenten und Magister überkam, bei all' seinen bereits versuchten poetischen Tändeleien in lyrischen Gedichten und Epigrammen, ja seinen ersten kleinen, wirklich zur Aufführung gelangten Lustspielen, die den tändelnden, etwas umständlich redseligen und für unsern Geschmack nicht mehr genießbaren Charakter der deutschen Dichtkunst jener Tage nicht verläugneten, bewahrte sich Lessing seine ursprünglich gelehrte Neigung sogar bis zu einer von seinen Freunden als pedantisch gescholtenen antiquarischen Bücherliebhaberei. Ihn,

den es so mächtig an die frischen Quellen des Lebens, der Kunst, der Bühne, des Umgangs mit Menschen zog, fesselten unausgesetzt die alten und neuen Bücherschätze, die ihn sogar zum Liebhaber von Seltsamkeiten und Curiositäten machten. Die erste Grundlage seines Wesens, die Bestimmung zum Gelehrten, war im Vaterhause und in Meißen für immer tief gelegt worden. Die bereits erworbenen Schätze des Wissens trugen in unablässiger Ergiebigkeit und Mehrung, ungerufen und unbegehrt, auch noch dem Schöngeist ihre Zinsen und riefen ihn vom Thespis-Karren, aus den Galerieen der Gemälde, aus den Museen der Skulpturen, die er, wo er konnte, aufsuchte, immer wieder in die Bibliotheken, ja in die kleinen Trödelbuden der Antiquare zurück. Sich lediglich und vollständig dichterisch auszuleben, wie Goethe, Schiller und die verwandten Genien, wurde Lessing's Geist durch Eigenschaften gehindert, über welche die Literaturhistoriker noch nicht einig sind. Wollten wir es und zwar mit Lessing selbst, der sich keinen Dichter nannte, den Mangel einer wirklich ausgeprägten dichterischen Individualität nennen, so fürchten wir auf Widerspruch zu stoßen. Charakteristisch ist, daß ihm die Empfindung für die Reize der Natur fehlte. Lessing wünschte bekanntlich, weil ihn das Grün der Natur langweilte, diese zur Abwechselung einmal gelb zu sehen — ein Scherz, der ohne Zweifel nur deshalb

übertrieb, weil Lessing die Ueberschwänglichkeit und Sentimentalität jener Naturvertiefung ablehnen wollte, die schon damals, wie auch wohl noch jetzt, den Vorrechten des schaffenden Verstandes auf dem Gebiet der Poesie Abbruch that.

Die große Bedeutung Lessing's für die Geschichte der deutschen Literatur liegt in der innigen Verbindung seines dichterischen Schaffens mit den kritischen Gesetzen, nach welchen die dichterischen Gebilde aller Zeiten zu beurtheilen sind. Den wahren Begriffen des Schönen hat sein Leben und Wirken theoretisch und praktisch zu gleicher Zeit Bahn gebrochen. Indem Lessing in seinem „Laokoon" die Lehre aufstellte: Das Schöne ist um seiner selbst willen da, befreite er den ganzen Reigen der Musen, die Dichtkunst, Malerei, Bildhauerkunst, Architektur, Musik, sowohl von nüchterner äußerer Zweckbestimmung, der zufolge z. B. das Schöne auch nützen müßte, wie von dem bisherigen, durch den Ungeschmack der Zeiten immer enger und enger gewordenen Regelzwang der Schule, ohne darum das künstlerische Schaffen der Anarchie zu überlassen, welche namentlich dann hereinzubrechen droht, wenn irgend ein bedeutender ursprünglicher Genius sein eignes schöpferisches Vermögen zum Gesetz dessen machen will, was absolut richtig und vollkommen sein solle. Bereits Lessing hatte dafür gesorgt, daß Goethe vom Götz ablenken mußte, Schiller

von den Räubern. Lessing wird für alle Zeiten der Gesetzgeber unsres Geschmacks bleiben.

Vorzugsweise ist es die Bühne, welcher die Wissensfülle, die Natürlichkeit und das eigne dichterische Vermögen Lessing's zu unschätzbarem Gewinn gereicht. Für die übrigen Bereiche der Kunst überhaupt überholte ihn Winkelmann, der in Italien in der Fülle der maßgebenden Eindrücke lebte und einen leichteren, weniger abstrakten, wirklich einen hellenischen Geist besaß. Für die Gesetze der übrigen Dichtungsformen, auch für die Darstellung des historischen Entwicklungsganges der Musen hat sich Herder zu einer positiveren Anregung erhoben, als sie sich aus Lessing's kritischer Analyse ergeben konnte. Aber wahrhaft befruchtend und epochemachend blieb Lessing's Genius für die wesentlichen Bedingungen der deutschen Bühne.

Die vier großen Dramen Lessing's, Miß Sarah Sampson (1755), Minna von Barnhelm (1763), Emilia Galotti (1772), Nathan der Weise (1779), haben einen Vorzug gemein, der ein nur äußerlicher scheint und der dennoch mit den wichtigsten Interessen der deutschen Literatur, ja mit dem historischen und Kulturleben der Nation selbst zusammenhängt, ihre Sprache. Ging die frühere deutsche Bühnensprache auf den Stelzen einer pathetischen und gekünstelten Erhabenheit, einer unnatürlichen Bildersucht, einer steifen Convenienz, die alle Regeln des

auch sonst pedantische und submissESte Unterwürfigkeit leh-renden geselligen Lebens auf die Sprache der Helden über-trug, während im Komischen die affektirte Rolle gewechselt wurde und sich der plumpe Spaß für die lange Ent-behrung der Freiheit im trivialsten Volkston schadlos hielt, so führte Lessing für beide Gattungen eine und dieselbe natürliche Sprache ein. Die Personen in Minna von Barnhelm reden überall natürliches Deutsch, wie die Per-sonen Emilia Galotti's. Die Natur giebt für Schmerz oder Heiterkeit dieselben Wortformen, erst die Fabel sichtet und sondert ihren Gebrauch, hemmt die heitre Ergiebig-keit des natürlichen Ausdrucks durch die tragischen Wen-dungen eines Süjets oder entfesselt sie durch die Neckerei der Mißverständnisse bis zur Ausgelassenheit. Selbst auf der höchsten Höhe des Schmerzes wird diese Sprache der Natur dem Ton verwandt bleiben, in welchem wir täglich reden, und gerade in dieser Gewöhnlichkeit des Ausdrucks liegt dann die Macht des uns unmittelbar näher und näher gebrachten erschütternden Ereignisses. Noch im Nathan, wo Lessing den inzwischen allgemeiner eingeführten fünffüßigen Jambus anwandte, fließt die Rede mit einer so großen Natürlichkeit, daß dadurch die vorgeführten Per-sonen die schönste individuelle Lebenswahrheit gewinnen und einem didaktischen, tendenziösen Gedichte den Eindruck über-zeugender Wahrheit sichern, ganz nach dem Gesetz des

„Laokoon": Das Schöne ist um seiner selbst willen da —! In den erstern dieser größern Dramen Lessing's ging der Reiz dieser Natürlichkeit der Sprache noch über ein nur ästhetisches Gebiet hinaus. Die Wirkungen der Minna und der Emilia, die außerordentlichen Beifallsspenden der Nation, die gerade diesen Dramen entgegenkamen, ergriffen das Leben selbst, läuterten die Kundgebungen des Gefühls, übertrugen die Gesetze des Natürlichen und Feinergebildeten auch auf die Formen des Umgangs und halfen jenen „Zopf" tilgen, mit welchem man nach allen Richtungen hin, auch nach denen des Staates, die Formen der damals herrschenden steifen Regelmäßigkeit zu bezeichnen pflegt.

Der innere Bau und die Charakteristik der Lessing'schen Dramen ist ein Gegenstand der bedeutendsten Untersuchungen von Seiten unsrer Literarhistoriker und besten Kritiker geworden. Wie sehr man sich auch, selbst innerhalb der größten Bewunderung, hat entschließen müssen, dem Geständniß Lessing's, es hätte ihm die ihn mächtig drängende poetische Ursprünglichkeit gefehlt, entgegenzukommen und an seinen Dramen etwas Berechnetes und mit kühler Erwägung Angelegtes zuzugestehen, dennoch sind alle Stimmen darin einig, daß ein jedes der Lessing'schen Dramen in mannichfacher Hinsicht von epochemachender Wirkung war. Erst mit Minna von Barn-

helm gab es ein nationales Lustspiel oder, richtiger gesagt, die Kränze winkten, um an ein nationales Lustspiel überhaupt glauben und darnach ringen zu können. Mit Emilia Galotti wurde die Bühne ein Spiegel der Zeit, ein mächtiger Hebel des sittlichen Lebens. Schiller's „Kabale und Liebe" kann man mehr oder weniger nur eine Reproduktion der Emilia nennen. Lady Milford ist Gräfin Orsina in einer neuen und handgreiflicheren Umgebung.

Wer sich über Lessing's Lebensmomente, seine Irrfahrten, seine vom Glück wenig begünstigten Hoffnungen und Bestrebungen, seine gelehrten Streitigkeiten, die verschiedenen Schicksale seiner Schriften genauer unterrichten will, findet dazu in Adolf Stahr's „Lessing. Sein Leben und seine Werke." (Berlin, 1859) die vollständigste Anleitung. Das Wissen des Verfassers und sein Vortrag sind so anerkennenswerth, daß die Punkte, in welchen die ruhigere Prüfung von Stahr's jeweiligen Ueberschwänglichkeiten abweichen möchte, nicht in Betracht kommen.

„Emilia Galotti" wird sich seiner scharfen Charakteristik und des so sicher angelegten Aufbaues seiner Scenen wegen für die deutsche Literatur dauernd erhalten, wenn auch die vorgeführte Handlung, namentlich die Katastrophe in unsern Tagen noch mehr als in früheren wenig Ueberzeugendes behalten sollte. Lessing trug sich lange mit einer Uebertragung der römischen Erzählung von Virginia, der

Tochter des Appius Claudius, in die Sphäre moderner Anschauungen. Ein Vater ermordet seine Tochter, um sie nicht in die Hand eines tyrannischen Wüstlings fallen zu lassen. Um eine so entsetzliche That gerechtfertigt erscheinen zu lassen, bedurfte es überzeugender Motive. Für die That des Appius Claudius lag sie in der Tyrannei des Tarquinius, in dessen unwiderstehlichem Machtgebot. Damals gab es noch keine Rechte der Frauen, kein Ja oder Nein des selbständigen Herzenswillens, das Weib wurde Dem übergeben, der es begehrte oder bezahlte, die Freiheit ihres Willens wahrte die Jungfrau, wenn sie nicht liebte, Liebe nicht erhören und erwidern wollte, höchstens durch ihren Tod. Der Vater kam in jener Erzählung der That zuvor, die vielleicht seine Tochter selbst vollzogen hätte.

Ohne Zweifel hat Lessing berechnet (denn vom Rechnen kann man seine Art zu dichten nicht freisprechen), daß die Hauptkraft der Schauspielkunst seiner Zeit in den Leistungen der Väterrollen, in denen eines Eckhof, Schröder und der ihnen Nachstrebenden lag. Liebliche elegische Mädchenerscheinungen gingen schon manche der zu früh vollendeten Charlotte Ackermann voran. Ein rührendes inniges Geheimleben waltet überhaupt zwischen einem Vater und einer Tochter — eine romantische Erhebung, der Glaube an die Tugend, der Glaube an eine Berechtigung der Tu-

gend, sich aus dieser Welt voll Laster in reinere Regionen flüchten zu dürfen, hat ohne Zweifel die Seele Lessing's bei diesem Werk dichterisch bewegt und zu den feinen Künsteleien des Verstandes im Aufbau der Scenen und der Charakteristik den Grundakkord der höheren Harmonie gegeben. Und doch — ein Vater könnte den kalten Stahl in das Herz seines Kindes stoßen? Die Rechtfertigung dieser That durch die politische Lage Roms erinnerte den Dichter an Alles, was von ihm als Kritiker bekämpft wurde. Da sah er sogleich die Tragödien der Franzosen, wie sie gerade dies Motiv in ihrer phrasenhaften Gewöhnlichkeit, wie eine matte ausgeblaßte Hinterwand, die Rom und sein Capitol auf Theater-Leinwand gemalt wiedergab, hinstellen würden. Durchaus wollte Lessing hier die Staatsaktion fernhalten und nur den reinen Quell des Lebens geben, ein sozusagen von melancholischen Hängeweiden beschattetes stilles Murmeln aus den Urtiefen der menschlichen Seele her. Sein römischer Hintergrund wurde somit das Leben der deutschen Duodezstaaten jener Zeit, sein Tarquinius Superbus jener Prinz von Guastalla, der mit dem einschmeichelnden Gift moderner Bildung, mäcenatenhafter Kunstliebe, poetischen Lebens auf schönen Villen, für welche man nur die Monrepos und Solituden Deutschlands zu setzen brauchte, um sogleich Alles zu sagen, ein junges Mädchenherz bethörte und einem Vater

wünschenswerther erscheinen lassen konnte, daß — „eine Rose lieber von seiner eignen Hand geknickt wurde, ehe der Sturm sie entblätterte."

In der Seele Lessing's gestaltete sich dieser Plan mit deutsch-bürgerlicher Einfachheit. Die Tochter eines verdienten Offiziers, Odoardo Galotti, ist im Begriff, einen achtbaren, mit seinem Landesherrn nicht auf dem besten Fuße stehenden Grundbesitzer, den Grafen Appiani, zu heirathen. Die eigne Neigung Emiliens kommt dem liebenswürdigen Grafen entgegen. Zu gleicher Zeit hat sie das zweifelhafte Glück, dem jungen Landesherrn zu gefallen. Dieser verfolgt sie bis in die Messe und von dort bis in's Elternhaus; er läßt die Veranstaltungen gewähren, die sein Cavalier und Rathgeber, Marinelli, trifft, um ihm Emilia auf sein Lustschloß Dosalo zu verlocken. Marinelli überschreitet die ihm gegebene Vollmacht und rächt sich für eine ihm vom Grafen Appiani widerfahrene Beleidigung auch noch dadurch, daß er vorher den Bräutigam ermorden läßt. Emilia flüchtet sich mit ihrer Mutter in ein nächstes Obdach. Dies ist das gefahrvolle Schloß des Prinzen. Der Prinz bietet seine Ueberredungskunst auf, die junge Braut zu beruhigen, den Grafen als unverwundet darzustellen. Marinelli ordnet die Verzögerung der Gewißheit über den Ausgang des Ueberfalls. Schon kommt der Vater Emiliens mit der

vollen Wahrheit; er kann nicht zur Tochter und zur Gattin dringen; der Zufall führt die Mätresse des Fürsten zu gleicher Zeit auf das Schloß, sie klärt ihm mit visionärem Blick den Gang der Intrigue auf und Marinelli's Verlegenheit läßt ihn auch nicht länger zweifelhaft über das, was hier entweder schon geschehen ist oder noch geschehen kann. Nun fliegt die Tochter in maßlosem Schmerz an seine Vaterbrust, er sieht die Mutter in Verwirrung; die Reden der Mätresse Orsina, die auch ihm Gift in die Hand gegeben, athmen Verzweiflung am ganzen Dasein, ja malen die Vernichtung als das süßeste Lebensloos aus. Die verwirrende Phantasie versetzt alle seine Geister in Aufruhr; in dieser Stimmung sieht er die Furcht, den Schmerz, die Bedrängniß seines Kindes und ersticht Emilien. Emilia bittet ihn selbst um diesen Tod. Die Wechselreden zwischen Vater und Tochter vor und nach der That sind von unvergleichlicher, tief ahnungsvoller Schönheit.

Goethe theilte bereits die Meinung der Zeitgenossen, daß Lessing angenommen haben müßte, Emilia hätte entweder bereits den Prinzen zu lieben angefangen oder gefürchtet, ihn künftig lieben zu müssen. Er tadelt Lessing für das, was ihm in dem Werke zu fehlen und hinter der Bühne liegen geblieben zu sein scheint.

Räthselhaft und peinlich lange währen allerdings die Scenen, wo Emilia mit und ohne Mutter beim Prinzen

in dessen innern Gemächern verweilt. Wäre Emilia wirklich fähig gewesen, zu lügen, als sie ihr ganzes Glück aussprach, dem Grafen Appiani zu gehören? Wäre sie wirklich fähig gewesen, vom blutenden Leichnam dieses Geliebten hinweg in die Arme eines Verführers zu sinken? Kann „das Haus der Grimaldi", in welches sie eingeführt zu werden fürchtet, in der That eine so vergiftende Atmosphäre ausgeströmt haben, daß sie ganz bestimmt voraussah, dort müßte sie unterliegen?

Der Vater deutet dies an — dieser Vater, der ein Krieger ist, ein geachteter Mann, kein Bettler, kein Pensionär, nicht gezwungen, von den Almosen des Fürsten zu leben! Die Mutter scheint schwach, aber sie scheint es doch nur; man hat keine Berechtigung, ihrem Entsetzensschrei über die That, die am Grafen verübt wurde, ihrem Jubelruf, die Stimme der Tochter im Nebenzimmer zu vernehmen, zu mißtrauen. Aber in der That — hier sind Lücken, hier sind hinter der Scene liegen gebliebene Motivirungen; hier hat uns wirklich die sichre Führung des sonst so verständigen Dichters verlassen. Stahr will diese Lücken nicht anerkennen. In begeisterter Durchführung sieht er eine psychologisch gerechtfertigte That, soweit man nur annähme, daß die handelnden Personen — Italiener sind. Ihr rasches Blut lasse sie schneller handeln, schneller hassen, schneller fürchten und wohl auch schneller — lieben? Be-

denklich für die Deutung seiner Meinung, derzufolge Emilia dem Prinzen zu unterliegen fürchtet trotz ihres Glaubens an Tugend, zu bedenklich, sagen wir, citirt er die bekannte Scene zwischen Richard III. und Königin Anna an der Leiche ihres ermordeten Gemahls. Dennoch scheinen ihm alle nur im rascheren Rollen des italienischen Blutes zu handeln. Er sagt: „Emilia will sterben dem zum Trotz, der ihr den Geliebten gemordet, sie will sich selbst mit dem Opfer ihres Lebens den Hoffnungen dessen entziehen, der ihr ihr Lebensglück zerstört hat." Die Bemerkung ist fein; ob auch wahr? In Allem, was sie oder ihr Vater äußert, liegt die Furcht vor dem, was möglich wäre. Also — sie hat sich halb und halb ergeben — warum sagt uns darüber nichts der Dichter?

Und nirgend, mit Ausnahme der Zeichnung des Banditen Angelo, ist in dem Drama der italienische Schauplatz als am Gang der Handlung speziell betheiligt geschildert. Einige landschaftliche Striche ausgenommen und die Handlung könnte eben so gut spielen, wo „Kabale und Liebe" spielt. Von einem als rascher umkreisend vorausgesetzten Blut der handelnden Personen ist keine Spur. Im Gegentheil tritt nach der am Grafen vollführten That eine bedenkliche Stockung, ja unitalienische Schläfrigkeit des Scenenganges ein. Ein Mord, vollzogen in der Nähe eines fürstlichen Schlosses! Und wenn

die Anstalten Marinelli's auch noch so gut getroffen waren, schon die Verstellung mußte den Effekt eines solchen Ueberfalls greller hervorheben. Statt dessen bleibt Alles wie im tiefsten Frieden. Ruhig und gemächlich geht die Handlung ihren Gang. Wenn auch fürstliche Nähe dem Ausbruch eines persönlichen Schmerzes noch soviel Dämpfer aufsetzen mochte, so bis zu einer fast wesenlosen, so zwei Akte hindurch fast stumm andauernden Zurückhaltung des natürlichsten Ausbruchs der Verzweiflung, der Untersuchung des Vorgefallenen, des Ausrufes: „Wo bleibt nur der Graf?" — so weit können sich in der That wenigstens keine italienischen Charaktere beherrschen. Oder ist das Kommen und Gehen, das Schweigen und Schleichen, diese unbestimmte Ausfüllung der Scene und mangelnde Verständigung der Hörer vielleicht wirklich ein Mangel der Dichtung, eine dem Autor weniger gelungene Bewährung seiner sonstigen Meisterschaft?

Einen klaren Einblick in die Absicht des Dichters kann das im Werke selbst so lose Gebotene nicht gewähren. Wohl aber können wir die Wirkung verstehen, die bei alledem diese unmotivirte, rein dem Ahnenden im menschlichen Gemüth überlassene That Odoardo's auf Lessing's Zeitgenossen ausübte. Zwar klagte der Dichter über die Aufnahme seines Werks, zwar erfuhr die in Charakteristik und Dialog so große Schöpfung für den Gang

der Handlung den schärfsten Tadel von Kunstrichtern, die man achten darf, aber die magische Wirkung der That Odoardo's blieb nicht aus. Es muß in jener Zeit, den gegebenen politischen und sozialen Zuständen gegenüber, gegenüber der tyrannischen Willkür, die an den größeren und kleineren Höfen herrschte, eine Stimmung des Gemüths gegeben haben, die den Selbstvernichtungsphantasieen einer Orsina entgegenkam und ein Suchen und Beschleunigen seines Endes unter jeder nur irgend hinzutretenden Nebenveranlassung als ein Ziel lehrte, wie der damals zuerst in Deutschland auftauchende Hamlet sagte: „auf's Innigste zu wünschen." Alle Spötteleien Schlegel's und Börne's: Warum nahm Oberst Galotti nicht Extrapost und fuhr mit seiner Tochter aus dem kleinen Guastalla in einen andern Duodezstaat? alle Ungewißheit über die wahre Sachlage der Relationen zwischen Emilia und dem Fürsten, ähnlich dem Verhältniß zwischen Hamlet und Ophelia, können auch jetzt noch nicht hindern, daß eine weihevolle und vom rechten Glauben an die Sache getragene Darstellung beim Anblick dieses Endes die Seele mit Schauern überrieseln läßt und uns zwingt, aus der Tiefe der Ahnung heraus das Loos dieser uns vorgeführten schwachen, unentschlossenen und wie die armen Insekten sich in die Flamme stürzenden, weil willen- und machtlos gewordenen Menschen mit- und nachzufühlen.

Weniger wohlthuend wirkt am Schluß allerdings die nur schwach betonte Gerechtigkeit. Fast will sich der Prinz noch als ein Gegenstand des Mitleids aus dem Conflikt der von ihm hervorgerufenen Leidenschaften empfehlen. Fast scheint es, als wenn Seydelmann Recht gehabt, wenn er Marinelli sich mit einem Blick entfernen ließ, der gleichsam sagte: In Kurzem rufst Du mich doch wieder zurück.

Unsere Meinung ist, um Alles zusammenzufassen, die: Lessing ging in seinem Haß gegen das, was Staatsaktion und französischen Geschmack berührte, in der That zu weit. Seine „Dramaturgie" ist nicht das letzte Wort, das die Gesetze des Dramas erledigt hat. Der Tod einer Tochter durch die Hand des Vaters bedarf eines mächtigeren Motivs, als Lessing in „Emilia Galotti" gefunden. Daß Emilia selbst sterben will, ist glaubhaft — warum sollte sie nicht schon allein dem gemordeten Freunde folgen wollen! Daß aber auch der Vater ihr diesen Tod giebt — aus Furcht vor „dem Hause der Grimaldi"! — aus Furcht vor der Macht eines solchen Duodezfürsten! — aus *einem* räthselhaften Instinkt, der sich nur gleichsam verirrt und statt des Prinzen dessen Opfer ersticht! — das ist ein Protest gegen Corneille und Racine, der nicht überzeugt. Corneille und Racine hätten in ihrer Weise allerdings gesagt: Appius erstach Virginia aus Haß gegen den Tyrannen Tarquin und zur Ehre und Größe Roms!

Sie wohl hätten dies phrasenhaft dargestellt, Shakespeare aber vielleicht — groß.

Lessing war in den letzten Jahren seines so kurzgemessenen Lebens auch in Italien. Er sah es endlich, das Land seiner Sehnsucht; er war in Rom und Neapel und kehrte vom classischen Boden seltsam verstimmt, ja — wir können keinen andern Ausdruck finden, kleinlaut zurück. Prinz Leopold von Braunschweig, den er begleitete, mag ihn gequält haben mit den Repräsentationspflichten eines fürstlichen Reisenden; Zeit und Gelegenheit besaß er aber vollauf, Alles zu sehen, was Winkelmann sah. Fand Lessing, daß er das Schöne und Antike zu sehr — aus Büchern studirt hatte? Einen vollen, freien, unbefangenen Blick für südliches Leben und südliche Welt hatte sich der deutsche Philolog von Stendal errungen. Der deutsche Philolog von Camenz war nur groß in den Gesetzen der Abstraktion geblieben. Vielleicht erschien ihm auf dem Marsfelde Roms sein alter polternder Oberst Odoardo — schwächlich gegen jenen Appius Claudius, den er in seinen jüngern Jahren, nach den Voraussetzungen der römischen Erzählung, hatte wiedergeben wollen — — „Nathan der Weise," Lessings letztes dichterisches Werk, hat einen unverkennbar südlicheren Hauch. Lessing wäre vielleicht nicht der einzige gewesen, dem die volle dichterische Weihe erst im spätern Alter kam.

Hofrath Teichmann.

Wir machen unsre freundlichen Leser und Leserinnen auf ein Werk aufmerksam, das, sowohl durch den Namen des Herausgebers, wie durch ein darin angesammeltes überraschend neues Material zur Geschichte unserer classischen Literaturzeit ein nicht geringes Interesse erregt: „Johann Valentin Teichmanns, weiland königl. preuß. Hofraths, literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart 1863."

Vielfach sind bereits die Verdienste hervorgehoben, die sich, nach den reichhaltigen Mittheilungen des genannten Buchs, Iffland um seine Zeitgenossen Goethe und Schiller, deßgleichen um geringere Geister, mit denen es der Dichter der „Hagestolzen" und der „Jäger" wohl aufnehmen konnte, Kotzebue, Werner u. a. in seiner Eigenschaft als Führer des Berliner Hof- und Nationaltheaters erwarb. Diese Hingebung an ein fremdes Verdienst war für

Ifflands Stellung durchaus mustergültig, und verdient um so mehr manchem unter den gegenwärtigen Leitern der deutschen Bühne zur Nachachtung empfohlen zu werden, als man in neuerer Zeit verlangt hat, daß auf jenen zahlreichen, buntbewimpelten, wohlbefrachteten deutschen Theater-, besonders Hoftheater-Schiffen, die auf dem weniger stürmischen als von seichten Untiefen und Sandbänken bedrohten Meer des Zeitgeschmacks umtreiben, das Steuerruder von Männern geführt werden soll, die als Dichter gleichfalls der dramatischen Muse huldigen. Die Erfahrung hat, mit einigen rühmenswerthen Ausnahmen, nicht durchaus für die immer günstig ausgefallene Wahl dieser Kategorie von Bühnenlenkern sprechen wollen. Wir könnten manchen Poeten nennen, der, in die Lage gekommen als Theaterlenker für das Wohl und Wehe auch seiner Mitstrebenden zu sorgen, plötzlich — einen hereinbrechenden völligen Verfall der deutschen Bühne erblickt haben will und erklärte, dem Zeitalter des Blödsinns, dem Possen-, Opern- und Balletwesen ließe sich kein geordneter Widerstand mehr leisten. Sie machten mit wie die andern.

Indem wir die Unterbringung des reichen Materials dieser Sammlung für die entsprechenden Fachwerke der Literatur- und Theatergeschichte unsern Düntzer und E. Devrient überlassen, bemerken wir nur, daß der Sammler dieser Reliquien, der selige Hofrath Teichmann, ein drama-

turgischer „Charakterkopf" sein würde, wenn man ihn ganz nach dem Leben in seinem Verhalten zu den Bühnenzuständen Berlins schildern wollte. J. V. Teichmann war nur ein „Theatersecretär" alten Styls, ein „Journalist," Concipient und Expedient, wie solche Amtirung wohl allmählich eine Gipfelung in Commissions-, Hof- und andere Rathschaft erfahren hat, sonst sich aber neben dem dirigirenden Theaterchef in der Regel mehr stumm als beredt zu verhalten hat.

Seinem innern Wesen nach gehörte unser Teichmann jener verdienstvollen Gattung von Menschen an, die sich in der Nähe bedeutender Bestrebungen, namentlich auch im Leben des schaffenden Genius, als diensttreue Vermittler und redliche Rechnungsträger so mancher irdischen Nebenbedingungen nützlich machen. Eben ein solcher, und nicht minder in Berlin, und gleichfalls ein Hofrath, sagte gelegentlich: „Damals als ich die Wahlverwandtschaften schrieb!" Das Wort war keineswegs vermessen und nur richtig zu deuten. Hofrath John war Goethe's Schreiber und hatte sich das allerdings achtbare Verdienst erworben, aus Goethe's, durch vieles Streichen und Verbessern für gewöhnliche Orientirung zum Chaos gewordenen Manuscript jene unsterblichen Werke zu — mundiren, deren Urschriften, die Schlackenhülle des reinen Goldes, sofort ins Feuer wanderten. Hofrath John wurde in Berlin

Beamter und, einmal an Streichen und Gestrichenes gewöhnt, einer der gefürchtetsten Censoren des Vormärz. Zu gleichen Funktionen stand J. V. Teichmann dem Grafen Brühl zur Seite, dem Nachfolger Ifflands, dem großen Reformator des theatralischen Kostümwesens. Während dreizehn Jahren, welche die glänzende Periode dieses Berliner Bühnenchefs dauerte, konnte auch J. V. Teichmann sagen: „Damals als ich mit Goethe in Briefwechsel stand —!"

Das silbergraue Haupt, die stets freundlich lächelnde Miene und die Anekdoten des Verewigten werden denen, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen, unvergeßlich bleiben. Er und ein alter Theaterdiener, Namens Jäger, repräsentirten am Berliner Hoftheater eine Zeit, wo zwar weder die „Pagenstreiche" noch „Rochus Pumpernikel" verschmäht wurden, aber im ganzen doch noch eine gewisse andächtige Verwandtschaft mit der Sphäre unterhalten wurde, die so schön auf den Theatervorhängen abgemalt zu werden pflegt: Apollo mit den Musen allerlei priesterlichen Opferdienst treibend. Noch wurden die Autoren nicht durch zudringliche Theateragenten „vermittelt." Noch kam nicht der naturgemäße und vollständig zu entschuldigende Gedanke des Zur-Thür-Hinauswerfens gleichzeitig mit dem Gedanken an eine neue Tragödie in die Vorstellungen eines Theaterchefs. Man beklagte auch wohl

schon damals im Bureau und an der Kasse eine „Verirrung" Goethe's, wenn für schweres Geld die Excellenz statt eines bei ihr bestellten feurigen Prologs zur Wiedereröffnung der Vorstellungen nach dem Sieg über den Corsen den „Epimenides" schickte, den der boshafte Spreewitz sogleich mit: „J, wie wie meenen Sie des?" kritisirte. Aber es galt doch noch nicht, in den Novitäten Konkurrenzstücke mit dem „Aktienbudiker" oder „Orpheus in der Unterwelt" zu gewinnen. In der Sphäre der Hochachtung, selbst vor einem leeren Hause bei Torquato Tasso, ja sogar vor einem mißrathenen dritten und vierten Stück, falls nur ein Autor zwei gute geschrieben hatte, waren Teichmann und Jäger aufgewachsen, und man konnte sie nicht sehen, ohne an andere Zeiten und andere Sitten zu denken.

Für die Poesie nahm J. V. Teichmann noch einige Erweiterungen seines exklusiv klassischen Erinnerungskreises auf, aber nur sehr bedingt und vorübergehend. Er ließ Raupachs komische Muse gelten. An jede neuauftauchende jüngere Erscheinung knüpfte er die Hoffnung auf Wiederkehr des goldenen Zeitalters; aber sein Glaube an Hebbel, O. Ludwig u. s. w. ging über die zweite oder dritte Vorstellung ihrer Stücke nicht hinaus. So ergriff auch ihn zuletzt Pessimismus. Mit dem Ruf: Vogue la galère! ließ er Charlotte Birchpfeiffer als eigentliche

Nachfolgerin Schillers gelten. Es war der Humor der Verzweiflung.

Spröder noch waren seine Konzessionen im Punkt der Darstellungskunst. Da folgte er den Leistungen der Gegenwart kaum noch weiter als bis Seydelmann und Charlotte v. Hagn. Rühmte er nach diesen beiden glänzenden Erscheinungen noch irgend etwas, so mußte es ihn wenigstens an diese beiden Namen „erinnert" haben. Sein verklärter Blick, wenn er mit einem mehr oder weniger mit ihm Einverstandenen in einem Winkel bei Stehely oder in den Vorgemächern der Generalintendantur über einen Gast am königl. Theater oder ein neues Engagement sprach, war nur auf die lichten Höhen gerichtet, wo Flecks, L. Devrients, Seydelmanns Gestaltungen oder die Rollen der Bethmann und Charlotte v. Hagn wie die Platonischen Urbilder glänzten. Sie kehrten in menschliche Bezirke nicht mehr zurück. Ein Mephisto, wie ihn Seydelmann direkt aus der Hölle, über und über mit Pech und Schwefel kandirt, heraufbeschwor; eine Margarethe Western, wie sie in den „Erziehungsresultaten" durch die Hagn von einem Schlafsopha — herabgekugelt wurde, „kehrte nie wieder." Der Schwärmer in grauen Locken vergaß, daß diese Erinnerungen consensuell nur die Vorstellung einer genußfähigern eignen Jugendzeit weckten, eines sonnenhelleren politischen Horizonts, reinerer, kathedermäßigerer Idealität

in allen Geschmacksanschauungen des Tags, nebenbei auch wohl der allerliebsten kleinen Geselligkeit, die unter vier bis fünf gleichgestimmten enthusiastischen Freunden von Charlotte v. Hagn auf der Friedrichsstraße geübt wurde, wo die spitzen, schaumperlenden Pokale von Rosen umkränzt schienen und die Grazien selbst, in niedlicher Jockey-Livree, hinter den Stühlen der Gäste standen.

Einige Jahre vor seinem Tode bot der gutgeherzte und in der That mit geistiger Feinfühligkeit begabte treffliche Mann das Bild Klärchens im Egmont, wenn sie mit gebrochenem Herzen spricht: „Weißt Du, wo meine Heimath ist?" Die Scene um ihn her hatte sich verändert. Auch die Kunst war in Belagerungszustand versetzt. Dabei die knechtische, liebedienerische Unterwürfigkeit bei denen, die sich doch der Kenntniß des Bessern rühmen durften! Im Grunde fehlte auch ihm der Muth zum Widerstand. Wenn man eine Weile mit ihm geseufzt und geklagt hatte, bald von Seydelmanns berühmtem „Er schläft!", bald von Charlotte v. Hagns Vicomte v. Letorières gesprochen, und man dann für persönliche oder allgemeine Wünsche Abhülfe, Beistand, Förderung erwartete, so blieb man auch bei ihm auf dem nur reflectirenden Standpunkt des Chors in der griechischen Tragödie, und „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck" lösten sich meist in die freundschaftliche und wohlmeinende

Frage auf: „Haben Sie zur heutigen Vorstellung schon ein Billet?“

Diese Macht, ohne Rekurs an seinen Chef, einem durchreisenden Künstler oder Autor einen Platz im Opernhause zu sichern, war ihm geblieben. Allerdings auch das ein „Ziel auf's innigste zu wünschen.“ Unter Licht, Farbe, Sammet, Musik, schönen Frauen vor und hinter der strahlenden Bühnenrampe vergißt sich auf Augenblicke jedes andre „goldene Zeitalter.“

Auch J. V. Teichmann vergaß das seinige. Hatte er doch seine Erinnerungen an schönere Stunden gebucht daheim im Pult liegen. Wir glauben nicht, daß er über die spätere Periode Graf Redern, Theodor v. Küstner und v. Hülsen Niederschriften, Memoiren, Auszüge aus dem königl. Theaterarchiv im polemischen Sinn, d. h. Varnhagen'schen Treppenwitz, hinterlassen hat.

Die Anordnung und jeweilige Ergänzung des nur bedingungsweise als „J. V. Teichmanns literarischer Nachlaß“ zu bezeichnenden interessanten Werks ist eine dankenswerthe Leistung des im „Eingerichtet und bearbeitet“ gern verweilenden Dingelstedt. Sein Vorwort ist mit Witz und Behagen geschrieben.

Heinrich Meidinger.

Am 21. Mai 1867 starb in Frankfurt a. M., fünfundsiebzigjährig, der älteste Sohn des Verfassers der weiland vielbegehrten französischen Grammatik, die das traurige Schicksal der Kehrseite aller Popularität erlebte, zum Gemeinplatz herabzusinken. Den Vortrag einer altbackenen Anekdote pflegt man schon seit lange mit „Meidinger!“ zu unterbrechen.

Die Meidinger stammen aus Augsburg. In Stettens Geschichte der alten Reichsstadt begegnet man ihrem Geschlecht bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Die Meutings, Meitings, Meuttinger, Meitinger, auch schon Meidinger (Oberbayerisches Archiv XII. 1. S. 13) besaßen Häuser in der Stadt, Schlösser in der Umgegend. Sie hausten auch in Friedberg jenseits des Lechs und in der bayerischen Grafschaft Schwabeck. Angesehene Mitglieder der Familie waren Lukas Meitinger, hochbegnadet bei

Kaiser Maximilian, der ihm sein Haus in der Kreuzgasse abkaufte und zu seiner Residenz erhob, und dessen Oheim Hieronymus, der in Chiemsee Bischof gewesen. Später verlor sich das Geschlecht nach Tirol und Salzburg, wo nach Verschmelzung desselben mit den HH. von Valentin eine ausdrückliche Erhebung desselben in den Adelsstand erfolgte. Salzburgische Meidinger wanderten zu Anfang des 18. Jahrhunderts um der Religion willen mit den Emigranten nach Thüringen. In Römhild wurde ein Meidinger Pfarrer, verlor jedoch seine Stelle, als sich sein Freimuth beikommen ließ, einige ungezogene Meininger Prinzen, die den Gottesdienst störten, von der Kanzel herab mit den Worten anzureden: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube!" In Frankfurt a. M. aufgenommen, ließ er seine Kinder bescheidene Handwerker werden. Drei Pädagogen Meidinger, in ihrer Art den Frankfurtern älterer Generation als Originale erinnerlich, waren Söhne eines solchen. Als Johann Valentin, der sein Französisch in Neuwied am Rhein, wo er eine Hauslehrerstelle bekleidete, von dort ansässigen Refugiés gelernt hatte, seine „praktische" Grammatik Frankfurter Buchhändlern zum Verlag anbot, mußte er von Laden zu Laden gehen, um die Antwort zu erhalten: „Bester Hr. Meidinger, solcher Sachen haben wir gar zu viel!" Der junge Autor, der zugleich hinter

dem spätern Bundestagspalast eine kleine Schule errichtet hatte (die sogar in spätern Jahren eine Zeitlang vom Altmeister der deutschen Volksschule, Diesterweg, unterstützt wurde, der im Häuschen seines Freundes Meidinger, in der kleinen Eschenheimer Gasse, mit seinem jungen Weibe wohnte), gab sein Manuscript auf eigene Kosten heraus, und siehe da! die günstigste Konjunktur trat ein. Der Ausbruch der französischen Revolution, die beginnenden Kriege mit dem republikanischen Frankreich mahnten alle Welt an die traurige Nothwendigkeit, sich mit seiner Einquartierung verständigen zu müssen. So wurden denn nach und nach — Reutlinger, Schaffhauser und Wiener Nachdrücke nicht gerechnet — mehr als 30 Auflagen gedruckt, jede zu 8000 Exemplaren.

Ein ähnliches selbstverlegendes Schriftstellerthum, jedoch mit wesentlich ungleicheren Ergebnissen, war auch das seines ältesten Sohnes.

Heinrich Meidinger hat vom Jahr 1821 bis 1861 eine stattliche Reihe statistischer, geographischer, linguistischer und handelspolitischer Werke herausgegeben, die ihm in den betreffenden wissenschaftlichen Kreisen einen ehrenvollen Namen, in England, dem seine Aufmerksamkeit vorzugsweise zugewendet war, manche Auszeichnung durch Mitgliedschaftsdiplome alter berühmter Vereine eintrugen; die Kosten dieser in ihrem Material ebenfalls nicht ohne

Opfer entstandenen Werke bestritt er, nachdem sein erstes Buch bei Cotta in Stuttgart erschienen war, zum größten Theil selbst.

Heinrich Meidinger, geboren am 23. Nov. 1792, hatte die Handlung in dem Frankfurter Wechselgeschäft Chiron Sarrazin erlernt, kam dann nach Aachen in ein Tuchgeschäft, von dort nach Paris. Zur Zeit der empfindlichsten Reaktion des aufgeregten französischen Nationalgefühls gegen alles was deutsch hieß (1813—1815) stand er in einer Pariser Kommandite des Straßburger Fabrikanten Humann, der bekanntlich späterhin, unter Louis Philippe, eine Rolle spielen sollte, ziemlich ähnlich der des mit allen Parteien verquickbaren Hrn. v. d. Heydt in unsern Tagen. Von Paris ging Meidinger zwei Jahre in ein Londoner Geschäft, und kehrte endlich nach Frankfurt a. M. zurück, um sich an einer von nahestehenden Verwandten eingeleiteten Unternehmung zu betheiligen. Trübe Erfahrungen brachen über ihn und die Seinigen herein, doch blieb sein Muth ungebeugt; die Ergebnisse seines rastlosen Selbstbildungseifers trösteten ihn über Täuschungen und Verluste. Schon im Dienst seiner Prinzipale hatte er halb Europa durchreist, zunächst, wie der technische Ausdruck ist, um Verbindungen „für sein Haus" anzuknüpfen; er that es mit der Feder in der Hand, rastlos jeden Augenblick der Muße seinen Studien wid-

mend, der Beobachtung, der Vergleichung. Volks- und Staatsleben, die Gesetzgebung, commercielle und gewerbliche Verhältnisse beschäftigten ihn ebenso wie die Gebräuche, die Sprechweise der ländlichen Bevölkerungen, die Sitten des Familienlebens, das sich seiner vertrauenerweckenden Persönlichkeit überall leicht eröffnete. Sein Jungfernbuch, um uns englisch auszudrücken, wurden jene bei Cotta erschienenen „Briefe von einer Reise durch England, Schottland und Irland.“ Seine Studien über England, die unermüdlich fortgesetzt wurden, concentrirten sich in dem umfangreichen, durch die rasch vorwärts schreitende Zeit noch nicht durchaus überholten Buch „Das brittische Reich in Europa“ (Leipzig, Fleischer 1851.) Meidinger wußte sich in den vornehmsten neuern Sprachen gewandt auszudrücken, Englisch sprach und schrieb er mit Vollkommenheit. Mit liebenswürdigem Humor pflegte er zu erzählen, daß ihm ein paar Bogen, die er in London auf der Reise geschrieben hatte, „The German Selfteacher, or a new mode of radically studying the German Language“ (London 1839) an äußerm Entgelt mehr einbrachte als fast sein ganzes übriges literarisches Wirken. Auch Beiträge zum Quarterly Review of the Statistical Society of London wurden von ihm geliefert, wie für Zschokke's Ueberlieferungen, Andree's Hesperus, in neuerer

Zeit die Reden'sche Zeitschrift, das Bremer Handelsblatt, Viebahns Handelsarchiv.

Wir müssen es den betreffenden fachwissenschaftlichen Organen überlassen, vollständiger die Verdienste zu würdigen, die sich H. Meidinger um Statistik und Geographie erworben hat, und dabei namentlich hervorzuheben, wie seine Schriften „über die Mainschifffahrt" (1850), „über die Neckarschifffahrt" (1850) anregend gewirkt haben, bis sein größeres Werk in vier Bänden: „Deutschlands Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen" (Leipzig 1854) alles zusammenfaßte, was sein reger Fleiß über die wichtigsten Lebensfragen des deutschen Volks, die sich an unsere Verkehrsadern, den Rhein, die Donau, die Elbe, die Weser, die Oder knüpfen, gesammelt hatte.

Nur eine Seite seines Wirkens sei in diesen flüchtigen, dem Andenken eines Ehrenmanns gewidmeten Zeilen noch hervorgehoben: die treue Hingebung an das Leben, die Geschichte, die fortschreitende Entwicklung seiner Vaterstadt Frankfurt a. M.

Nichts hat ihn auf diesem Gebiet unberührt gelassen. Vom echten antiken Bürgersinn eingegeben war seine Antheilnahme an den Verbesserungen der innern Verwaltung Frankfurts, am Bekämpfen verrotteter, dem Geist der Zeit widersprechender Zustände, des „alten Zopfs," der „Wirthschaft auf dem Römer," wie er sich auszudrücken pflegte.

Sein Urtheil hatte sich in der großen Welt gebildet. Die frische Luft der Reisen, des langen Lebens in Frankreich und England umwehte seine Standpunkte. Handels- und Industrieverhältnisse, gewerbliche Gesetzgebung, Communalverwaltung, Armenpflege, Polizei — nach allen diesen Richtungen hin gehörte er in Frankfurt zu den Opponenten, obschon er vor dem Schicksal eines jüngern Bruders Johann Valentin bewahrt blieb, den die verhängnißvolle Zeit der bundestäglichen Ausnahmezustände, der permanente österreichisch-preußische Belagerungszustand Frankfurts in den Jahren 1831 bis 1848 zu einem Opfer der Untersuchungskommissionen gemacht hat. Verfolgung und Einkerkerung traf damals die Ehrenwerthesten. Im Frankfurter „Römer" herrschten mit dictatorischer Strenge die servilen Untergebenen des Bundestags. Nicht etwa mit Zittern und Zagen wurden die vom Palais in der Eschenheimer Gasse gegebenen Metternich'schen Befehle ausgeführt, sondern mit fanatischer, grundsätzlicher Uebereinstimmung. Man braucht nur an die Namen der HH. v. Günderode, v. Meyer und andere Schöffen und Bürgermeister zu erinnern, deren straffes Regiment und consequentes Bescheidgeben: „Das dürfen wir hier in Frankfurt nicht!" eine interessante Parallele abgeben würde zum Jahr 1866, der Vollbewußtseinszeit „berechtigter" Frankfurter „Eigenthümlichkeit."

Durch eine maßvolle Zurückhaltung in den Formen blieb Heinrich Meidinger vor den Rückschlägen einer Polemik bewahrt, welche er nichtsdestoweniger mit Freimuth gegen den im „Römer" herrschenden Geist in einigen Zeitschriften führte, die sich damals im besondern mit Frankfurter Zuständen beschäftigten, Brönners „Frankfurter Jahrbücher" und „Gemeinnütziger Chronik," Hammerans „Freystädter" und Hadermanns „Volksfreund." Sein Vermeiden aller Parteiung, sein würdiges äußeres Auftreten entwaffnete die Gegner. Wie sehr man die Motive achtete, die seine Feder leiteten, ersah sich aus dem mehrfach wiederholten Angebot seiner Freunde, ihn für erledigte Senatorstellen in Vorschlag zu bringen. Doch schon seiner schwankenden Gesundheit wegen, im übrigen in Folge seiner Bescheidenheit, entzog er sich dieser wie mancher andern ihm zugedachten städtischen Auszeichnung, welche letztere ihm schon allein für sein gründliches Sammelwerk: „Frankfurts gemeinnützige Anstalten" (zwei Bände 1845 und 1856) gebührt haben würde. Wie sein Freimuth als aus edelster Quelle entsprungen geachtet wurde, wie sein, wir möchten sagen, vornehm männliches äußeres Erscheinen auf den niedrigen Polizeisinn, der sich seit 1831 auf dem „Römer" eingenistet hatte, beschämend wirkte, beweist die Folge seines Verhaltens nach einem Aufsatz, den er 1831 in Gustav Oehlers „Zeitbilder" hatte ein-

rücken lassen: „Ueber die Gebrechen der Frankfurter Verfassung.“ Der Herausgeber wurde auf's. Amt gefordert, um den Verfasser zu nennen, der gewagt hatte, an Frankfurts Verfassung zu rütteln. Gustav Oehler, charaktervoll und fest, wie sich schon im Beginn seiner Leiden der späterhin noch vielgeprüfte Märtyrer der Frankfurter Bundestagsherrschaft bewährte, verweigerte, den Namen zu nennen. Man hielt ihn sogleich fest und warf ihn ins Gefängniß. Erst nach einigen Tagen erfuhr Heinrich Meidinger das Geschehene, ging selbst auf's Polizeiamt und bekannte sich als Verfasser. Oehler wurde freigelassen, Meidinger blieb ohne Anfechtung.

Schließlich glauben wir dem Andenken des Verstorbenen, das in weiteren Kreisen, nicht blos von seinen Mitbürgern werthgehalten zu werden verdient, keinen Abbruch zu thun, wenn wir nicht unerwähnt lassen, daß für die gegenwärtige Frankfurter Localtrauer aus dem Hinscheiden dieses trefflichen Patrioten nicht, wie schon geschehen, Capital gemacht werden kann, etwa mit einem „Wieder Einer“ u. s. w. Sein lichthelles Auge, das in Erregungsmomenten Funken zu sprühen schien, verdüsterte sich, so oft er nach dem Juli vorigen Jahrs um Frankfurts Vergangenheit wehklagen hörte. Allerdings berührte auch ihn nicht eben angenehm der so roh ausgefallene erste Beginn der neuen Zustände. In seinem nächsten Lebenskreise

liebte er Ruhe und Behagen, vor allem würdevoll eingehaltene Umgangsformen. Wer ihm diejenige Achtung, welche sein gemessenes Auftreten, sein ehrwürdiger weißer Bart, sogar die unvermeidliche weiße Halsbinde des alten Englands von vor 50 Jahren voraussetzen durfte, schuldig blieb, mit dem brach er kurzweg ab und verweigerte den weitern Verkehr. In dem rohen Beginn des neuen Régime's erblickte er jedoch keine Norm für die Zukunft. Er gab vollkommen zu, daß Frankfurts Selbständigkeit in einem Moment zusammenbrach, wo sich allerdings die seither erfolgte Verbesserung der Frankfurter Verfassung und die Zulassung neuer, frischerer Elemente in die berathenden und ausführenden Collegien erfreulichst zu bewähren angefangen hatte. Gemeinnützige Neuerungen in localen Dingen, einige großartige Baupläne zur Mehrung des öffentlichen Behagens und der Gesundheitspflege waren in Angriff genommen. Dennoch lag für Meidingers Urtheil kein eigentlich beruhigender Fortschritt in den gesteigerten Finanzverpflichtungen der Stadtkämmerei, in einer schwindelhaft betriebenen Baulust privater Unternehmer, in den Consequenzen eines vorzugsweise auf die Befriedigung des Luxus sich richtenden industriell-mercantilen Geistes. Für die Poesie des epheuumrankten alten Eschenheimer Thurms, für die Kämpfe der Frankfurter mit den Rittern von Kronenberg, für Lersners

Chronik, für die Kaiserkrönungen, für Goethe's Traum-märchen von der schlimmen Mauer am Senkenbergischen Garten und ähnliche Motive zu einem Bilde der trauernden Francofordia war allerdings Meidinger nicht Romantiker genug. Sein Standpunkt war ein allgemein deutscher. Mehr noch: die napoleonische Zeit war an ihm vorübergegangen; er hatte gesehen, wie sowohl bei Staaten wie bei Dynastieen die leidenschaftlich gesteigerten Interessen der Selbsterhaltung à tout prix die eigentlichen Factoren der politischen Begebenheiten sind, gegen welche zuletzt kein Wunsch des Gefühls, keine uns noch so überzeugend gewordene abstracte Theorie gleich mächtig aufkommt. Da war es dann nicht die kalte Blasirtheit des Realpolitikers, sondern die Ueberzeugung vom gebieterischen Gesetz der Nothwendigkeit und die Unterwerfung unter ein berechtigtes, allgemeinvaterländisches Höheres, die ihn mit einem „Lieber Gott, was wollen wir machen!" bestimmte, dem alten Frankfurt, das ihm vorzugsweise nur in seinem Antheil an Deutschlands Kulturfortschritten Werth hatte, Valet zu sagen und anzuerkennen, daß sich im Jahr 1866, wenigstens für die alte Reichsstadt, etwas Unabweisliches vollzog. Meidingers statistische, immer sogleich nach Zahlen greifende Auffassungsweise rechnete aus, daß die auf etwa 80,000 Seelen eingerichtete vaterstädtische Staatsmaschine, Polizei, Rechtspflege, Armee u. s. w. einen Kostenaufwand

und Personalbestand verursachte, der für einen Regierungsbezirk von 300,000 Seelen ausgereicht haben würde. Schadloshaltung für das momentan mit Leidwesen Verlorengegebene erblickte er in den Ausgleichungen, die sich in jedem großen Nationalleben von selbst machen. Nicht unerwähnt mag dabei bleiben, daß sein protestantischer Sinn Frankfurt bedenklich abgewichen erblickte von dem kräftigen confessionellen Geist, der in alten Zeiten Mainzer und Würzburg-Aschaffenburger Wesen nicht hätte in die Stadt eindringen lassen. Ob Frankfurts Particularexistenz, der Bund der Börse mit Oesterreich, ein offenes Thor gewesen für Richtungen, die allerdings der aufgeklärte Zeitgeist von sich weisen muß, mag unentschieden bleiben, bis die Zeit reif geworden sein dürfte, die geheime Geschichte der Beeinflussung der öffentlichen Meinung Frankfurts und durch Frankfurt eines großen Theils von Deutschland seit 1848 wahrheitsgetreu zu erzählen.

Das schöne Charakterbild eines Kaufmanns, der sich durch einen ernsten und nur an den wahren Gütern des Lebens haftenden Sinn zu einer geachteten Stellung auf wissenschaftlichem Gebiet, durch Freimuth und Vaterlandsliebe unter seinen Mitbürgern erhob, gewinnt an Reiz durch die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit des Dahingeschiedenen, durch die still einsiedlerische Lebensweise in einem selbsterbauten Hause, unter Büchern und Zeit-

schriften, die mit Sorgfalt gemehrt und gewählt wurden, durch den Verkehr mit einem Familienkreise, in welchem der Verstorbene patriarchalisch waltete als Berather seiner Angehörigen, als Freund seiner Freunde. Zu den letzteren gehörten die anerkanntesten Geographen und Statistiker Deutschlands, in Frankreich und England mancher hervorragende Name; in Frankfurt standen ihm besonders nahe die Mitglieder des mannigfach von ihm geförderten Geographischen Vereins, unter ihnen auch als nächster Nachbar der Musiker und Naturforscher Schnyder von Wartensee, der, ein in Frankfurt eingebürgerter Schweizer, selbst schon hochbetagt und mit heiterm Geist sein Mehr als achtzig Jahre tragend, doch den Verlust gerade dieses vieljährigen, ihm engverbundenen Freundes als eine der schmerzlichsten unter den Lücken empfunden haben wird, die uns immer zahlreicher fühlbar werden, je näher uns die Heimathluft des Grabes weht. Seitdem ist auch er dahingegangen.

Ein Besuch in Coppet.

Zum hundertjährigen Geburtstag der Staël.

I.

Vevey am Genfersee, 23. April 1866.

Gestern vor hundert Jahren, am 22. April 1766, wurde Frau v. Staël geboren.

Die Todten ihre Todten begraben zu lassen pflegt der Franzosen Art zu seyn; sie halten vorzugsweise auf Gegenwart und Zukunft, und werden sich schwerlich in ihrem nationalen Erinnerungskalender den Tag mit einem rothen Strich bezeichnet haben.

Deutsches Gemüth dagegen, zumal in der Nähe Coppets wohnend, wo Germaine Necker so manches Jahr verlebte, einen bedeutungsvollen Kreis maßgebender Persönlichkeiten um sich versammelt hatte, auch begraben liegt, kann bei so solennen Anlässen, auf die wir durch unsere

Säcularpietät ohnehin geschult sind, ein Opfer der Huldigung nicht gut zurückhalten.

Dankbarer Erinnerung auch sollten die großen Verdienste geweiht bleiben, welche sich die so vielfach vom Schicksal, von jenem Schicksal, das in den Sternen und dem das in unserer Brust liegt, heimgesuchte Frau um deutsche Art und Kunst erworben hat.

Allerdings hat sie, neben einer Fülle von Wahrheiten die ewig über uns feststehen werden, auch manchen Irrthum über uns ausgesprochen. Wenn sie z. B. an einer Stelle ihres Buchs „über Deutschland", des bis zur Stunde immer noch besten Werks eines auswärtigen Schriftstellers über unser geselliges literarisches und künstlerisches Leben in älterer Zeit, sagt, und zur Mehrung unseres Ruhms der Biederkeit und Gewissenhaftigkeit sagt: „die Herrschaft des Lächerlichen sei bei uns nicht so entscheidend wie bei den Franzosen," so haben wir nach dieser Richtung hin Fortschritte gemacht, die ihr selbst nicht zu gute gekommen sind. Die immer mehr auch bei uns verbreitete Kunst, den Kern der Dinge und Menschen einer kurzen epigrammatischen Definition zu opfern, witzhaschend partem pro toto reden zu lassen, Strebungen und Ziele, die „des Schweißes der Edlen werth", zu einem „Bonmot von gestern" zu machen, hat auch den Namen der Staël schon bei uns überwiegend carikirt.

Seit „Freund Ubique" die sogenannte schwarze Wäsche unserer classischen Literaturzeit auf die Zäune hing, die Tage von Weimar von der Nachtseite, die sie stetig begleitete, schilderte, auch seither Tagebücher und Briefwechsel genug erschienen sind, die zahllose in den göttlichen Werken unserer großen Heroen gleichsam verhalten gebliebene Menschlichkeiten freigegeben haben, so hat sich auch um Germaine von Staël, statt des hesperischen Duftes der Idealität, wie er eine „Corinna" bei ihrer Krönung auf dem Capitol umwallte, ein recht mephitischer Klatschduft verbreitet. Nahe genug ist auch sie schon gekommen „zum übrigen" gelegt zu werden, mit einigen pikanten Anekdoten über A. W. v. Schlegel, mit den nicht hinwegzuleugnenden Ausbrüchen der Ungeduld Schillers und Göthe's über die ihrer olympischen Ruhe zugemuthete Gêne durch die seltsam aufgeregte und die Welt mit Fragen quälende Frau, mit den Nadelstichen der kleineren Geister, die sich dafür rächten, daß die auf ein voraussichtliches künftiges Druckenlassen ihrer gesammelten Eindrücke reisende Berühmtheit an ihren Thüren vorüberging.

Aber wir Deutschen hätten wahrlich alle Ursache, uns bei der Erinnerung an die Staël nur an das zu halten, was von ihr selbst geschrieben und gedruckt vorliegt. Nur mit Bewunderung sollten wir von einer Frau sprechen, die im Stande gewesen, so ihren nationalen Vorurtheilen

zu entsagen, wie dies in ihrer Schilderung unseres Vaterlands zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung geschehen ist. Mit der ganzen Innigkeit eines weiblichen Wesens, das sein Glück im Suchen, Entdecken, liebevollen Werthhalten des Kleinen und Unscheinbaren, im Hervorziehen und Ermuthigen des Bescheidenen, im steten Lernen und sich unterordnenden Aneignen, im Nachprüfen des vom Manne nach den Gesetzen des abstracten Denkens oder des thatkräftigen Muthes Aufgestellten mit der Gegenprobe des Gemüthslebens, wo sich dann auch das weibliche Herz getraut, bis in das Innere jedes Helden der Geschichte und jedes Denkers zu dringen, hat sie sich in deutsches Ahnen und Fühlen, in die Sitten unserer Altvordern und ihrer damaligen Zeitgenossen von 1806 bis 1810 versenkt. Keine unserer damaligen traurigen Niederlagen entzog uns in ihren Augen etwas von dem Ruhm, welchen Tacitus den Germanen gesichert hat. „Dann wird Deutschland das Schicksal der Polen erleben!“ äußert sich jetzt eine edelgemeinte Muthlosigkeit unserer sonst zuversichtlichsten Premiers im neuesten diplomatischen Notenverkehr; eine solche Befürchtung, man lese ihr Werk, beschlich die Staël nie, selbst nicht im Angesicht französischer Präfecten und Maires, die bereits unsere ehrenwerthen Kreisdirectoren und Bürgermeister ersetzten, und des Carnevals von Westfalen. Nennt sie auch Deutsch-

land, wie Metternich Italien, mehr oder weniger einen „geographischen Begriff", so konnte ihr damals dazu der Zusammenbruch der äußern Reichseinheit den Anlaß bieten. Unsere geistige Einheit dagegen, die Hoffnung auf eine sich aus ihr entwickelnde politische Verfassung, die, so eigengeartet sie sein mochte, doch das eine sichere Merkmal der Freiheit vom Joche der Fremden trug, blieb ihr unter allen Umständen gegenwärtig. Diese Gesinnung einer Frau, die sich gegen Napoleon so muthig verhielt, steht um so höher, als ihr wohl der unendlich flaue Wind nicht entgangen sein konnte, welcher in den höchsten geistigen Kreisen Deutschlands, die sie so andachtsvoll verehrte, damals über die nationalpatriotischen Dinge und Hoffnungen wehte.

Es ist möglich, daß die Thüren der kleinen Häuser von Weimar und Jena zu niedrig waren, um den Kopfputz à la Sibylle durchzulassen, wenn die in der großen Welt erzogene Dame ihre Besuche machte. Die Hofräthinnen mögen nicht wenig über sie „losgeplatzt" sein, wenn sie sich empfahl und die engen Treppchen wieder niederstieg; je mehr man über ihre Toilettenkünste klatschte, desto mehr vergaß sich ja der Unmuth, daß man in der Sprache der Besucherin keine Unterhaltung mit ihr hatte führen und nur mit scheinbarer Treuherzigkeit lächeln und die Achseln zucken können. Dieser Treuherzigkeit, die sich

in den oben angedeuteten literarischen Fundgruben Luft gemacht hat, glaubte die gute Frau. Ihr Buch ist ein Denkmal des edelsten Vertrauens. Keine unserer engherzigen Spießbürgerlichkeiten nahm ihr die schöne Vorstellung vom Genius unseres Volks. Sie kannte vielerlei von dem Schutt und Moder, aus dem sich die Blume unserer damals vorzugsweise sich romantisch anlassenden Bildung erst erheben mußte, kannte die Gegensätze des jungen Geistes unserer Universitäten und jener Erbärmlichkeiten der Duodeztyranneien, die Schiller in „Kabale und Liebe“ gezeichnet hat; sie hatte ein Auge für die Kriecherei der Sklaven, die hochfahrend gegen die wieder ihnen Untergebenen sind; aber sie sah in alledem nur die Fehler des Menschen überhaupt und unserer Gesellschaft. Keine auf den schlechtesten Landstraßen gebrochene Achse ihres Reisewagens, kein unglückliches Verhängniß fortdauernder Regentage, die ihr ganze Landstriche, die sie bereiste, in ein düsteres Einerlei hüllten, keine unserer damaligen Herbergen zum „Wilden Mann“ oder zum „Schwarzen Bären“, die selbst in unsern reputirlichsten Residenzen der an die Eleganz von Paris, den Comfort Londons gewöhnten Diplomatenfrau Unterkunft gewähren mußten, nahmen ihr die gute Laune oder verdarben ihr den Eindruck unseres Vaterlands. Sah sie in der gemischten Gesellschaft eines Marktschiffes, das sie über den

Rhein setzte, einen Handwerksburschen in einem Buch lesen, hörte sie unter der rauchgeschwärzten Thür einer hessenländischen Hütte eine Mutter ihrem Kind ein Lied singen, begegnete sie in thüringischen Städtchen einer Knabenschaar in langen Mänteln, die wie Luther vor den Häusern Choräle sang, so wußte sie liebevoll Kleines im Großen unterzubringen. Der Prozeß des Gemüths, den sie bei solchen Eindrücken vollzog, erklärt sich durch ihre sinnige Definition vom „Enthusiasmus". Sie nennt ihn den in reinen Seelen immer vorhandenen „Ueberschuß an Stimmung," wo dann das immer vorhandene Mehr dem Minder zu gut kommt.

Schließlich muß einen an ihrem hundertjährigen Geburtstag von deutscher Hand auf ihr Grab gelegten Frühlingsblüthenzweig die Anerkennung rechtfertigen, daß sie um ihr noch heute lehrreiches und maßgebendes Buch über Deutschland schwer gelitten hat. Wer die Ungeduld eines Autors kennt, der von einem Werk endlich dessen saubere Abschrift und den Vertrag mit dem Verleger vor sich hat, nichts weiter fürchtend als nur noch die Recensenten und die Druckfehler, der wird ein Martyrium zu schätzen wissen, das 1810 ihr endlich vollendetes Buch beim kaiserlichen Censuramt in Paris einreicht, auf 40 Lieues von Paris, innerhalb deren ihr als „Ideologin" von Napoleon auf französischem Boden nur zu leben gestattet war,

ungeduldig den Erfolg abwartet, wegen der endlich ankommenden Censurstriche unterhandelt, die Correctur des Drucks überwachen will, aber in dem Streit mit dem Censor nicht vorwärts kommt. Ueberall hatte dieser „Schlangen unter Blumen“ gewittert. Ausdrücke, wie: „chinesische Mauer zur Absperrung der Ideen,“ „harte Zeiten wie die unsrigen“ u. s. w., mußten fallen. Besonders anstößig waren Stellen erschienen, die andeuteten, daß Dinge, die heute gälten, morgen im Preis gesunken sein könnten, ferner daß Kinder nicht immer die volle Erbschaft ihrer Väter anträten. „Es kann jemand“ — sie meinte nicht Napoleon, sondern Friedrich von Preußen, dessen Geringschätzung deutscher Literatur ihr ein Anlaß ernster Betrachtungen wird — „entgegengesetzte' Elemente zwingen zusammenzugehen, bei seinem Tode trennen sie sich.“ Diese Andeutung des auch bei großen Herrschern möglichen Naturgesetzes erschien der Censur ebenso ungeziemend, wie die Aeußerung über Josephs II. österreichische Reformen: „Aber nach seinem Tode blieb nichts übrig.“ Das schwarze Gespenst des Todes mußte auch hier fort. Die Feinfühligkeit der Censur, ihr praesagium dessen, was an höchster Stelle unangenehm wirken konnte, ging so weit, daß selbst bei dem harmlosen Wort empire, welches doch nicht immer das französische Kaiserreich, sondern für gewöhnlich nur eine einfache Herrschaft, z. B.

der fünf Sinne über unser Urtheil ausdrückt, jedesmal geforscht wurde: ob der Autor wohl mit empire auf den Pariser Krönungstag von 1804 habe anspielen wollen. Es durfte nicht gesagt werden: „Der Realismus findet zuweilen Vertreter, welche Furcht und Schrecken verbreiten dans l'empire même de l'imagination" .... Und in der That, auch hier machte sich der Realismus mit Furcht und Schrecken geltend. Denn schon war mehr als die Hälfte des Buchs, in einer Auflage, die man nach dem glänzenden Erfolg der „Corinna" auf 10,000 Exemplare genommen hatte, gedruckt, als die Gendarmen des Polizeiministers Savary, Herzogs von Rovigo, beim Verleger erschienen, die gedruckten Bogen mit Beschlag belegten und die Fortsetzung des Drucks untersagten. Für die zur Einstampfung bestimmten Vorräthe wurden 40 Louisd'ors bezahlt. Das Werk, als ein „unfranzösisches", wie es im Rescript des Ministers hieß, durfte innerhalb der kaiserlichen Staaten nicht erscheinen. Die Verfasserin erhielt den Befehl, binnen 24 Stunden Frankreich für immer zu verlassen. Erst einer Eingabe bedurfte es, einen Aufschub von acht Tagen zu erwirken. Es wurden ihr vier Häfen der französischen Küste genannt, wo sie sich einzuschiffen hätte. Erst 1813 erschien ihr Buch mit einer aus London datirten Vorrede. Der Tyrann, der sehr wohl nicht bloß den Druck, sondern auch die Ver-

breitung der ihm mißfälligen Schriften zu verhindern verstand, der nicht bloß die Verleger, sondern gelegentlich auch die Sortimenter erschießen ließ, hatte es erreicht, daß die Deutschen sich nicht zur Zeit ihres Elends an diesem Ehrenspiegel ihres besseren Werths erheben durften. Das Buch der Staël war in dem Geiste geschrieben, der zu Ludwig XIV. nach einer Niederlage, die er erlitten, jemand sagen ließ: „Ein König — und Thränen!" Jedes seiner Blätter sagte damals der geknechteten, zu gegenseitigem Brudermord angeleiteten, tiefhoffnungslosen deutschen Nation: „Ein Volk wie das deutsche — und Thränen!" — —

Besuchen wir ihr Grab.

II.

In letztverflossener Woche hatte sich der Frühling endlich auch am schönen Leman Einlaß erzwungen. Lange genug hatten ihn bald die scharfen Nordoste (vor deren heftigen, den Athem benehmenden Stößen sich die auf Hunderte von internationalen „Pensionen" vertheilte, überwiegend kranke Fremdenwelt an die äußerste Spitze der Halbmondsichel des See's, am Eingang zum Valais, unter den Dent de Jaman zu ducken pflegt), bald der böse Bornand, ein von den Gletschern des Montblanc losgelassener, aus den Schluchten Savoyens hervorbre-

chender Sturmgeist, zurückgehalten. Wonnige Tage brachen an. Nur spärlich für unser an das deutsche üppige Grün gewohntes Auge breiten sich unter den unabsehbaren, noch kahlen Weingebirgen (wie man hier statt Weinbergen sagen muß) die Wiesen aus; massenhaft aber waren auf ihnen die Veilchen ausgestreut, denen jetzt ein nicht minder reicher Vergißmeinnichtsegen folgte. Die Nägelchen der Hollunderblüthen sind erschlossen und würzen die Luft, wie der rothe Schmuck der Mandelbäume, der weiße der Kirschbäume und unter welchen Farben alles die Hoffnungen der wiedererwachten Natur in's Feld rücken. Hier, wo es den Ruf eines südlichen Klima's aufrecht zu erhalten gilt, hatten auch den Gedanken an den Schlummer der Natur Lorbeer, Cypresse und Taxus nicht aufkommen lassen. Unter Schnee und Regen hielten diese vor unsern Fenstern den immergrünen Stand. Erst jetzt, wo die heimische Natur wie mit klingendem Spiel zum Ersatz kommt, läßt der Lorbeer seine welken Blätter sinken. Sanft und still wogt im dunkelsten Blau der See. Durchsichtige Nebelgehänge umwallen die mittleren Lagen der Savoyer Alpen. Oberhalb hebt sich noch auf den Graten ihres Rückens der Schnee in blendender Weiße vom blauen Himmel ab; daß aber die Pfeile der Sonne ihre gewaltige Macht haben, sieht man an den Silberadern, die sich am zerklüfteten Gestein herniederziehen,

Schmelzwassern, die in behenden Sprüngen dem See zueilen. Das Gesammtbild von Sonne, See, Luft, Berg Thal ist zauberhaft, und die Reize, die immer wechselnden Mannichfaltigkeiten der Beleuchtung beschreiben sich nicht. Bei hohem Mittagsglanz, wenn auf einige Zeit die magische Scenerie unbeweglich festzustehen scheint, möchte man profan genug denken, sich an die Dekorationsmalerei eines Quaglio oder Deplechin erinnert zu fühlen. Selbst der zur Mehrung des Effects auf der Bühne herabgelassene, durchsichtige Gazeschleier fehlt nicht. Es soll diese Vergleichung eben nichts anderes sagen, als daß selbst die erhabenste, ursprünglichste Natur, um ganz schön zu sein, unsere Seelenthätigkeit in Mitleidenschaft versetzen muß, und nur gewinnen kann durch eine Ergänzung aus dem Bereich des künstlerisch gestaltenden Gefühls.

Um die nördliche Seite des Sees zieht sich die Eisenbahn wie ein Gürtel. Ihr sonntäglicher Frühzug war nur wenig besetzt. Die Kirchen oder, wie man hierzuland fast freimaurerisch sagt, die „Tempel" machen hier ihre Ansprüche auf Besuch nachdrücklich geltend. Engländer, Russen, Deutsche, Katholiken haben hier ihren besondern Gottesdienst. Secten, die man bei uns verfolgen und bitter quälen würde, versammeln sich in Privatzimmern und befriedigen ihre Andacht nach Bedürfniß. Vor allem aber ist es die große Rivalität zwischen der „Na-

tional-" und der „freien Kirche", die ihre Bekenner zu gewissenhaften sonntäglichen Hörern ihrer „Minister" macht. Unter der „freien Kirche" denke man sich aber keine Uebertragung der Lehren Ronge's auf die Lehren Calvins, sondern im Gegentheil die strengste reformirte Parallele jener altlutherischen Kirche, die in den Jahren 1817—40 dem hochseligen Gemahl der in jener schönen Villa dort unten am See wohnenden Fürstin Liegnitz, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, so viel Bekümmerniß bereitete. Der Unterschied der hiesigen Freigläubigen von den Staatlichgläubigen beruht auf sehr schwierig anzugebenden, in die Geselligkeit und sogar in die Politik eingreifenden Verhältnissen; im Dogma verfolgen beide dieselbe strenge Richtung. Ob dieser dem romanischen Schweizerland eigne starke Verbrauch an religiöser Erregung und Debatte eine Folge des Umstands ist, daß sich die hiesige Kirche immer noch als ecclesia militans betrachtet gegenüber einem durch Frankreich, Italien und das nachbarliche Freiburg, das viel Neigung zur Polemik hat, allerdings mächtig vertretenen Katholicismus, oder ob die Pädagogik, ein besonderer Nahrungszweig dieser Lande, einen betriebsamen Anbau des kirchlichen Lebens als eine Art gleich a priori vertrauenerweckender Bürgschaft für die vielen Bonnen, Gouvernanten, Pensionate anempfiehlt, ist schwer zu entscheiden. Das angeborne Naturell

der Bevölkerung, das im Grunde für die Würdigung eines so hohen religiösen Bedürfnisses den Ausschlag geben sollte, könnte unseres Erachtens höchstens durch eine reuevolle Erwägung seines schöneren Gegentheils auf so viel Liebe zur Religion geführt haben. Denn nirgends ist uns, wenigstens in den untern Regionen, eine so überschwängliche Freude an allen guten Dingen, die dem Menschen von Himmel und Erde gegönnt sind, vorgekommen wie hier. Zwischen den Weinbergen taumelnden Männern, ja ebensolchen Frauen zu begegnen, andere im kühlen Schatten von Hecken und Mauerwänden ihren Rausch verschlafend zu finden, ist eine tägliche Erfahrung. Der gallisch-romanische Sinn verläugnet sich auch hier an allerlei Burleskem nicht. Cafés chantants, Mummereien am hellen Tag, Aufzüge mit Trommel, Musik und phrygischen Mützen, resolute Soldatenlust schon vom Plan-Plan der Kinder an — man sucht mit Mühe die Mittelglieder zwischen diesen natürlichen Elementen waadtländischer Gemüthlichkeit und jener puritanischen Strenge, die sich bei so viel Liebe zum Buntscheckigen immer nur schwarz kleidet, ja die Eisenbahnstationen Cully, Lutry u. s. w., wo wunderlich geformte schwarze Frauenhüte aus- und einsteigen, erscheinen lassen wie die von Gnadau oder Düsseldorf, wo wir den Herrenhuterinnen und Diakonissen begegnen.

Lausanne ist in einer guten halben Stunde erreicht. Die alte Bischofsstadt ließe sich jenen Frauenphysiognomieen vergleichen, die man häßlich nennt, und die doch vielleicht durch ihr Auge oder blendende Zähne oder ihr Lächeln oder durch alles zusammengenommen, pikant wirken. Und seit James Fazy das alte dumpfe Genf in eine Pariser Demi-Monde-Dame mit falschem Chignon und mächtiger Crinoline verwandelt hat (die „Spielhölle" ist geschlossen), raffte sich auch Lausanne auf, hat aber das bessere Theil erwählt, und mehr die geistige Erbschaft Genfs angetreten, die gewissenhaftere Wahrung jenes spezifischen französischen Schweizerthums, das schon vor Rousseau's Zeiten eine besondere Nüance des französischen Geisteslebens bildete. Manche wissenschaftliche Unternehmung, die in dem immer weltstädtischer gewordenen Genf verkümmerte, hat sich nach Lausanne geflüchtet.

Wir lassen die Stadt mit ihrer trotzigen Burg, ihrer edlen Kathedrale — in deren gnadeverheißender Nähe die Blendfenster eines unmittelbar daran gelegenen Gefängnisses störend wirken — auf der Höhe. Binnen Kurzem soll eine atmosphärische Bahn, die in der Anlage begriffen ist, Ankömmlinge, die in Ouchy, unten am See, mit dem Dampfboot landen, und auf halbem Wege, die mit der Eisenbahn anfahren, urschnell auf die Höhe Lausanne's bringen. Der See und seine Ufer erweitern sich. Das

Dampfroß braust dahin unter dem Eindruck einer immer gleich wohlthuenden Wiederholung kleiner heiterer Städte, die mit Pensionen und Pensionaten gesegnet sind, mit dem Blick auf die immer näher rückenden Höhen des Jura, unter uns der See mit jenen seltsamen langen Furchen, die seinen blauen Spiegel zu unterbrechen pflegen, seinen weißen Segeln, deren heute nur geringe Zahl auf Sonntagsruhe deutet, mit seinem savoyischen Gegenüber, wo die annectirte bitterste Armuth einen neuen Aufschwung von Paris her erwartet. Graf Walewski, der Jockeyklub, die Haute Finance und jene Frauen, die jetzt Stöcke und Herrenhüte tragen (Herrenhuterinnen anderer Art), haben versprochen — mit Umgehung des in den Tuilerien wenig gut angeschriebenen Genf (Glais-Bizoins neuliche Aufnahme im Genfer Theater wird die Stimmung nicht gebessert haben) — ihr ganzes Sommerbedürfniß nach Poesie und Villeggiatur am südlichen Ufer des Genfer-Sees zu befriedigen; und in der That hat man schon begonnen, die allerdings mit den schönsten Kastanienwäldern besetzten Ufer, rechts und links der schäumenden Drance, mit Villen zu bebauen. Wenn die Kaiserin Eugenie geruhen sollte, Biarritz einmal mit den Bädern von Evian zu vertauschen, so wäre für die Schweiz eine Concurrenz eröffnet.

Coppet liegt schon hart in Sicht Genfs. Die Eisen-

bahn führt uns fast über die Wipfel seines Schloßparks hinweg. Die Geschichte des Orts (Coppet doch wohl ein römisches Caput?) ist alt. Die Gelehrten in Lausanne, welche über die erinnerungsreiche, bis in die Römerzeit, jetzt die Pfahlbauten, hinaufreichende Chronik ihrer Heimath gründliche Untersuchungen anstellen, mögen entscheiden, ob Schloß Coppet in der That, wie man versichert, von jenem von Grandson erbaut wurde, dessen geharnischtes Abbild mit abgehauenen Händen (vielleicht auch nur mit zufällig defecten) auf einem Grabdenkmal der Lausanner Cathedrale ausgestreckt ruht; die fehlenden Hände sollen von einem gottesgerichtlichen Zweikampf herrühren. Der gegenwärtige Herrensitz wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts von einem deutschen Grafen v. Dohna erbaut, einem Angehörigen jenes alten Geschlechts aus dem lieblichen Müglitzthal bei Pirna in Sachsen. Des Grafen Hauslehrer war hier in Coppet zwei Jahre hindurch Peter Bayle, der berühmte Dialektiker, dessen Scharfsinn unter seinem außerordentlichen Wissen litt. Es war in Bayle's jungen Tagen, als er im südlichen Frankreich auf einige Wochen katholisch geworden war, hierauf von Gewissensbissen gedrängt zurückconvertirte, und sich dann der empfindlichsten Ahndung durch die in solchen Dingen strenge Gerichtsbarkeit Ludwigs XIV. durch die Flucht nach der Schweiz entzog.

Noch eine andere Beziehung hatte Ludwig XIV. zu Coppet. Das Schloß kam in die Hände des Bankiers Högger von St. Gallen, welchem Ludwig XIV. 20 Mill. Livres schuldete. Der erste Versuch eines Rothschild scheiterte in trauriger Weise an den noch mangelnden Bequemlichkeiten des constitutionellen Systems. Die Börse, welche seit dem Spiel mit den holländischen Tulpenzwiebeln schon mit all ihren Wagnissen existirte und sich bei einem Ultimo in der Rue Quincampoix zu Paris um Differenzankäufe wegen Mississippi-Actien, wie jetzt nur die Berliner oder die Wiener, bis zu Thätlichkeiten versteigen konnte, ermangelte der Anlehnung an öffentliche Meinung und Stände. Die Prozesse des Gläubigers gegen seinen königlichen Schuldner und dessen Nachfolger endeten damit, daß sich der Aermste, bankerott wie er geworden, von St. Gallen nach Versailles bettelte, und dort, neben einer Zauberwelt von Pracht und Luxus, die theilweise mit seinem Geld geschaffen und unterhalten war, in einer Bauernhütte starb. In den schweizerischen Blättern finden wir öfters das Sprichwart „Travailler pour le roi de Prusse“ citirt; hieße es travailler pour le roi de France, so wäre für die Lexicographen hiemit eine Erklärung da. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erstand Necker von Genf, Germainens Vater, Coppet. Er athmete hier von seiner Sisyphusarbeit auf, Unmögliches möglich

zu machen, die französischen Finanzen zu retten, den stürzenden Wagen der französischen Monarchie noch eine Weile aufzuhalten. Zweimal legte er, ein Vorläufer der Lafitte und Casimir Perier, sein Portefeuille nieder. Als er es zum drittenmal übernahm, rettete ihn ein günstiger Stern vor dem Schicksal der Gironde, mit welcher etwa seine Grundsätze gingen. Seine Tochter bildete zu dem ehemaligen Buchhalter, dem Mann der Logik und der Zahlen, einen Gegensatz, wie Manon Roland zu ihrem Gatten. Pol weckt den Gegenpol. Die Staël, ganz Idealität, immer unter dem Einfluß jenes „Ueberschusses von Stimmung" wie sie den Enthusiasmus, die Schwärmerei, genannt hat; ihr Vater ein Rechner und leidenschaftlicher Administrator; Manon Roland (auch diese hatte in ihrem Wesen etwas Genferisches; ihr Vater war ein gebildeter Kupferstecher, der für die Uhrmacher Zifferblätter gravirte; er gab ihr eine aufgeklärte, halb gelehrte Erziehung), nicht minder ein leidenschaftliches stürmisches Herz, ewig bewegt und selbst im wüstesten Gewirr des Lebens immer noch das Große und Schöne allein festhaltend; ihr Gatte gehörte der physiokratischen Schule an. Roland hat in allem Ernst das Begrabenlassen der Todten widerrathen: aus unserer Haut könnte noch Leder, aus unserm Fett Brennmaterial gewonnen werden für die immer kostspieliger werdende Beleuchtung.

Kam man früher von Genf, so führte, hart am Seeufer entlang, eine aufwärtssteigende Platanen-Allee, durch ein von einer niedrigen Mauer begränztes Wiesengrundstück, in gerader Linie auf die herrschaftliche Wohnung, die, nach Demolirung der alten Burg, im Styl der Villen des endenden siebzehnten Jahrhunderts wieder aufgebaut worden ist. Links liegt eine kleine Erhebung, die mit einer förmlichen Waldwildniß und wie aller Pflege entbehrend bedeckt ist — ihre Bestimmung wird uns später erklärt werden — daneben, in desto sorgsamerer Hut, ein Gemüs- und Obstgarten mit einer Dependenz des Schlosses, die gegenwärtig zur Schule und zum Gottesdienst der Eglise libre bestimmt ist. Dann führt ein von Wirthschaftsgebäuden flankirter, durch einen rauschenden Brunnen belebter, von einem gewaltigen Neufundländer, der mit unheimlichem Ansatz auf den Besucher einspringt, bewachter Eingangshof zu einem mit Ziegeldächern, theilweise in abgestumpfter Thurmform, bedeckten Gebäude, dessen Längenausdehnung wieder der rechte Flügel des eigentlichen Schlosses ist. Die vordere Seite desselben, mit einem Balkon geschmückt, liegt dem See zugewandt, seine beiden Flügel bilden einen im Sommer mit Blumenterrassen geschmückten kleinen Hof, den eine stattliche, von künstlich gearbeitetem Schmiedeeisen geformte, mit Wappenkrone überragte Pforte vom kleinen Park

trennt. Noch erkennt man Ueberbleibsel der alten Burg aus einigen starken Mauerwällen heraus, durch deren Beibehaltung die herrschaftliche Wohnung dicht in den Weiler Coppet hineinragt. Unmittelbar begränzen sie die Scheuern und die Ställe des Orts, der im wesentlichen nur aus einer einzigen am See sich hinziehenden Straße besteht. Waren die auf den Balkon führenden Fenster und Thüren des Unterhaltungszimmers geöffnet und Frau v. Staël huldigte mit ihren Gästen ihrer Leidenschaft der Conversation, deren kunstvolle Handhabung sie für eine der wesentlichsten Proben eines feinen Geistes gehalten hat; so konnten die Gespräche Sismondi's, Constants, Châteaubriands, Schlegels, Chamisso's, Bonstettens, des Prinzen August von Preußen, der Récamier über die Wipfel eines schönen Kranzes von Platanen hinweg, der die Stelle eines Vorgartens vertritt, den Spionen Napoleons nur von Vortheil sein, auch bildend für die Bevölkerung wirken. In der That wird man romantisch angeweht bei einem etwaigen Morgenimbiß im Wirthshaus „Zur goldenen Orange", gegenüber dem Spezereigeschäft von — „Natural, Fils".

Im Innern des Schlosses genießt man die alte Poesie des Wohnens entre cour et jardin. Vestibules, Treppen, Antichambres, Empfangszimmer, alles, als wäre der Faubourg St. Germain von Paris an den Genfersee ver-

setzt. Auch eine „dunkle Geschichte" Westfalens von Levin Schücking könnte hier spielen. Ein kleiner Gesellschaftssaal mit Billard; zur Rechten das Unterhaltungszimmer mit dem gemüthlichsten Apparat von Divans, Fauteuils, Ecksesselchen, ganz ein Tempel für jenen Cultus der „Causerie", für welchen Frau v. Staël unter den deutschen Autoren nur Wieland ganz nach ihrem Geschmack ausgebildet angetroffen haben will; zur Linken ihr Arbeitszimmer, das mit seinem großen, fern vom Fenster, in die Mitte des Zimmers gerückten fachwerkreichen Schreibtisch eher dem Atelier eines Ministers gleicht — alles das ist in seinem frühern Zustande, mit den alten Tapeten, Teppichen, Sopha und Stuhlüberzügen, Spiegeln, Bildern und Kaminschirmen gelassen worden. Beim Anblick der gewaltigen Kamine, die diese hohen und weiten Räumlichkeiten erheizen sollen, und in Erinnerung an unsere eignen Pensionsrechnungen für „Chauffage" gedenkt man mit schauerlicher Ahnung des Augenblicks, wo auf unserer Mutter Erde, die sich ohnehin, trotzdem daß sie dort vom See und von den Bergen her so lieblich durch die Fenster grüßt, immer mehr abkühlt, die Wälder ausgeholzt und die Kohlenschachte abgefahren sein werden. Das Schlafgemach der Dichterin ist den Blicken der Neugier entzogen. Unten dagegen, im Erdgeschoß, wird ein „Schlafzimmer der Frau v. Récamier" gezeigt, worunter wohl zu verstehen, daß überhaupt

die bevorzugten Fremden hier ihr Nachtlager fanden unter einem wohlplacirten Himmelbett, umgeben von gewirkten Wandtapeten mit Zeichnungen, die in ihrem zusammengewürfelten, halb antiken, halb modernen, halb mythologischen, halb niederländischen Inhalt auf die Mannichfaltigkeit der Träume, wie sie uns durch die beiden Thore bei Homer zuzukommen pflegen, berechnet scheinen, gegenüber einer aus einer Menge kleiner Vierecke zusammengesetzten Spiegelwand, in welcher sich allerdings wohl am häufigsten oder glücklichsten die berühmte unveränderliche Schönheit der Frau v. Récamier, der Ninon de l'Enclos der Kaiserzeit und der Restauration, wiedergefunden haben mag. Alles das ist in seiner alten Weise unverändert; nicht eben mit den Spuren des bekannten imperialistischen, dem Zeitalter des Augustus sich anschließenden Geschmacks, sondern in dem ältern schäferhaft arkadischen der Rococozeit. Es war ein Act der Pietät, daß Frau v. Staël diese Anordnungen so ließ, wie sie die Besitzung von ihren Eltern überkommen hatte.

Im Vergleich mit der geringen Vorliebe für Quellenstudien, die man bei Schriftstellerinnen heutiges Tags antrifft, ist der Bibliotheksaal wahrhaft imponirend. Manche Benedictinerabtei wird keinen größern haben. Man betrachtet ihn mit dem ganzen intimen Interesse, das sich bei unsern Zeitgenossen, in einer für die gegen-

wärtige Literatur immer bedenklicher sich steigernden Progression, für „alte Bücher“ verbreitet. Wo mag der reiche Inhalt, der hier aufgeschichtet stand und gewiß auch für die französische Revolution werthvolle Ausbeute gewährte, hingekommen sein? Jetzt erinnert die Mehrzahl dieser Schränke an die portative Bibliothek des alten Marquis im „Vicomte von Letorières,“ der seine spirituosen Herzstärkungen in Gestalt handlicher Ausgaben des Horaz und Tibull bei sich führt. Da wo man Montesquieu und Voltaire erwartet, stehen Gläser und Porcellanservice. Nur die Bibliothèque Universelle de Genève füllt einen der Schränke in Hunderten von Bänden des alten zierlichen Halbfranz mit den sauber auf hellfarbigem Lederrücken golden ausgeprägten Titeln. In einem andern sieht man eine reiche Sammlung von Broschüren und Zeitschriften, sorgfältig zusammengelegt und des Buchbinders harrend. Kirchliche Erbauungsliteratur! So ändern sich die Zeiten. Schon die Tochter der Staël, die Herzogin v. Broglie, machte jenen Uebergang der Frau v. Krüdener vom Geist ihrer Mutter, deren Weise die fromme Kurländerin anfangs nachahmte, zur evangelischen Inspiration und Erweckung mit. Sie war eine religiöse Schriftstellerin.

Mannichfachen Stoff zur Betrachtung über die Charaktere und ihre Wandlungen, über Bleibendes und Ver-

gängliches im Zeitenstrom, bieten die in diesen Räumlichkeiten aufgestellten Bilder und Büsten. Vor allem fesselt Davids bekanntes, in häufigen Stichen wiedergegebenes Bild der Staël, dem sich, zur Ergänzung bei etwa angestellten physiognomischen Studien, Gruppenbilder, wo sie als Kind oder Mutter wiedergegeben, anschließen. Die berühmte Frau war nicht schön. Von ihrer Mutter, die einst so anziehend wirkte, die Voltaire, Gibbon entzückte, hat sie nur die Kleinheit und Rundung der Formen, vom Vater dagegen die hervortretende massige Stärke dieser Formen, buschige Augenbrauen, starke Nase, wulstige Lippen, gedrungenen Hals. Blutfülle und Leidenschaft ist der hervortretende Eindruck, den der Künstler, fast möchte man sagen, veredelt hat durch die Auffassung des Ganzen als Urbilds der Corinna. Ein eigen Ding ist es mit den Hüllen der „schönen Seele." Schon Hafis hat Herrliches gesagt über die Menschen, die wir häßlich nennen, und die bildschön vor Gott sind. Man versteht es nach diesem Porträt, warum Corinna in ihrer Liebe immer die Initiative ergreifen muß. Die Feuerspritze, mit deren Handhabung, im Grund äußerst komisch, der weltschmerzliche junge Engländer Oswald, der Held der „Corinne," gleich im Beginn eingeführt wird, hätte er auf's Capitol richten sollen, wo die Improvisatorin in ewigem Brande stand. Der Kampf des Geistes, das Ringen der Seele,

um sich bei so viel Materie doch im reinen ätherischen Licht zu erhalten, mag nicht gering gewesen sein. Halt und Stütze konnte jener fast knabenhafte unreife Schwede, ihr Gatte Staël-Holstein, dessen Bild ihr gegenüber hängt, in einer wunderlichen Ordenstracht, die fast an gewisse mysteriöse Gestalten im Großkophta und Wilhelm Meister erinnert, nicht gewähren. Ihres zweiten Gatten, des Italieners Rocca, Art und Naturell ersieht sich aus den Zügen seines Sohns, die allerdings von außerordentlich südländischer Schärfe sind, ohne die mildernden rundlichen Züge der Mutter, die sich auf die Gestalt der Großmutter zurückführen, deren gepudertes Köpfchen, ganz Esprit und siècle de Voltaire, ebenfalls in einem Bilde wiedergegeben ist. Madame Necker war eine Demoiselle Curchod aus Lausanne. Als Voltaire von Berlin entflohen war und drei Winter nacheinander in Lausanne wohnte, spielten die dortigen Dilettanten „besser als in Paris," wie Voltaire (nach einem unterrichteten Artikel im Wochenblatt Le Conteur vaudois) versichert haben soll, seine Tragödien auf einem Dachboden. Demoiselle Curchod gab die weiblichen Hauptrollen. Sie war die Seele der Gesellschaft, allbewundert. Gibbon, der in Lausanne, wie Peter Bayle in Coppet, vom Katholicismus, zu dem auch er so zu sagen seinen Eltern entlaufen war, auf Befehl seines Vaters bei einem Lausanner Geistlichen zurückconvertirte,

hatte sich sterblich in die junge Künstlerin, eine Pfarrerstochter, verliebt. Sie wählte die Hand des Genfer Kaufmanns Necker. Als sie später Ministerin und Mutter war, soll sie gegen ihre Tochter die Strenge selbst geworden sein. Es pflegt so zu gehen, daß Mütter, die große Erfolge hatten, diese nicht gern an ihre Töchter abtreten, oder der Vorwurf der Eitelkeit, den ihnen die Stimme des Gewissens machen will, verwandelt sich vor dem innern Bewußtsein in die höchlichste Belobung seiner selbst, daß man Neigungen in den Weg träte, deren Gefahren man selbst nur zu gut kennen gelernt hätte. Germainens Vater war gegen sie desto nachgiebiger. Die Tochter der Staël, Herzogin v. Broglie, wurde bald nach dem Tod ihrer eigenen 17jährigen Tochter gemalt. Die Züge der Trauer, die ihr Bild wiedergibt, würde sie vielleicht auch ohne diesen schmerzlichen Verlust getragen haben.

Aus dem Kreise der Freunde und Bekanntschaften der Staël muß für uns Deutsche ein schöngemaltes Bild A. W. v. Schlegels das fesselndste sein. Wir besitzen keine besonders in die Tiefe gehende Biographie des geistvollen Brüderpaars, dessen große Verdienste um die Literatur alter und neuer Zeit in literarhistorischen Werken mannichfach und gründlich genug gewürdigt sind, dessen persönliche, rein individuelle Entwicklung aber durch die

grelle Hervorhebung und Verurtheilung der Flecken ihrer beiderseitigen Charaktere nicht durchaus erschöpft sein dürfte. Im Leben des ältern Bruders sind im Grunde ganze Partieen dunkel geblieben, namentlich seine Pariser und die Coppet-Zeit; manches was vielleicht Varnhagen hätte mittheilen können, ist aus persönlicher Abneigung, die wohl eine gegenseitige war, unausgesprochen geblieben. Die Verachtung, die A. W. v. Schlegel als Professor in Bonn in Hülle und Fülle Menschen und Dingen zeigte, welche zu seiner Zeit (einige darunter in jeder) in unnahbarer olympischer Höhe strahlten (z. B. Schiller), hatte so wenig auf Anklang zu rechnen, daß sich der gealterte Sonderling vor Deutschland selbst aufgab, die Pflege seiner Vergangenheit, die sich die meisten Autoren doch in gewissen Jahren dringend angelegen sein lassen, vernachlässigte, und auf eine Anerkennung in einem Londoner gelehrten Journal mehr Werth legte als auf sämmtliche deutsche Literaturzeitungen. Die geckenhafte Schaustellung seiner Persönlichkeit zog ihn in den Strudel der Universitätsanekdoten, die von Bonn aus nach allen Richtungen sein Bild verkleinerten. Und doch ist die Eigenart, die ihn von seinen Umgebungen und den gänzlich nach 1813 veränderten Richtungen abhob, so bedeutend, seine Anmaßung, wenn man will, auf so viele bleibende Leistungen begründet, daß man auch bei ihm wohl anfangen könnte, von seinem

persönlichen Wesen, das — natürlich wider Willen — einen gelehrten Abbé des achtzehnten Jahrhunderts im diplomatischen Salon des neunzehnten erscheinen ließ, weniger Kritik als Analyse zu geben. Wenigstens nöthigen uns die scharfen, der Goethe'schen Art verwandten Gesichtszüge, die wir in dem Coppet'schen Bilde wahrnehmen, mit bezwingender Macht das Geständniß ab, daß wir es doch nur diesem Mann, seiner Shakespeare-Uebersetzung, seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur verdanken, wenn wir die Lessing'schen Theorieen, angewandt auf den Gang der Literaturgeschichte, die Unterschiede des Classischen und Romantischen, die Charakteristik der Dichtungsarten u. s. w., jetzt wie leichte Scheidemünze ausgeben. Verlangt man vom echten Kritiker, wenn er das Höchste und Seltenste ganz zu würdigen im Stande sein solle, eine Congenialität mit seinem Gegenstand, so scheint diese Bedingung in den Zügen dieses Kopfs in seltenem Grad gewährleistet. Nach keiner Richtung des menschlichen Strebens hin, selbst außerhalb des literarisch-künstlerischen Gebiets, scheint hier die Kraft des Verständnisses zu fehlen. Gewisse Velléitäten, lächelnde Eingeständnisse des Unvermögens und der Entsagung, die wie Streiflichter über die strengen Züge hüpfen und ihren Ernst mildern, stehen mit dem Winterpelz, in dem der

Maler den Verehrer der südlich empfindenden Herrin des Hauses wiedergegeben hat, in symbolischem Einklang.

Den kleinen Park, wo schon die Kastanienbäume vollbelaubt standen, epheuumwachsene Pappeln und Erlen im ersten keimenden Grün, belebten Amseln und Finken. Ein Mühlbach rauscht zur Rechten durch künstliche Rinnen und gewinnt durch Veranstaltungen von Fall zu Fall Kraft, um Bretter zu sägen, die in der Nähe zahlreich aufgeschichtet liegen. Die Wege, noch etwas verwildert und die Spuren des Winters tragend, führen in die Wiesen, Weinberge, Rapsfelder ringsum. In der Mitte der Baumanlage befindet sich ein wunderliches Ungethüm, vielleicht eine Satire auf die Manie der orientalischen Studien, die nach Bonaparte's ägyptischem Feldzug aufkamen, eine Eremitage in Form eines riesigen strohbedeckten Zuckerhuts, die Pforte bewacht von zwei gräßlichen, roth und schwarz angestrichenen Phantasie-Hermen aus Holz, die Häupter verzerrte Eulenköpfe, die Füße aufgerichtete Spatzenschwänze. Möglich, daß bei glühender Hitze die vom dunkeln Innern gewährte Kühle zur Romantik des ländlichen Aufenthalts gehörte. Das Gold wurde bekanntlich bei den Alten auch von fabelhaften Greifen und Drachen gehütet.

Und das „Grab" unseres hundertjährigen Geburtstagskindes? Hier unter dieser Pyramide von Stroh kann

es nicht sein. Auch in dem Erdwall am Ende des Parks nicht, wo eine verschlossene Thür sich ohne Zweifel dem Koch des Hauses öffnet und in den Eiskeller führt. Hat das Schloß, dessen Räumlichkeiten noch ausgedehnt sind, eine Kapelle? Die Broglies sind katholisch, die Staël war reformirt. Oder liegt sie auf dem Kirchhof des Orts bei den andern guten Christen begraben? ... Jetzt erhalten wir die Erklärung jener Wildniß, welche uns beim Eingang so aufgefallen war. Die Staël hat sich ein Grab gewählt, das halb an das Platen-besungene Grab im Busento, halb an das Mausoleum Hadrians, die Engelsburg, erinnert. Leben und Tod sollte es zugleich bezeichnen, Sichtbarkeit und Unzugänglichkeit. Inmitten eines Mauerrings ohne Pforte, von Tannen, Buchen, Pappeln eines völlig abgesonderten Gehölzes überwachsen, verschließen zwei Gräber die sterblichen Reste der Staël und ihres zweiten Gatten, des Herrn v. Rocca. Niemand darf diese Einfriedigung betreten. Wild wachsen darinnen Baum und Busch, Blumen, Moos und Unkraut durcheinander. Wurm und Schmetterling, Vogel und Eidechse können sich darin ergehen nach Gefallen. Drüber waltet der Baldachin des Himmels mit den Sternen der Nacht; die Säulen, welche ihn tragen, sind der Jura, der Salève, der große Molé. Kein enger Sarg schließt das weite Herz ein, das verhältnißmäßig früh zu schlagen

aufhörte, und doch ist seine Asche nicht in alle Winde zerstreut. Man hat hier die Pyramide der Wüste, den Aschenkrug der Via Appia und die mondbeschienene Harfe Ossians in den flüsternden Wipfeln der Bäume beisammen. Romantischer Traum der Berechnung! Hundert Schritte weiter die — Eisenbahn dem See nahegerückt, und die Expropriationsgesetze hätten diese seltsame Grabstätte, die sich gegen den Glauben an ewige Vernichtung sichtbar wehren zu wollen scheint, unbarmherzig durchschnitten.

Natürlich war auf die Säcular-Erinnerung auch nicht ein einziger Blumentopf in Coppet eingerichtet! Die Jalousieen waren, wie immer, wenn die Herrschaft in Paris ist, herabgelassen. Da gab es keine festlichgekleidete Schuljugend; kein Blumenkranz schmückte die Pforte; kein Comité in schwarzem Frack und weißen Handschuhen bewillkommte im Bahnhof ankommende Sängerchöre und begleitete sie auf eine mit Flaggen geschmückte Festtribüne.... Diese Schweizer halten zäh am Augenblick und gehen nur mit den veränderten Münzstempeln der Zwanzigfrancsstücke vorwärts. Ja, wo einst ihr Morgenstern die Tyrannen und die Fremdlinge niederschlug, da jubelt wohl auch die eidgenössische Erinnerung hochauf; sonst aber müssen die Herren Minister der verschiedenen Eglisen erst die Anregung geben, ob außer den heurigen Wahlen und

der Emancipation der Neger sonst noch etwas die besondere Aufmerksamkeit des Volks beschäftigen darf. Hier, einer so heidnischen Vergangenheit und den dermalen überwundenen Standpunkten der Unchristlichkeit angehörenden Frau zu Gefallen hätte erst zu viel vergeben und vergessen werden müssen, ehe zu einem Merkzeichen der Erinnerung die Erlaubniß gekommen wäre. „Es ist heute Sonntag!“ hieß es fast ablehnend im Munde der Beschließerin, als sich der einzige Säcularfestbesucher Coppets durch den Neufundländer gemeldet hatte! Der Sonntag hieß aber Jubilate, und der Evangeliumstext war die Auferstehung, und so konnte denn doch einer für alle opfern, er wurde zugelassen. Die Angehörigen großer Namen pflegen mit dem alten Diener in Bauernfelds „Deutschem Krieger“ zu sagen: „Man gewöhnt's“.

Und das Haupt der Familie, der alte Herzog von Broglie, muß allerdings ein schwacher und vergeßlicher Herr geworden sein. Man ersah sein hohes Alter in dem Arbeitszimmer seiner Schwiegermutter. Neben einem gelbüberzogenen Sopha, worauf sie sich oft mag ausgeruht haben, wenn sie einen Brief der Delphine oder ein Capitel der Corinne fertig geschrieben hatte, steht ein Rollsessel mit einem sinnreich praktikabeln Schreib- und Lesepult. Wenn man hört, daß auf diesen kleinen Rädern der ehemalige Minister Louis Philipps umhergefahren

wird, der Präsident der Akademie, ein Geschichtschreiber des sinkenden Rom, Haupt der Doctrinäre, so lange seine Ueberzeugungen mit Guizot gingen — später trat eine Verbindung mit Thiers ein — so erblickt das Auge auf diesem Schreib- und Lesepult die Chronik einer Zeit, die wir die schöne poetische Jugend des constitutionellen Lebens nennen müssen, die Geschichte der Kämpfe, die wir mit ihren heißen Anstrengungen, ihren spannenden Hoffnungen und Enttäuschungen mitdurchlebten, Gefühlen, die vielleicht die Herzen nicht so leer gelassen haben, wie unser gegenwärtiger Kampf zwischen Lüge und Wahrheit. Die Söhne des Herzogs nehmen an dem letzteren Theil. Der eine, Mitglied des gesetzgebenden Körpers in Paris, hat sich, wenn man nach dem officiellen Compte rendu analytique der Blätter schließen darf, mit der Macht der Actualitäten vollständig abgefunden. Seine Vota klingen ganz so staatsweise, ganz so von der Nothwendigkeit der sogenannten providentiellen Menschen und neuer Gesellschaftsbegriffe überzeugt, als hörte man den „Herzog v. Persigny" sprechen, dem neulich der arme Thiers, man hätte darüber weinen können, in der Kammer seine gelehrte Vorlesung über die Geschichte des constitutionellen Systems und die Theorie von der Theilung der Gewalten hielt, rein wie eine Schul-Chrie in usum Delphini, einen zitternden Eiertanz mit verbundenen Augen. Der andere

Sohn steht in Toulon bei der Marine. Auch die Schwiegertochter der Staël, Gattin ihres Sohns, soll noch leben. Doch — man belächle deutsche Sentimentalität, die trotz der Abonnements dieser neuen Frau v. Staël auf ein Dutzend von Erbauungszeitschriften an einer solchen Stelle keineswegs die Welt verändert sieht, keineswegs der Gegenwart, und wenn sie von noch so vielen Orden und Brillanten hier oder Heiligenscheinen dort wiederstrahlt, gestattet, zur Vergangenheit zu sagen: Du hast dich überlebt! Ein Geisterhauch weht uns auch hier nicht kalt, sondern glühend heiß an wie blühendes, empfindendes, handelndes Leben. Das ist der Zauber des genius loci. Der Wächter auf der Zinne einer Burg stößt ins Horn, als sollten über Wald und Berg geharnischte Mannen klimmen, an ihre Schilde schlagend mit Schwertern, die unter den Hohenstaufenfahnen kämpften — und ein Lichtschimmer, der das Fenster einer einsamen Dachstube erhellt, vergegenwärtigt uns Dichter und Denker, als sähen wir nicht von ihnen die Bücher, die vielleicht mit Staub bedeckt in einer Bibliothek modern, sondern den urgegenwärtigen Augenblick, wo sie ihre Feder schrieb. So auch kann uns die Gegenwart erscheinen wie schon nachgeborne Zeit, die rinnende Stunde, die um die Vergangenheit trauert, selbst schon wieder dahingegangen, und was in ihr lebt, Schatten, Bild und Nebel geworden — —

Hier aber sind keinem der einst hier gesprochenen großen Worte die Flügel des Lebens genommen; noch brennen die glühenden Farben, mit denen Künstlerhand die menschlichen äußern Erscheinungen festhielt. Es sind Funken des göttlichen Lichts, die unzerstörbar sind. Diese geöffneten Lippen sind beredt, diese Wangen können lachen, diese Augen weinen; zahllose Herzen stimmen in Gedanken und Empfindungen ein, die eine ganze Epoche bewegten, Gesetze des Urtheils, des Geschmacks vorschrieben und fortzeugend bis auf uns herab wirkten. Nie wird die Einbildungskraft erlöschen, wenn ihr Feuer durch Pietät geschürt wird. In den Katakomben Roms, in den Sälen des capitolinischen Museums leben Paulus, Petrus, Augustus, Livia, Drusus, wie im Braccio nuovo des Vaticans Rom und Griechenland nicht untergegangen sind. So sitzen auch hier auf den alten Sesseln mit den verschossenen Ueberzügen, in den weiten Röcken mit den hohen Krägen und breiten Rabatten, den mächtigen Halsbinden, den gelben Stulpen an den hochgehenden Stiefeln, die Opponenten Napoleons, Wahrer der von ihm verachteten Menschenwürde und der gefesselten Völkerfreiheit, Frauen darunter, die den sinkenden Muth der Männer anfeuerten und das Palladium natürlicher Unbefangenheit, dieser Reglerin aller Weltverwirrung, bewahrten. Die Welt, die sich hier einst bewegte, ist eine Culturgruppe, die in ihrer organi-

schen Zusammengehörigkeit an unzerstörbarer Dauer dadurch nichts verlieren kann, daß zu ihr der Lorbeer gehört, dessen Blätter welken, die Nachtigall, die zu schlagen aufhört, Frauenzauber, der mehr als jedes andere Schöne auf Erden dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen ist.

Ab und zu ist es allerdings eine Pflicht der Generationen, dieser Wiederauferstehung, die an sich im Schooße der Geschichte wohlgeborgen ist, mit menschlicher Kraft nachzuhelfen. Ist dieß bei unsern Lesern durch unsern Bericht zu Gunsten einer Frau möglich gewesen, die sich durch ihr glänzendes Talent nicht bestimmen ließ, vor allem die wünschenswerthen Ziele des Lebens nicht allein in dem zu finden, was ihr wohlthuend und worin sie Siegerin war, sondern weit mehr in dem, was sie mit Schmerz entbehrte und worin sie sich unterliegend fühlte, so wäre sein Zweck erreicht.

Zwei Gefangene.

In Literaturgeschichten kann man lesen, daß der Verfasser dieses Buchs vor vierunddreißig Jahren eine literarische „Jugendsünde" mit „einigem Gefängniß" abzubüßen hatte. Nur vier Wochen sollten es sein, die ihm vom großherzoglich badischen Hofgericht in Mannheim zum Nachdenken fern von seinem damaligen Wohnort Frankfurt am Main „vergönnt" wurden, aber die vorausgegangene Untersuchungshaft machte zwölf daraus. Es war Winter, die Zelle konnte geheizt werden, das Nachdenken bekam mir im Ganzen recht wohl.

Als mir die nicht unfreundlichen Wärter die Geschichte meiner „Bleikammer" erzählt hatten, die Art, wie meine Vorgänger, wenigstens die aus jüngster Zeit, darunter einige „Hambacher", die vor den frankenthaler Assisen gestanden hatten, unter Anderen Jakob Venedey aus Köln,

ihr Loos ertrugen, und auch ich mich an meine Lage gewöhnt hatte, an die grauen Wände, die Eisenstäbe, einen kleinen, im Innern des sogenannten „Kaufhauses" gelegenen Hof, da vernahm ich eines Tages ein ungewöhnliches Rasseln an den beiden Eingangsthüren der Zelle. Ein Antichambre lag noch vor meinem Drawing-Room. Mit anderen Worten, ich hätte als zweiter „Trenck" zwei Thüren zu durchbrechen gehabt.

Zum Rasseln mit den Riegeln und an den Schlössern gesellte sich ein lautes Peroriren. Man hatte mir eine Geschichte von einem meiner Vorgänger erzählt, der sich nur mit äußerster Anstrengung in die einsamen Mauern hatte einführen lassen wollen, sich der Länge nach auf den Boden warf, mit Händen und Füßen um sich schlug und mit diesen ungefügen Geberden mehrere Tage zubrachte, man sagte, um sich zu unterhalten, er konnte die Einsamkeit, das abstrakte Aufsichselbstbezogensein, womit nach Hegel alles „Nachdenken" anfängt, nicht ertragen. Sollte mir ein solcher neuer Krakehler Gesellschaft leisten oder wer war der Unhold, der beinahe im Ton Karl Moor's die Menschheit eine falsche, heuchlerische Krokodillenbrut nannte, Gott und mehrere Heilige zur Betheuerung seiner redlichsten Absichten anzurufen schien und die Anordnungen der Gerechtigkeitspflege des Großherzogthums Baden „dem Haß und der Verachtung" preisgab, wie schon damals

der technische Ausdruck der konstitutionellen Staatsanwalte lautete. Denn des Verlagsorts meiner „Jugendsünde" wegen war ich auf das Gebiet des damaligen konstitutionellen Versuchsfeldes, auf Rotteck's und Welcker's Terrain gerathen.

Die Thür wurde aufgerissen und ein noch jugendlicher, nicht großer, behende gebauter Mann mit markirtem Gesichtsausdruck stürzte herein, beachtete mich, der ich im damals modischen, geblümten, sogenannten warschauer Schlafrock erwartungsvoll auf die Dinge, die da kommen sollten, in eine Ecke an den eisernen Ofen trat, nicht im Mindesten, sondern setzte seine räthselhaften Beschwörungen unsichtbarer, mir nicht sofort geläufiger Geister mit heftigen Gestikulationen fort, während er in dem engen Raum auf und ab lief wie ein eben aus dem großen Dressurkäfig einer Menagerie in seinen eignen wieder zurückgelassener Panther.

Es war gleichsam die Beschwörungsscene aus „Faust". Nur umgekehrt. Ich, der einsame, grübelnde Laborant hinter dem eisernen Ofen, der seine Jähhitze ausglühte, immer länger und länger werdend vor Spannung und Neugier, mein „Incubus! Incubus! mache den Schluß —!" für mich selbst, mehr in Gedanken als laut aussprechend und der „fahrende Scholast" hin- und herrennend, wie die Darsteller des Faust zu thun pflegen, wenn sie sich schier die schöne, langwallende Perrücke ausreißen möchten

vor Ungeduld über den sich bäumenden und aus allen Nüstern Qualm entsendenden Pudel. Der Moment, „der Kasus macht mich lachen“, wo die Darsteller in der Regel wirklich so albern lachen, als wenn es alle Tage passiren könnte, daß aus Pudeln Menschen springen, war noch nicht eingetreten.

„Ich sollte durchgehen wollen —? Schändlich — Ha! diese Bande —! Was sind denn lumpige dreizehnhundert Gulden —! Freilich wenn man sie gerade nicht hat — Aber darum mich auf Nummer „Sicher“ bringen —! Das ist dieser Musterstaat —? Das das Land der konstitutionellen Freiheit —? Rotteck, Welker, Itzstein —! Hört meinen Fluch! Ich sage: dreizehnhundert Donnerwetter sollen in solche Gerichte schlagen —!“

Um meinen „Warschauer“ vor'm Versengen zu retten, trat ich etwas in den Vordergrund und erlaubte mir als gegenwärtiger, doch mehr oder weniger betheiligter Einwohner dieser Zelle, jedoch mit einer gewiß sehr leidenden und seit jener Zeit mir fast zur andern Natur gewordenen elegischen Stimme, die Frage:

„Darf ich bitten —?“

Ich meinte: Aufklärung —! Zweck, Stand, Name, Charakter —! Was wollen Sie bei mir? Haben Sie gemordet — geraubt — oder was steht Ihnen hier zu Diensten?

Man hatte den Panther einfach hereingelassen und hinter ihm wieder zugeschlossen. Beide Thüren, auch die des Antichambre.

Der Anzug des mir zugedachten Gesellschafters ließ gerade auf keinen Vagabunden schließen. Im Gegentheil, mein Störenfried war ein Elegant. Allmälig verstand ich etwas von seinen Apostrophen an die ewige Gerechtigkeit. Die Entrüstung, die ihn in fortgesetzten Malicen gegen die Paragraphen der badischen Gerichtsordnung sich ergehen ließ, galt der Voraussetzung, daß er hätte „durchbrennen" wollen und wahrscheinlich um dreizehnhundert Gulden, die mein Mann für eine Kleinigkeit ansah. Denn auch das Wort „Bagatelle!" war schon in der Antichambre ein Dutzendmal so über seine Lippen gekommen, wie etwa Percy Heißsporn bei Shakspeare ruft: „Bagatell, Bagatell!" Sein Rock war nach neuestem Schnitt, die Stiefel waren lackirt, die Handschuhe vielleicht eben erst auf einer anderen Seite des äußerlich vier- und innerlich in seinen Zwecken vielseitigen mannheimer Kaufhauses gekauft, der Hut feiner Kastor, über den linken Arm, und diesen deßhalb beim Fuchteln etwas hindernd, hing ein pelzbesetzter Ueberzieher. Ohne Zweifel, dachte ich, ein Jünger Merkur's, der einen Wechsel nicht zur Verfallstunde honorirte, oder ein mannheimer Permissionist, der dieser schönen Stadt von auswärts zu-

gezogen ist und einen unbeschränkten Credit in Anspruch genommen hat, der zuletzt wegen mangelnder Deckung die Geduld eines Schneiders, Weinhändlers oder Hoteliers erschöpfte.

Endlich schien der Fremde doch zu bemerken, daß er nicht allein war, oder richtiger gesagt, es entfiel ihm ab und zu beim Herumrennen und Deklamiren gegen einen noch immer für mich in Dunkel gehüllten Repräsentanten der „Krokodillenbrut" ein flüchtiger Wink, ein parenthetisches Zugeständniß, eine gleichsam in Klammern gegebene Anerkennung, daß er vollkommen wüßte, wo er wäre, und daß neben ihm noch ein anderes menschliches Wesen athmete. Auf meine fragenden Mienen und ein meinerseitiges jeweiliges: „Ich darf wohl bitten —!" flog mir aus dem Sturm des Wortdurcheinanders ab und zu ein „Gleich" — „Nur noch einen Augenblick" — „Ich werde sogleich die Ehre haben" — ja zuletzt sogar die Versicherung entgegen, daß mein Leidensgefährte vollkommen die Adresse wüßte, mit welcher er eingeschlossen war. Denn wenn er mitten in Wendungen wie: „Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen — haha, ich spiel' ihm auf!" — Oder „Ha, sie sollen mich hier bis an den jüngsten Tag auf Staatskosten füttern — Methusalemsalt will ich werden — aber auf eure Kosten!" — zuweilen seinen Kopf zur Ofengegend richtete, wohin ich mich noch

immer wieder zurückgezogen hatte, so unterbrach er sich doch endlich schon mit dem Wort: „Sogleich, Herr Doktor!" — und zuletzt sogar mit einem noch eingehenderen und freilich meine Spannung nur noch höher steigernden: „Warten Sie, bitte, noch zwei Minuten! Grade zu Ihnen habe ich gewollt —!" — „Aber Schufte, Schurken, Verläumder sind's!" Dieser Ausbruch verdrängte wieder die gute Regung, die Enthüllung vollständiger zu geben. Erst mußte er, so schien es, seinen Zorn und Aerger ganz hinunter kämpfen und die im Zuge befindliche Leidenschaft bis zum endlich gebrochenen matten Flügelschlage bringen.

„Herr Doktor, Sie werden denken, daß ich nicht recht bei Sinnen bin!" hieß es endlich, und ein angenehmes Lächeln glitt über die Gesichtszüge des Fremden, der jetzt still stand, zu mir heran trat und mir die Hand bot.

„Bitte — thun Sie sich keinen Zwang an!" sagte ich. „Ich bemeistere meine Wißbegier!"

„Nein, jetzt bin ich ruhig, ich finde mich in meine Situation und sehen Sie, ich kann auch schon wieder lachen!"

Dabei lachte er aus Leibeskräften und beinahe konvulsivisch und in allen Tonarten. Er begann vom Lachen des Spottes, steigerte sich zum Lachen der Selbstironie und endete mit dem Lachen jenes höheren, verklärten

Humors, der die Welt für eine Nußschale ansehen kann, die zum Vergnügen kindlicher Götter im Aethermeer schwimmt. Der letzte Ton, den er dabei von sich gab, war eine in höchster Höhe endende Lachkadenz, die zuletzt in der Kehle erstickte und etwa sagen sollte: Nein, es ist denn aber doch wirklich unerhört —!

Ich war vorbereitet, jetzt Aufklärung zu erhalten. Mein Gesellschafter unterbrach seine bisherige Redeweise und fing an — zu schwäbeln:

„Ich muoß Ihne saage, Herr Doktor, da Sie sich doch auch für die Konscht interessire, die dramat'sche, daß es hier in dieser Schtadt „Mannem", die aus lauter Quadraate aufgebaut ischt, einen Kavalier giebt, der sich Graf von Luxburg nennt, einen nahen Ahnverwandten von dem Graf Balken, dem in der Schachmaschine, wenn Sie das Stuck v'leicht kenne sollte! Außerdem gibt's da — (jetzt sprang der Sprecher in die pfälzische Mundart über) „ä Comidé, Deadercomidé, wisset Sie, wo wir doch hier in Mannem, wir Peltzer, den Geschmack mit Löffle gfresse hawwe, schon von dene Zeite her, vom Iffland dozumol und dem Daalberg do, ei Sie kennet doch wohl unsern große Daalberg, wo dozumol der große Mäcän gewesen ist vor den Schiller, daß der aach driwwe in Sachsehause bei Frankfort hätt' beinahe wolle üwer di Brick in de

Main hinunnerspringe vor lauter Freide und Jammer üwwer die Mannemer Konschtpflege —?!"

Dem immer gelassen Zuhörenden, der seinem Gast einen der beiden im Gemache befindlichen Schemel zum Sitzen zugerückt hatte, klärte sich jetzt auf, daß er einen Schauspieler vom „Hof- und Nationaltheater" zu Mannheim — wie der Fremde das Bindewort scharf accentuirte, indem er hinzufügte: „Mer sein drum käns von beedem — „weder Hof noch National" — vor sich hatte. Der Intendant desselben, der die großherzoglichen Ansprüche vertrat, und das Komite, das die Rechte der städtischen Verwaltung wahrte, hatte meinen nunmehrigen Leidensgenossen verhaften lassen unter dem wahrscheinlich nicht unbegründeten Vorgeben, daß derselbe sein Engagement ohne Abwickelung einiger noch unerledigter Schwierigkeiten zu verlassen beabsichtigte. Eine Gastspielreise des Gefangenen nach Hamburg war vom günstigsten Erfolg für ihn begleitet gewesen. Er hatte am Stadttheater bei den beiden berühmten Direktoren und Schauspielern Friedrich Ludwig Schmidt und Karl Lebrün eine neue Stellung für sich und seine Gattin gewonnen. In Mannheim war man vollständig darauf vorbereitet, zwei höchst beliebte Darsteller zu verlieren, glaubte aber gewiß zu sein, daß sich Beide entfernen würden, ohne einen aus der Theaterkasse empfangenen Vorschuß von dreizehnhundert Gulden

berichtigt zu haben. Um der Gedächtnißkraft des Künstlers, der demnach Mannheim so wenig zu schätzen wußte, nachzuhelfen, hatte man ihn auf die Polizei gefordert, ihn ohne Weiteres hier zurückbehalten und gebeten, so lange mit einem Sperrsitz in der Staatsverwaltung vorlieb zu nehmen, bis die genannte Summe gezahlt wäre. Keine noch so hoch und theuer gegebene Versicherung, die Summe würde von Hamburg aus sogleich berichtigt werden, half. Graf Luxburg und die Herren vom Komité wollten baares Geld sehen. „Sie wissen, daß ich das Geld zahlen kann, diese Herren," versicherte der Künstler; „sie wissen, daß es mir von meiner hamburger Gage abgezogen werden wird — nein, es ist eine reine Chikane, weil ich die Ehre nicht zu würdigen wüßte, auf einem Theater zu stehen, wo die ‚Räuber' zuerst gegeben worden sind und jeder Schoppenstecher Abends im Wirthshaus ein geborener Kunstrichter ist!" Um eine Zerstreuung zu haben und sein „schaudervolles, übrigens lächerliches Loos" mit einem ebenfalls „reine Märtyrerschaft" erduldenden anderen freien Charakter zu theilen, hätte er gefragt, ob er nicht wenigstens mit mir in ein und dasselbe „Loch gespunnt" werden könnte, welches ihm denn auch gnädiglich und lachend (denn lachend geschah die ganze Prozedur seiner Einkerkerung, schon der außerordentlichen vis comica des beliebten Schauspielers wegen) bewilligt wurde. Meiner

Zustimmung hatte er gewiß zu sein geglaubt. „Denn," sagte er, „Langeweile sollen Sie bei mir nicht haben und amüsiren wollen wir uns beide, Sie den Pfaffen und dem Bundestag, ich dem Grafen Luxburg und dem ganzen mannheimer Komité zum Trotz." Mein Leidensgefährte war Theodor Döring.

Damals war der später so berühmt gewordene Künstler etwa dreißig Jahre alt. Ich zählte dreiundzwanzig. Die Bühne hatte mir bis dahin fern gestanden. Berliner Jugenderinnerungen galten wohl manchem im königlichen oder königsstädter Theater empfangenen Eindruck, aber eine regelmäßigere Beziehung zur Bühne hatte ich erst in München und Stuttgart gehabt. In Stuttgart waren mir Seydelmann und Moritz persönliche Freunde geworden. Dem Letzteren, der sich zum ersten Mal als Hamlet versuchen wollte und die Stimmung des: „Wie schaal, ekel, unersprießlich ist doch das ganze Treiben dieser Welt!" nirgends mehr als bei einem Gefangenen voraussetzte und deßhalb ein „Durcheinander von allerlei Hamlet-Winken" von mir zu erhalten wünschte, hatte ich soeben über „Sein und Nichtsein", „Geh' in ein Kloster —!" und sonstige Lichter der Hamletrolle eine lange Expectoration geschrieben. Dilettantische Dramaturgie à la Franz Horn und Gervinus. Der Sinn und die Theilnahme für die Bühne war die regste, aber der Trieb des

Schaffens wandte sich noch andern Richtungen zu, den allgemeinen Zielen der damaligen sozial-politischen Gedankenwelt, für welche die doppelt und dreifach censurirte damalige Bühne keine Anknüpfungen bot.

Draußen tobte der Novembersturm und rüttelte an den Schiefersteinen, womit die nahen Dächer bedeckt waren. Der Regen schlug an die kleinen, mit Blei gefugten Fensterscheiben. Zuweilen prasselte es vom sich lösenden Kalkbewurf den Schornstein herunter, der eine Oeffnung in einem unbenutzten Kaminloch hatte, das sich zu einem Fluchtversuch verwenden ließ, wenn man etwa Lust verspürte, in den Irrgängen seiner Windungen zu ersticken.

„Das soll uns Alles nicht anfechten!" sagte Döring, auf das Wetter und die Klause, die uns schützte, blickend. „Wir wollen uns schon unterhalten!"

Schon hatte er Auftrag gegeben, daß ihm sein Bett gebracht wurde, seine nöthigen Bedürfnisse zur leiblichen Pflege, vor Allem seine regelmäßige Verköstigung, und diese letztere so beschaffen, wie sie ein Gourmand mit der Devise: „Wenig, aber gut!" vorauszusetzen pflegt. Er seufzte: „Mein armes Weib!" Damit wollte er sagen, daß sich seine Gattin nicht minder von dem Druck des tragischen Geschicks in einem der mannheimer „Quadrate" (die Stadt ist in lauter Vierecken gebaut) jetzt durch Verwünschungen des mannheimer Hofgerichts, des Komités,

und vor Allem des Grafen Luxburg, „des Erfinders des Pulvers und Seitenstücks zum Grafen Balken in der Schachmaschine" erleichtern, besonders aber auf's Eifrigste bedacht sein würde, erstens für eine mehr oder weniger entferntere Zukunft die Frage der dreizehnhundert Gulden mit einem in's Vertrauen gezogenen Advokaten, zweitens für die nächstnächste Zukunft mit ihrer Mutter und ihrer Magd die Frage des Mittagessens und eines gefüllten Flaschenkellers zu erörtern. Jedes Geräusch, das an sein Ohr schlug, schien ihm der Ankunft seiner sehnlichst erharrten Gattin und der Zufuhr von Lebens- und Erhaltungsmitteln zu gelten. „Hermann, mein Rabe —!" Die ganze Sehnsucht des „alten Moor" lag in seinen Gesichtszügen, über welche sich allmälig eine gewisse Wehmuth verbreitete. Ich konnte letztere allerdings auch auf mich selbst beziehen. Denn voll herzlichen Antheils und mit einer nur durch die Rücksicht auf das Zeitalter Metternich und der Mainz-Munkatscher Einkerkerungen, in welchem wir damals lebten, gemilderten jeweiligen Rührung und Betroffenheit über die Strenge der Preßmaßregelungen selbst in dem damaligen Musterstaat des Konstitutionalismus, dem „freisinnigen" Baden, nahm er die Geschichte meines Preßvergehens, verübt durch den Roman „Wally, die Zweiflerin", aufmerksam und den besten Ausgang aus dieser „reinen Lächerlichkeit" wünschend entgegen.

Bald ergab sich für unser freiwillig-unfreiwilliges Zusammensein ein besonders behagliches Moment der Uebereinstimmung, das sich durch den Ausruf: „Was? Sie sind ein Berliner? Und wir sind Landsleute —?“ und in einem sofortigen Uebergang des Dialogs in die weiche, milde, heimatliche Sprache des „Na nu!“ und „Ach Herrje!“ kundgab.

„Kennen Sie Quitteln unter der Stechbahn?“ fragte mich mein mir jetzt noch näher gerückter Leidensgefährte.

„Neben Josty! Was werd' ich nicht!“ lautete die Antwort.

„Nun sehen Sie, Doktor, da bin ich Commis gewesen! Eigentlich heiß' ich Häring!“

„Kein poetischer Name, wie schon Wilibald Alexis bewiesen hat.“

„Das ist mein Vetter! Aber Alexis war mir denn doch zu hoch! ‚An Alexis send' ich Dich — sang man ehemals zur Guitarre. Nein, ich nannte mich: Döring! Aber das ö scharf hervorgehoben! Voll! Tönend! Döring! Wie ‚Ewige Götter!‘ in der Tragödie!“

„Dennoch wurden Sie Komiker?“

„Was? Komiker?“ sprang mein neuer Freund entrüstet auf und warf dabei den Schemel und beinahe den Schreibtisch und daneben meinen großherzoglich badischen Wasserkrug um. Die noch jetzt dem gefeierten Mimen

eigene Reizbarkeit, wenn ihn Jemand vorzugsweise einen Komiker nennt, regte sich schon damals. Es erfolgten die im Ton Lear's, Richard's des Dritten und Franz Moor's gesprochenen Worte: „Ich spiele tragisch und komisch! Auf meinem Repertoir finden Sie —“ folgten dann die erhabensten Gestalten der alten und neuen dramatischen Literatur, und nicht bloß dem Namen, sondern auch sogleich den rasch in kurze Geberdenumrisse gefaßten Charakteren nach. Ich bat um Verzeihung und ließ mich auf einige berühmte Darsteller ein, die ebenfalls gleich groß auf dem Kothurn wie auf dem Soccus gewesen.

Wie ich meinen Gefährten, der sich keineswegs als Epigone fühlte, sondern das sichere Vollgefühl künftiger Bewährung in sich trug, eben auf die Einseitigkeit eines Talents wie Talma aufmerksam gemacht hatte, von welchem großen Mimen nur zu bekannt ist, daß ihm lediglich der tragische Wurf gelingen wollte, hatte ich mich ein wenig gewendet. Wieder meine bisherige Stellung einnehmend, fuhr ich zurück. Denn mein Mitgefangener stand in armverschränkter Haltung wie eine Bildsäule vor mir. Sein Haupt war ein wenig geneigt, die dunkeln Haare waren halb ins Antlitz gestrichen; über die Stirn hinweg wand sich eine einzelne, wie verlorene Locke.

Ich verstand, was die Stellung sagen sollte. „Vortrefflich —! Das ist Napoleon —! Ganz nach dem Le-

ben —! Der Schuldner Talmas, wenn der junge Artillerieoffizier gerade kein Geld hatte —! O, glauben Sie mir, Herr Döring, man kann dreizehnhundert Gulden Schulden haben und darum doch noch eine glänzende Zukunft!"

Mein Mitgefangener hörte nur halb und antwortete nicht. Schon war er mit einer neuen Stellung beschäftigt. Ich that ihm den Gefallen, seinen stummen Wink zu verstehen und mich einen Augenblick umzuwenden.

Nach einigen Sekunden hatte ich einen gebückten Greis vor mir, der sich auf einen Stock stützte, der gerade nicht zur Hand war — wodurch jedoch der Effekt nicht gestört wurde — und den Kopf etwas schief hielt, als hörte er nur auf einem Ohr. Die Umrisse des Profils waren wie eine einzige Linie. Zu oft hatten wir in der Schule den Kopf Friedrich's des Großen mit drei Strichen „gemalt". Sofort wurde der Held von Mollwitz und Leuthen als täuschend wiedergegeben erkannt.

„Wahrlich, es fehlte nur noch der schiefgesetzte Dreimaster!"

„Das nur so beiläufig! Wir blieben bei Quitteln stehen —" unterbrach der Künstler seine eigenen bewunderungswürdigen Gebilde.

„Ja, Quittel! Galanteriewaarenhändler unter der Stechbahn! Sein Konkurrent hieß Fiocati und wohnte

in der Königsstraße . . . Dieser handelte auch mit Papageien und nachgemachten Paradiesvögeln —"

Jeder kleinste Zug aus dem alten Leben Berlins, den ich anführte, erregte in den Lachmuskeln meines Landsmanns Revolutionen. Sein Lachen war ansteckend. Man konnte mit ihm lachen ohne alle Ursache. Man lachte dann nur über das Lachen selbst. Sein Lachen ging alle Register durch, die nur in der Stimme bei einem aus dem tiefsten Zwerchfell heraufsteigenden Lachen in Mitleidenschaft gerathen können. Besonders komisch erfolgte ein plötzliches Abbrechen des Ansatzes zum Lachen und ein gewisser, sozusagen abschnappender, gleichsam in der Kehle stecken bleibender Ausdruck des Nichtweiterkönnens im Lachen. Erst ein Wort, ein Bild gab dann Ruhe. Solcher Worte und Bilder, die sich uns beim Rückblick auf unsere Jugenderlebnisse vom „Oberbaum" bis zum „Unterbaum", vom „Oranienburger" bis zum „Hallischen Thor" aufdrängten, gab es genug. Durch ein einziges in berlinischer Mundart gesprochenes Wort wurde manchmal eine Situation klar. So auch hier. Nachdem mein Mitgefangener mit gebrochenem Italienisch das Fiocatische Geschäft charakterisirt hatte, sagte er:

„Nein bei Quitteln! Stechbahn! Perjemieten — verkooft — Walddeibel verkooft!"

Am Quittel'schen Laden begann nämlich derjenige Theil

des berliner Weihnachtsmarktes, wo die zur Besteckung mit Lichtern bestimmten hellgrünen Papierpyramiden verkauft wurden und die Passanten der damals lebensgefährlich engen „Werder'schen Mühlen" durch eine Gasse kleiner, frierender Waldteufelverkäufer hindurch mußten.

Kein solches Bild konnte, das merkte ich nun schon, vor die Phantasie des geborenen Mimen treten, ohne sofort von seinen Geberden, seinen Reden plastisch und dialektisch illustrirt zu werden. Auch der berliner Waldteufeljunge stand im Nu gezeichnet vor mir. Mit drei, vier Handgriffen waren unten die Stutzen der Beinkleider aufgeschlagen, die Aermel des Rocks verkürzt, ein Hosenträger losgelassen, das Halstuch gelockert, die Haare über die Nase gestrichen. Das Bild eines frierenden, bald auf dem linken, bald auf dem rechten Bein stehenden berliner Gamins stand fertig vor mir.

„Es geschieht meinem Vater schon recht," sagte ich zustimmend und mit Anspielung auf einen der schwachen Erstlingsversuche jener Zeit, die berliner Welt in Bildern zu illustriren, „es geschieht meinem Vater schon recht, warum kooft er mir keene Handschuhe! Aber Ihre Maske! Ich hätte glauben mögen, Sie wären noch nicht zehn Jahre alt."

„Soll ich jetzt hundert Jahre alt werden?"

„Ich bin mit achtzig zufrieden! Machen Sie den alten Wellenberger in Iffland's Advokaten!"

Im Nu wurde die Toilette geordnet und mein Proteus fing an, die Skala von zehn Jahren auf achtzig durchzumachen. Die Länge des Körpers konnte sogleich so bleiben, wie der Gamin war, denn das Alter kriecht wieder bis zum Kind hinunter. Der Kopf wuchs in die Schultern. Die schlanke Taille verschwand. Brustkasten und Bauch schienen in Eins verwachsen, wie der Körper beim Altersemphysem eine solche einzige Rundung anzunehmen pflegt. Die Augen quollen vom Zusammenpressen aller Muskeln und Adern hervor. Das Haar hing schlicht auf den Nacken herab. Mit schwerfälligem Gange, langsam die gichtische, sich nicht mehr recht in der Gewalt habende Hand ausstreckend, tastete der Greis auf den Tisch hinauf und langte zitternd nach einem Glase, um mit seinen doch noch scharfen, die Stumpfheit des Alters widerlegenden Sinnen und mit weltkluger Kombination den vom Intriguanten hineingeschütteten Inhalt, Gift, zu untersuchen.

„Bravo!" rief ich und zerstörte durch Fortreißen des Spielers vom Tische selbst das schauerliche Bild, das nur der Lampen und der Scene bedurfte, um die erschütterndste Wirkung hervorzubringen. Ich fürchtete, der Blutandrang zum Kopfe, der nöthig war, um ein breites Antlitz mit

den schlaff herabhängenden Wangen des Alters hervorzubringen, könnte dem Künstler schaden.

„Aber Quittel, Quittel?“ fuhr er fort mit Donnerton.

„Was also hat Quittel mit Häring zu thun?“ fragte ich ebenso.

„Mit Döring!“ verbesserte der Mime in demselben gewaltigen Klang der Stimme, der die Schildwachen unten hätte stutzig machen können.

„Mit der Komödie!“ rief ich wieder ebenso parodirend.

„Tragödie!“ donnerte der Künstler.

„Tragiko-Komödie!“ räumte ich mit gleichem Ton ein. Unser Stimmenwettkampf beruhigte sich endlich.

„Sie waren also bei Quittel Commis?“ fragte ich gemäßigter.

„Ja! Ladenschwengel war ich!“

„Und hatten damals Ihre Bestimmung verfehlt —“

„Doch nicht! Wie so? Nein!“

„Warum nicht? — Sie würden jetzt die dreizehnhundert Gulden nicht vermissen, meinen Sie?“

„Diese damals so gut wie jetzt —“

„Jetzt keine Unklarheiten! Bitte, Bitte, Aufklärung!“

Döring begann:

„Ich war bei Quittel gewissermaßen der beste Commis und für's Geschäft sozusagen unersetzlich. Denn ich amüsirte Prinzipal, Personal und Käufer. Kam eine Karosse

vorgefahren, so sprang ich an die Ladenthür und stand zum Empfang bereit. War's eine Gräfin, eine Hofdame, eine Fürstin, so spielte ich den Oberkammerherrn. War's eine Kommerzienräthin, etwa von „Unsere Leut", nun, main, so werd' ich doch auch wissen, was ist ain fainer Meschores. Kamen Herren, die einen Fächer suchten, ein Etui oder sonst etwas, vielleicht zum Auslösen eines Vielliebchens, so war ich „Junker" „auf Ehre", „auf Taille" und spielte „die Bewonderung" der beschenkten Dame, fand Alles „süperbe und jar nicht theuer, auf Ehre". Und den Damen führte ich wieder die Bedürfnisse der Herren vor, wenn sie auf Briefbeschwerer, Falzbeine und sonstige Schreibtischnippsachen aus waren. „Wie niedlich! Nicht wahr, reizend? Allerliebst!" Kurz, ich hatte die großartigsten Erfolge und übte mich auch zugleich damit für die Bühne, mit der ich mich schon — Sie kennen ja die berliner Liebhabertheater — intimer eingelassen hatte. Mit alten Offizieren bramarbasirte ich, mit nervenschwachen Damen säuselte ich, mit Juden jüdelte ich, mit Sachsen, Braunschweigern, Hamburgern, die ich sogleich erkannte, sprach ich im Idiom ihrer respektiven Vaterländer, und für jeden Gegenstand machte ich mich zur Modelldame. „Wie reizend stehen diese Berloquen am Haar —!" „Sehen Sie diese Ohrringe, wie das läßt — natürlich auf einem andern Teint als dem meinigen!" —

„Diese Armbänder sind nicht echt, aber die Imitation ist klassisch — pariser Arbeit!“ Kurz, Alles hielt ich mir selbst an's Ohr, an's Haar, an die Augen — Schnupftabaksdosen an die Nase — genug, ich hatte den Zulauf der Kunden und schwätzte ihnen alle Ladenhüter, Gott und den Teufel auf. Aber meine theatralischen Studien, die ich dort ohne Klingemann oder Schreyvogel begann, hatten Einen Nachtheil, sie bekamen zu viel Publikum, nämlich hinterm Ladentisch selbst. Sie zerstreuten die Kollegen und zogen den Ernst und die hohe Würde des Kaufmannstandes zu bedenklich in's Lächerliche. Die Herren Prinzipale hatten den Kopf voll Soll und Haben, Uebertrag und Bilanz, und lachten wohl Anfangs über meine Schnurren, später aber verbaten sie sich derartige Belebungen des Geschäfts. Und als ich die flotten Geschichten nicht lassen konnte und die Commis gerade erst dann recht lachten, wenn ich mich quälte, ruhig und ernsthaft zu sein, so gab es unangenehme Scenen, und das Quittel'sche Geschäft wurde verlassen.“

„Sie gingen zur Bühne!“

„Zur Bühne! Und sogleich in die allertiefsten Abgründe derselben —! Mich hat keine königliche Theaterelevenschule, keine höhere Kunstpflege mit dramaturgischem Kinderbrei aufgepäppelt. Ich kam sofort in's Wasser und mußte schwimmen oder untergehen. Danzig, Posen,

die polnischen Länder und Wälder sahen meine ersten Versuche in Rollen, die heute ausgeschrieben wurden, die Nacht gelernt, morgen schon gespielt sein mußten. Schenken hörten meine ersten Seufzer, vor den Coulissen vielleicht um unerwiederte Liebe, hinter den Coulissen um rückständige Gage, bis mich der sanfte Fittich meines Genius in alle Lüfte trug und an den Rhein absetzte, auf die Mainzer Bühne. Von „dene Mänzern" kam ich zu „dene Mannemern". Aber jetzt wird's die hohe See. In Hamburg da hab' ich Furore gemacht. Die Hamburger Bühne ist „Schröder's Erbe". Was ich noch nicht habe, dort werd' ich mir's erobern!"

Nach diesen Reiseausflügen, theils auf den Schwingen der Wehmuth in die Vergangenheit zurück, theils auf denen der Ahnung und Hoffnung in die mehr oder weniger entfernte Zukunft, regte sich naturgemäß immer mehr der materielle Hunger und ein über das andere Mal schon drückte ein Stocken der Stimme und ein nach Luft schnappendes Stöhnen die vollkommene Ueberzeugung aus, daß denn doch ein hinter Schloß und Riegel versetzter Mensch eine empfindliche Beeinträchtigung seines freien Willens erleiden muß. Denn schon lange hatten die Glocken draußen ihr gewöhnliches Zwölf-Uhr-Geläute hinter sich, die „Wachtparad' von dene badensische Grenatier'" war auch schon verklungen, erst nach Ein Uhr kam

mein tägliches Deputat, das mir aus dem Pfälzer Hof geschickt wurde. In eigenthümlich ironischem Kontrast zu unserer Situation hieß der Wirth desselben Herr Schlemmer.

„Ein Uhr oder der Ritter und die Waldgeister" — nannte sich, als ich noch Tertianer war, ein Stück, das auf dem Königstädter Theater gegeben wurde," begann ich in Anknüpfung an die ersehnte Ein=Uhr=Stunde.

„Haben Sie also noch Schmelka gesehen?"

„Schmelka, Angely, Plock, Beckmann! Meine größte Passion war aber eine weibliche, eine würdevolle, pathetische Jungfrau, Raimund's geborene Fee Cheristane, ein Fräulein Herold —"

„Lebt jetzt als Nonne in einem sächsischen Kloster —"

„Nächst ihr hatte mir's ein schalkischer Kobold angethan, eine Wiener Lokalsängerin — eine köstliche Frau von Schlingen in den „Wienern in Berlin" — sie war mir und Vielen damals lieber als die Sontag, mit der sie in der Gunst des Publikums rivalisirte — sie hieß Auguste Sutorius."

„Das ist meine Frau!"

„Wie?" rief ich erstaunt.

„Dieselbe — die zum Donnerwetter jetzt endlich mit dem Eßkorb kommen könnte, mit dem Flaschenkeller, mit

dem Bericht von unserm Advokaten! Ich gerathe in Verzweiflung!"

Der Mann, der mit einer Fee, der „rosenfarbenen" wie sie in einem Wiener Zauberstück hieß, vermählt war, mit Wenzel Müller's und Ferdinand Raimund's Nannerln und Katherln und Reseln, verlangte von dem beschwingten Geist der Poesie jetzt nichts als die Befriedigung seines immer grimmiger gewordenen inneren Währwolfs. Und siehe! Das Vorrecht aller Ehemänner, selbst derer, die nicht mit rosenfarbenen Feen und mit jodlerjauchzenden Sennerinnen im schalkischen Mieder verheirathet sind, das allgemeine Vorrecht der Ehemänner wurde dem Glücklichen zu Theil, er konnte sofort aufjubeln: „Guste" — an die Thür springen und mit allen Fäusten Willkommen! trommeln. Die Riegel rasselten, die Schlüssel klirrten. Die rosenfarbene Fee erschien in eleganter Toilette, liebreizend, anmuthig wie eine Salondame. Hinter ihr her kam der Gefangenwärter mit einem schweren Menagekorb in der einen, Weinflaschen und Gläsern in der andern Hand.

„Gustel —!"

„Theodor —!"

„Dieser Luxburg —!"

„Dieses Comité —!"

„Schändlich —!"

„Schaudervoll —! Aber furchtbare Rache —! Doch erst — essen —!"

Die Vorstellung meiner Person machte sich von selbst.

„Der Doktor hier, den Du aus seinen Schriften kennst, ein Mannheimer Märtyrer wie ich, das ist ein Verehrer von Dir aus Deiner Jugend —!"

„Aus meiner Jugend —!" rief ich verbessernd.

Die Dame erröthete und schlug die schwarzen Wimpern ihrer schönen Augen nieder.

„Er hat Dich auf der Königsstadt bewundert —! Aber Doktor! Sie ist keine Wienerin, sondern eine „Schläsierin". Aus „Gruus Brassel" — Stößt auch a Bissel mit der Zungen an. Das steht ihr aber „jemiethlich". Holtei hat Stücke für sie geschrieben. Aber Wien kennt sie drum auch und — Backhänerln, Backhänerln, Doktor, brät sie — jetzt setzen Sie sich, langen Sie zu —! Lassen Sie heute Schlemmern Schlemmern sein — wir schlemmen hier. Nachher, Gustel, erzählst mir von unserm Advokaten —! Jetzt nur keinen Aerger mehr — um dreizehnhundert Gulden — beim Essen keine Unannehmlichkeiten —!"

Die Rede erstickte im lechzenden Schlürfen eines köstlich duftenden Tripel-Extraktes von Bouillon.

Die Gattin meines Mitgefangenen, die sich athemlos gelaufen hatte, ließ sich bei alledem nicht nehmen, ihren

empörten Gefühlen Luft zu machen. Der Anblick des ärmlichen Zimmers, der Eisenstäbe am Fenster, des düstern Hofes, des spärlichen Hausrathes — mein Koffer wurde herangezogen und für sie zum Sitz gestaltet, da sie doch als Feenkönigin unmöglich auf einem Schemel thronen konnte — die Erinnerung an den tückischen Ueberfall, der den geliebten Gatten erst höflich auf's Amt gefordert und dann sogleich dort zurückgehalten hatte, die Vergleichung dieser Lage mit dem in Hamburg erlebten Triumph und einem mehrjährigen dort errungenen Contrakt mit so und so viel Spielhonorar und eventueller Gagensteigerung, alles das verlangte den natürlichen Ausdruck der Empfindungen des Staunens, Schauderns, Anklagens, Verwünschens, Vertröstens, Hoffnunggebens. Die Verhandlung mit dem Advokaten war bereits im Zuge. Die Gattin versprach eine baldige Erlösung.

„Meinetwegen bleib' ich hier mit dem Doktor zusammen, so lange auch der sitzen muß —! Verdirb mir jetzt meinen Appetit nicht —! Chateau la Rose, Doktor! Sie müssen die schlesische Küche kennen lernen. Ja! es sein ‚gemithliche Menschen, die Grunß Brassler‘ (Breslauer)! Sie hat der Gräfin Rossi manchen Applaus durch ihre Schnadahupferln streitig gemacht! Wär i nit komma, wer weiß, sie hätt's noch zur Gräfin oder Fürstin gebracht

— Jetzt — willst aber nicht so gut sein, mir noch ein Paar Löffle Supp' vorzulegen —!"

Die liebenswürdige junge Frau that das Alles bereits ohne Geheiß. Mit ihren zarten weißen Fingern ordnete sie den Tisch, der von Skripturen aller Art wüst genug aussah. Sie hatte ein Tischtuch ausgebreitet, Löffel, Messer und Gabeln zurecht gelegt, sie tranchirte und servirte die Speisen.

Es war ein lukullisches Mahl. Man sah ihm die fehlenden dreizehnhundert Gulden nicht an. Ueber den Wein und dessen auffallende Güte, angezeigt schon durch die Etiketten, äußerte mein Leidensgefährte einen Grundsatz, der in Knigge's „Umgang mit Menschen" und Feuchtersleben's „Diätetik der Seele" aufgenommen zu werden verdient. „Glauben Sie," sagte er, „Doktor, daß ich meinen Leib, diese edle Bildung der göttlichen Vorsehung, diesen wunderbaren, feingegliederten Organismus, der wie die Schrift sagt, sogar die Ehre hat, unserm himmlischen Vater ähnlich zu sehen, zur Aufbewahrungsstätte schlechter oder auch nur mittelmäßiger Stoffe machen werde? Oder habe ich irgend eine strafbare Handlung begangen, irgend etwas in der Welt verbrochen, daß mir Andere oder wohl gar ich mir selbst die Buße auferlegen sollte, all das Gift zu trinken, das Weinhändler in Gestalt von Wein auf Flaschen abziehen, mit einer verführerischen Etikette

versehen und auf ihrem Preiscourant mit Preisen notiren, in deren Falle, weil die Preise gering erscheinen, nur die Gimpel eingehen? Nein! Dafür halt' ich meinen Leib zu gut. Das bin ich meinem Schöpfer schuldig, der nicht gewollt hat, daß ich Bauchgrimmen kriege oder am Sodbrennen leide und um einen Gulden mehr oder weniger meine Lebenssäfte vergifte! Er hat gewollt, daß der Mensch nur das Beste genießt, was seine unendliche Güte und Allmacht für ihn hienieden hat wachsen lassen —"

Diese Worte wurden mit derselben komisch salbungsvollen Betonung gesprochen, die in späteren Jahren in der unvergleichlichen Leistung des Künstlers als Falstaff zu dem Register seiner eindrucksvollsten Nüancirungen und Tonmalereien der Rede gehörte.

Nach einem durch Anekdoten, Mimoplastik aller Art, Charakteristik der in dem schwebenden Intendanzprozesse vorzugsweise handelnden und größtentheils zum Theater gehörenden Personen gewürzten Mahle trug der Gefängnißwärter nicht nur den Rest des höchst reichlich versorgt gewesenen Menagekorbs davon, sondern auch noch meine inzwischen angekommene eigene Atzung als einen am heutigen Tage überflüssigen profit tout clair für ihn selbst. Den Blick in die Zukunft suchten sich die Eheleute möglichst zu erheitern. Es war hier nichts Anderes möglich, als daß der Gefangene sein Loos so lange ertrug, bis die

Hamburger Bühnenverwaltung in irgend einer Weise ihr neues Mitglied aus seiner Verstrickung befreite. Die Anschuldigung, als wenn der Gatte bei Nacht und Nebel die sehr nahe gelegene Grenze des Großherzogthums hätte überschreiten und sein Heil in einer heimlich schon lange vorbereiteten Flucht suchen wollen, wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. „Nur ein Graf, nur ein solcher Konschtgraf, ein solcher Intendanzenkavalier, ein solcher „Jonker", „geborener Sachverständiger", ein schwäbischer Balken (aus der Schachmaschine) ischt im Schtand, sich aus seinem vernagelte Hiern eine solche Räuber- und Mordg'schicht, wie die da, zu erfende —!"

Die rosenfarbene Fee, das wiener Katherl, Nannerl, Resi hatte der Sachlage ihren schuldigen, von Herzen gekommenen Tribut gebracht und verfiel in eine still sinnige Ergebung. Auguste Sutorius hatte ein länglich ovales Profil von edlem Schnitt. Ihre Wangen blieben geröthet, leider, wie sich später ergab, weniger von ihrer Entrüstung und noch weniger von einem gesund umrollenden Blute — es waren jene unheimlichen Rosen, die uns auf den Wangen der Jugend so erschrecken können. Sie hatte von Kindesbeinen an auf den Brettern gelebt, hatte Amoretten und Genien auf schwebendem Tauwerk oft mit Lebensgefahr gegaukelt und mußte unter dem Direktor der Direktoren, dem literaturgeschichtlich so berüchtigt

gewordenen Cerf, als endlich gereiftes Mädchen, ihre Seele und Lunge zu Grunde spielen. Dann aber wieder als Ehefrau gleichen Schritt zu halten mit der Lebhaftigkeit eines solchen Gatten, wie Theodor Döring, das hätte selbst eine kräftiger organisirte Natur außer Athem gebracht.

„Mein Bett — mein Rasirzeug — meine Perrücken!" rief er ihr nach. „Die Perrücke zum Lear, zum Shylock, zu Franz Moor —! Und Bärte —! Bärte! Alles rasch hieher, eh' es Abend wird!"

Nachdem sich unser Donauweibchen, unsere liebliche Jodlerin entfernt, ihr Gatte ihr einen Kuß und eine lange Lobrede auf ihre „schläfischen" Tugenden nachgesandt hatte, trat keineswegs Ruhe ein. Kein Bedürfniß zum Schlaf, kein Verlangen nach einer Cigarre. Noch war damals der braune Glimmstengel nicht zu jener kolossalen Bedeutung gelangt, die ihm unser heutiges Kulturleben einräumt. Der Mensch vermochte noch mit sich allein zu leben, ein Buch zu lesen, einen blühenden Baum, eine Blume zu betrachten, ohne sich dabei zur Nivellirung seiner Stimmung auf das gegebene Maß aller Dinge, das Maß absoluter Gleichgültigkeit, der Cigarre zu bedienen. Noch lehrte die Cigarre nicht die Ataraxie und das Nil admirari —! der Stoiker. Noch lehrte sie nicht, Rafael'n „einen unserer besseren Maler",

Michel Angelo „einen wunderlichen Heiligen", das göttliche Meer „ein praktisches Reservoir für Hummern und Austern" zu nennen.

Zurückgebliebenes Obst auf dem Tisch brachte unsere Empfindungen wieder in die Sandebene der Mark Brandenburg. Wir waren darüber einverstanden, daß die trotz des Sandes vorhandene Poesie der Spree noch nicht gewürdigt, Berlins Volkscharakter, ja sogar seine Sprache noch eines „rettenden" Lessing's bedürfte. Ich äußerte von einer der vor uns liegenden Birnen des Nachtisches, daß sie zwar verdorben wäre, aber darum doch wie die überreif gewordene Mispel eine besondere Delikatesse in unsern Kinderjahren gebildet hätte. „Und wissen Sie noch, wie man in Berlin eine solche teige, vor Ueberreife faul gewordene Birne nennt —?"

Meine Feder ist nicht im Stande, die eigenthümliche Wirkung zu beschreiben, die durch das seltsame, sicher auch bei Grimm zur Notirung gelangende Wort „mudicke" bei meinen Kameraden hervorgebracht wurde. Erst schwieg er. Sein Auge richtete die hellsten Strahlen seines Glanzes gen Himmel. Wie Thoas die auf Tauris gelandeten Fremdlinge auf ihre Herkunft examinirte und diese sich dreist zum Geschlecht der Labdakiden bekannten, ebenso kann Staunen, Schauder, Bewunderung das berühmte „geflügelte Wort": „Du sprichst ein großes Wort gelassen

aus!" nicht mit größerm Reichthum nüancirender Tonschwingungen vortragen, als mein Landsmann endlich das einzige Wort: „Mudicke!" wiederholte. Nichts von dem hierauf folgenden Lachen will ich erwähnen, das man auf dem „Gendarmenmarkt" in Berlin vom „französischen" bis zum „deutschen Thurm" hinüber hätte vernehmen können, nur die leise, wie aus tiefstem Herzen heraufkommende, andachtsvolle und mit einem gewissen seelischen Tremolo syllabirte Wiederholung: „Mudicke —!" möchte ich zu schildern vermögen. Es war ein Phantasiebild der frühesten Kindheit, das mit diesen fast wendisch oder obotritisch klingenden, aber urdeutschen und auf „Muder" oder „Moder" zurückgehenden Tönen vor seinen Augen heraufzog. Da saß ihm wieder die alte Obstfrau an der Ecke — der lackirte ungeheure Sonnenhut mit schwarzen Fransen bedeckte ihr kupferrothes Antlitz — sie sucht dem kleinen Sextaner für einen Sechser Birnen aus dem Korbe heraus und dieser verfolgt mit norddeutsch-kritischem Blick die mit den schwarzerdigen Fingern herausgesuchten Früchte: „Herrjes, Sie suchen ja lauter ‚fooschę' 'raus! Eene mudicke die will ick mir schon gefallen lassen —!" Die „fooschen" Birnen, das waren die pelzigen, absolut morschen Birnen, die innerlich hohlen, die ihren Saft nicht einmal entwickelt hatten, gleichsam Stutzer ohne Waden, Denker ohne Inhalt, staatliche Neuerungen und

Fortschrittszugeständnisse ohne fünfzigjährige Volksschulen-unterlage. Die einzige zugelassene „mudicke" war dagegen eine von Saftüberfülle in gelinde Fäulniß übergegangene und dennoch außerordentlich süß schmeckende, die Superfötation des Salons, die raffinirte Naturwüchsigkeit und gurlihafte Koketterie. Einmal kann man sie ja schon genießen. Und dazu dann — um jenes Bild zu vervollständigen — der Duft aus den übrigen Körben, aus den Rettig-, den Zwiebelkörben — die bunten Asterntöpfe à Stück sechs Dreier — die hochgeschichteten, rothbäckigen Aepfel mit ihren ahnungerweckenden Hindeutungen auf die Weihnachtszeit — der Herbstwind, der dazu die rothen Blätter der schon entlaubten Bäume der Linden durch die Friedrichsstraße „kräuselt" — der mächtige Papierdrache auf dem Rücken, der zum hallischen Thor hinausgeschleppt werden muß mit einem Bindfadenknäul so lang, um den Chimborasso auszumessen . . . Der erregte Künstler brauchte einige Zeit, um sich von den Empfindungen zu sammeln, die seine Brust zu zersprengen drohten ob dem Worte „Mudicke". Und noch öfter im Lauf des Gesprächs konnte er im Stande sein, kopfschüttelnd über des Lebens unergründlichste Tiefen, über alles Daseins Anfang und letztes Ende, über die Klippen, an denen man überhaupt in diesem Leben und mit fehlenden dreizehnhundert Gulden insbesondere scheitern muß, und über die

Frage aller Moral und Poesie, ob „Süß, aber faul!“ oder „Faul, aber süß!“ mir leise in's Ohr zu raunen: „Mudicke —!“ Das Wort wurde ein Beitrag zu Jean Paul's „Immergrün unserer Gefühle“.

Das Bett kam. Mit ihm die nöthigsten Reinlichkeitsutensilien, die Perrücken und die Bärte.

Mit diesen letzteren wurden alle Geister des Himmels und der Hölle, die Genien der Güte und der Milde im Nathan, die Dämonen der Rache, der Leidenschaft in den Charakteren Shakspeare's, Schiller's und Goethe's heraufbeschworen. Zuweilen schienen die Wände des Gemaches zu zittern. Die Schildwache glaubte gewiß Hülferufe zu vernehmen. „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich um ein Pferd —!“ Der Gefängnißwärter kam in der That herauf und deutete auf die hereingebrochene Stille der Nacht und die Hausgesetze.

„Bester Mann! Sorgen Sie für unser Nachtessen und für Lichter, die nicht so nichtswürdig stinken —! ‚Blast Wind' und sprengt die Backen! Wüthet! Blast! Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit, bis ihr die Thürm' ersäuft, die Höh'n ertränkt — ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze —!' Und eine Lichtscheere, bester Freund! Das Nachtessen nicht zu spät —! Herr, lassen Sie uns rasen —! ‚Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns

beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Die Bosheit, die Ihr uns gelehrt habt, will ich ausüben —!‘ Na, beruhigen Sie sich nur! Wir thun hier keiner Fliege was zu Leid!“

Der Wärter ging kopfschüttelnd. Zunächst waren wir darin einverstanden, daß die Probe aller Schauspielkunst die Darstellung des Lear ist. Mein Leidensgefährte wollte diese Probe jetzt in Hamburg anstellen. Er behauptete, daß im dortigen Parket noch höchst „knifflichе“ alte Kunstrichter säßen, die in dieser Rolle noch Schrödern gesehen hätten. Die Perrücke zum Lear war schon da, ganz neu gearbeitet. Die weißen Haare fluteten wie bereifte Winterzweige von einer mit Fleischfarbe bestrichenen ledernen Stirn. Der Bart war lockig und ging bis über die Brust hinunter. „Ich will euch predigen —!“ Dazu diente ein Regenschirm als junge Eiche in des greisen Königs Hand, und der eine der etwas wackeligen Schemel wurde jener Baumstamm, mit welchem Schröder in Wien einen so „ungeheuren Effekt gemacht hätte“. Nämlich: „Das wird er nicht herausfinden,“ hatte man auf einer jener Burgtheaterproben gesagt, die Heinrich Laube jetzt als so gott- und musenverlassen zu schildern pflegt, seitdem nicht er sie mehr leitet, „das wird Schröder nicht treffen, was wir hier in Wien zu sehen gewohnt sind! Lear muß sich einen Baumklotz in die Mitte der Szene stellen lassen und bei dem Wort: ‚Ich will euch predi-

gen —!‘ auf diesen Stumpf steigen und von dort aus reden —!“ Also die geheimflüsternde Medisance der ehrenwerthen Herren Kollegen in den Coulissen. Und siehe da! Schröder erscheint, bestellt sich ebenfalls einen solchen Baumklotz, macht diese „Nüance“ also Eckhofen und seinen Nachahmern nach. Der Augenblick kommt heran, Schröder spricht: „Ich will euch predigen —!“ er will den Baumstamm besteigen, aber siehe! die Kraft dazu verläßt ihn. Er schwankt, er vermag die Anstrengung über sich nicht mehr, der müde Greis — sinkt in die Arme des Narr'n zurück! Das Publikum am Abend „raste“ vor Begeisterung und spendete „frenetischen Beifall“, wie sich die aus dem Französischen übersetzte wiener Feuilletonistik des heutigen Tages ausdrücken würde.

Auch das Nachtessen kam, auch besseres Licht, die kunsthistorisch-dramaturgische Unterhaltung blieb darüber ununterbrochen. *Selbst* mit Messer und Gabel wurde heldenhaft *gestritten*. In der Weise des alten Athen gab es *zum Tragischen* noch immer eine komische Zugabe. Zum Lear, Richard III. und Shylock eine burleske Scene aus dem schon damals zum „älteren Repertoir“ gehörenden Schwank „Das Abenteuer in der polnischen Judenschenke“. Ein kleiner polnischer Jude tanzt den polnischen Nationaltanz. Die Beine lagen fast ausgestreckt am Boden. Man hätte sagen mögen, der Künstler rutschte

diesen Tanz und hätte dazu Beine wie von Kautschuk gehabt. Natürlich fehlte auch Lorenz Kindlein's „Ich komme nach, so bald ich kann" nicht, Schewa's Schreck vor den „blanken Geschichten", nicht Kommissionsraths Frosch's potsdämliche Verschwiegenheit wider Willen.

Längst waren fernhin die Trommeln des Zapfenstreichs verklungen, schon hatte die Jesuitenkirche, in deren Nähe Sand Kotzebue ermordet hat, ihre mehreren Gebetsmahnungen durch das allen Jesuitenkirchen eigene schnelle Gebimmel gegeben, die Vorstellung, daß jetzt in allen Wirthshäusern, in allen „schwarzen Bären" und „goldenen Löwen" das Schicksal Theodor Döring's das Schoppengespräch bilden würde und nun wohl auch bald die Theaterabonnenten über die vom Regen spiegelblank gewordenen Straßen in ihre respektiven Quadrate eilten, um zu Hause beim Kartoffelsalat den beliebten Beleber der Scene zu beklagen, der heute fehlte, erweckte denn doch zuletzt einigen Stillstand der Konversation, der lebhaftesten, die je in einem Gefängniß stattgefunden haben mag. „Es ist Schlafenszeit —!" hieß es. „Dort steht mein Bett —! Also ein Gefangener —!" und „Le premier jour d'un condamné —!" so seufzte auch ich.

Fehlende dreizehnhundert Gulden —! Eine Summe, die damals ein großes Zahlbrett erforderte —! Viele schwere, wuchtige „Brabänner" à 2 Flor. 42 kr. —!

Noch gab es im deutschen Süden — Oesterreich ausgenommen — kein Papiergeld. Und wenn nun gar die Herren Schmidt und Lebrün in Hamburg ein solches Debüt des neuen Mitgliedes beanstandeten und die nicht immer flotte Kasse einer Privattheater-Unternehmung eine solche Operation der Uebernahme eines Vorschusses als eine sofortige Schuld des neuen Mitgliedes an sie selbst ablehnen zu müssen glaubte —! Tiefes Schweigen herrschte ringsum. Der Geist wurde erhabenen Zweifeln und Gedanken nicht unzugänglich. Zwar — „der alte Schmidt" (der Director in Hamburg) hatte den für alle Thespiskarrenführer charakteristischen Grundsatz, wenn von Grundsätzen, von Liebe, Haß im Theaterleben, von Rache, Nachtragen, Feindschaft, Unversöhnlichkeit u. s. w. die Rede war, zu sagen: „Pah! Wenn ich einen Schauspieler brauche, so schneide ich ihn vom Galgen ab —!" Wie nun aber, wenn dieser großartige, praktische Philosoph dießmal den künftigen Garrick nicht brauchte, auch einen Andern finden konnte, der sich einer gleichen Zukunft gewiß zu sein schmeichelte (in Mannheim war bereits der spätere „Rhetor" Schramm der erwartete Ersatzmann Döring's geworden) und dießmal die nöthige Ergänzung des Personals so zu sagen am Galgen hängen blieb —? Vorläufig mußten uns wieder Thalia und Melpomene auf andere Gedanken, auf trostreichere, bringen. Der

Ersatzmann Schramm sollte ein guter Elias Krumm sein — „den er mir nachspielt“ — sagte mein Genosse, und sogleich schlich Elias Krumm im Dämmerlicht der Kerkermauern mit bewunderungswürdigen und wahrhaft satanischen Katzenbuckeln auf und nieder. Eine durchaus neue Auffassung schien mir die zu sein, daß der Künstler diesen Liebhaber krummer Wege, einen Hauslehrer, als einen grundbösen Menschen gegeben wissen wollte, eine geistige Kröte, die mit Kriecherei Impertinenz verbindet. „Ich fasse ihn dabei als echten Pedanten. Wenn der Schurke zum Major sagt: ‚Sind Sie der Mann, dem Deutschland seine Freiheit verdankt —?‘ so lasse ich in dem Worte ‚verdankt‘ von den drei Schlußbuchstaben — ‚n — k — t‘ — auch nicht einen einzigen ohne die ihm gebührende volle Hervorhebung seiner Betonung, auch wenn mir darüber die Kinnlade brechen und alle Gelenkbänder aus den Fugen gehen sollten. Nehmen Sie's nicht übel, Doktor! Das gelehrte Vieh ist nämlich so! Eitel ist es sogar auf jedes Komma, das in seinem Munde unausgesprochen stecken geblieben ist.“

Auf diese Art wurde es natürlich zwölf Uhr, bis wir in's Bett kamen. Eine Stunde war noch allein auf's Entkleiden selbst hingegangen und zwar in der Art: Eine halbe Stunde allein verstrich im einfachen Trikot mit dem übergezogenen Schlafrock und eine andere im Trikot ohne den

übergezogenen Schlafrock. Ob während des Schlafes Licht oder nicht Licht brennen sollte, das kostete ebenfalls noch eine längere Diskussion, die zu dem Resultat führte, daß ich mir für mein Theil Dunkel, mein Mitgefangener sich hinter einem Gerüst von Kleidern, Holzkörben, Koffer, das aufgebaut wurde, Helle sicherte. Mit dem stolzen Bewußtsein, daß ich „ein gutes Theaterbein" hätte, würde ich jetzt endlich haben einschlafen können. Denn „Sie haben ein gutes Theaterbein!" war ein dem zweiten Stadium unseres Negligés gegebenes überraschendes Zeugniß. Eine sich daran anknüpfende Diskussion über Beine im Allgemeinen und auf der Bühne, über Säbel-, Teckel-, Dachs- und sonstige Beine berühmter Mimen verscheuchte *noch vorläufig das überwältigende Herannahen von „Morpheus liebenden Armen"*.

Als wir endlich in die Stimmung Egmont fünfter Akt gekommen waren: „Süßer Schlaf — Du lösest die Knoten der strengen Gedanken — vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes —" hörte ich plötzlich einen gellenden Schrei ausstoßen. Ich springe auf. Mein Zellengenosse steht bereits vor mir im Hemd, das Licht auf dem schwarzblechernen Leuchter in der Hand und blickt starr auf's Bett, aus welchem er wie von der Tarantel gestochen gesprungen war:

„Was ist? Haben Sie Wanzen oder Flöhe?"

„Nein, Herr, — Sie haben ja hier —“ Der Ausdruck des höchsten Entsetzens stockte auf der ihm sonst so geläufigen Zunge.

„Ach, Mäuse — meinen Sie —? Allerdings, ich glaube deren schon öfters eine nicht geringe Anzahl vernommen zu haben —“

„Jesus, das rumort ja hier wie auf einem Fruchtboden! Hu! Da sitzt eine: Auf meinem eigenen Bett —! Und da bei Ihnen — eine andere über Ihrem Kopfkissen —!“

„Sind Sie denn ein solcher Feind von Mäusen —?“

„Aber hören Sie! Jetzt bitte ich — Spaß bei Seite —!“

„Diese Mäuse kommen aus dem offenen Kamin dort oder auch sonst woher. Ich glaube schon öfters Löcher in der Mauer bemerkt zu haben —“

„Und das können Sie so hinnehmen —? So gleichsam als selbstverständlich —?“

Bereits lag mein Leidensgefährte, bewaffnet mit der jungen Eiche Lear's, dem Wanderstab, dem Regenschirm, im Kampfe gegen die beiden Störer unserer Nachtruhe. Er focht gegen sie an, über und unter den Betten herum. Es war ein tragisches Seitenstück zum Schluß des „Verschwiegenen wider Willen“. Die Paraden, Finten, Terzen, Quarten des Berliners waren hier ernsthaft gemeint.

„In einem richtigen Kerker muß es ja Mäuse geben —!" versicherte ich.

„Das halt' ich aber nicht aus! Diese Schrecken sollte ein solcher Graf von Luxburg, ein solches Comité mannheimer Philister über harmlose Menschen verhängen dürfen, die keine Verbrechen begangen haben —?"

„Beruhigen Sie sich! Am Tage kommen die Mäuse nur, wenn es kirchenstill ist. Und da Sie Ihrerseits — was Stille anbelangt — ein Präservativ an sich selbst haben —"

„Am Tage! Aber mich bringt keine Macht der Erde hier Nachts wieder in's Bett. Wo Mäuse sind, kann ich nicht schlafen! Das ist ein Naturfehler von mir. Sehen Sie! Schon wieder huscht da eine der Bestien —!"

„Gefangene gewöhnen sich an jede Gesellschaft! Denken Sie an Disjonval und die Spinnen —"

„Spinnen —? Ich muß hinaus! Ich schreie dem Wärter —!"

„Nehmen Sie doch Vernunft an! Diese kleinen Thierchen — was werden sie Ihnen denn thun —! Legen Sie sich zur Ruh —"

„Ich will Sie nicht inkommodiren, Doktor! Befreunden Sie sich mit Spinnen und mit Mäusen, aber ich kann hier nicht länger bleiben. Mäuse! Sie thun ja gerade, als wären das bloße Rheinschnaken —"

„Die Rheinschnaken sind im mannheimer Hofgarten viel gefährlicher! Haben Sie noch nie gehört, daß die Frau Großherzogin Stephanie eine Prämie auf die Vertilgung der Rheinschnaken ausgesetzt hat, weil diese alle heidelberger Professoren in Verzweiflung bringen, wenn sie bei ihr im Schloß an Sommerabenden bei offenem Fenster Vorlesungen halten sollen. —?"

Nach einer Weile versuchte es mein Zellengenosse, seine Idiosynkrasie gegen Mäuse zu überwinden. Er sprach zwar von Ausgeburten der Hölle mit kleinen listigen Aeuglein, langen, schlangenglatten Schwänzen, gespitzten Teufelsohren und von einer Sage, derzufolge die Mäuse Symphonieen wie von satanischen Paganinigeigen aufführen könnten — dennoch ging er in sein Bett zurück.

Wenn er nichtsdestoweniger nach einigen Augenblicken wieder aufsprang, so kann nicht geleugnet werden, daß die neugierigen Besucher unserer Zelle sich heute massenhaft eingefunden hatten, fragende Blicke nicht weit von unseren Nasen nach unseren Augen richteten, mit windschneller Behendigkeit uns umkreisten und auf einem Zipfel des Kopfkissens, dicht über uns, Posto faßten, dann wieder in eine gewisperte Correspondenz traten mit den Vettern und Muhmen, die sich inzwischen auf unserem Eßtisch an die Reste der Speisen gemacht hatten, mein letztgeschriebenes Manuscript annagten und lieber, wie gewisse Kri-

tiker, die Wichse an unsern Stiefeln als pikanter vorzogen. Schon nagte die gewohnte, kindergesegnete Familie, die mit mir unter einem Dache hauste, an allem, was Tuch, Leder oder weiches Druckpapier war. Nirgends drohte eine verrätherische Falle. Nirgends erinnerte sie ein angebranntes Stück Speck an das Wort des Virgil: Timeo Danaos et dona ferentes.

Das merkte ich wohl noch, die naschhaften Gewohnheiten ihres Daseins wurden heute meinen vierbeinigen Gefährten noch zum Oeftern von einem Zweibeinigen gestört. Ich hörte Lear's mit einiger Schonung meines Schlummers ausgestoßene Verzweiflungsapostrophen an alle zerstörenden Wirkungen von Wasser, Feuer, Luft, Stricken und Drähten, und vermuthete den großen Künstler auf der Mäusejagd, worüber sich jedoch der „Löser aller Knoten der strengen Gedanken" bei mir nicht stören ließ, sondern „eingehüllt in gefälligen Wahnsinn" versank ich und „hörte auf zu sein".

Am folgenden Morgen schliefen wir noch, als schon der Riegel ging, der Wärter kam, um den Ofen zu heizen und das gefängnißübliche Frühstück, einen ziemlich verdächtigen Kaffee, zu bringen.

Die Schilderung der nächtlichen Schrecken, die ich verschlafen hatte, konnte das Haar zu Berge sträuben. Einstweilen machten wir Toilette. Döring erklärte, er

fühlte, daß ihn solche Kerkerleiden um Leben und Gesundheit bringen würden.

„Selbst Wasser und Brod will ich ertragen —! Aber Mäuse —? Nein —! Ich bin der unglücklichste Mensch, wenn kein Gott vom Himmel kommt und mir dreizehnhundert Gulden leiht —!“

Als ich mich überzeugt hatte, daß mein Leidensgefährte wirklich im Stande war, über diese Störer unsers Friedens in Melancholie zu versinken, siehe, da kam auch in der That dieser wunderbare Gott —! Die Botin seines Erscheinens war „Guste von Gruuß Brassel“, die rosenfarbene Fee. „Ein Uhr oder der Ritter und die Waldgeister“ brauchte nicht mehr als: „Ein Uhr oder Theodor Döring auf der Mäusejagd“ parodirt zu werden.

„Theodor —“

„Guste —“

„Du bist frei! Bist gerettet —!“

„Was hör' ich —!“

„Die dreizehnhundert Gulden sind so eben richtig und baar bezahlt!“

„Bezahlt —? Von wem —? Der Unglückliche —!“

„Von Deinem Advokaten! Er legt die Summe aus, er will Vertrauen zum Ehrenwort eines Künstlers haben! Mehr als dieser Graf von Luxburg und sein ganzes Comite!“

Es trat eine eigenthümliche Pause ein. Dem erlösten Gefangenen war das Wort: „der Unglückliche!" entschlüpft. Er schien ebenso von Rührung, wie von einem gewissen Schrecken über die gespendete und wiederzuerstattende Hülfe erfüllt zu sein. Eine Schuld an ein Institut ist lange nicht so drückend als eine Schuld an eine Person.

„Das nenn' ich anständig —" sagte er endlich, aber etwas kleinlaut.

„Nein, wahrhaft groß nenn' ich's —!" fiel ich ein. „Dieser Advokat ist ein edler Mensch! Ein Bewunderer Ihres Genius! Er hat Sie nie ohne Rührung Lorenz Kindlein, nie ohne die heiterste Befriedigung den Commissionsrath Frosch spielen sehen! Er kennt, was es heißt, wenn Shylock auf seinen Schein besteht und ein Pfund Fleisch aus Antonios Rippen begehrt! Er will Ihnen danken für das gesunde Lachen, das Sie ihm verschafft haben! Er will Ihnen danken für die Erhebung durch Ihre tragischen Gebilde! Er will die Ehre einer alten Musenstadt, einer Kunstanstalt, die Ehre Mannheims retten —! Nehmen Sie das edle Opfer an! Sie sehen, es ist noch nicht Alles ‚foosch' im Staate Dänemark!"

„Mudicke —! — erwiederte Döring und mit Rührung gen Himmel blickend.

Der Künstler ergänzte die Ursache seines ersten Schreckens, womit ihm die Freude beinahe vergällt wurde, mit der festen, jetzt mehr bürgerlich als romantisch gesprochenen und überhaupt durch die Mäuse aus aller humoristischen Auffassung seiner Lage gekommenen Versicherung: „Ich werde, so wahr ein Gott im Himmel lebt und so wahr ich hier stehe und noch hoffe, meinem Namen einen ruhmvollen Klang zu verschaffen, diese edle Bürgschaft nicht im Stich lassen, sondern, sobald ich in Hamburg bin, Alles aufbieten, die gute Meinung, die hier ein mir völlig unbekannter Mensch, ein Advokat noch dazu, von einem Schauspieler hegt (allerdings, Doktor, aufrichtig gesagt, Anfangs bin ich darüber erschrocken) redlich zu verdienen!"

Als der Gefängnißwärter meinen neugewonnenen Freund aufforderte, sich nun nach Belieben seiner Freiheit zu bedienen und dem Abschied, der genommen werden mußte, eine Schilderung unserer gestrigen Unterhaltung voranging, merkte ich wohl an der dabei mit unterlaufenden Kopie meiner Art und Weise, meines Gehens und Stehens, meines Schweigens und Sprechens, daß sich die unerschöpfliche Gallerie charakteristisch wiedergegebener Persönlichkeiten des selten begabten Künstlers um ein neues Portrait vermehrt hatte. Ich trug ihm diese Aeußerung seines Humors nicht nach.

In meinen trüben, grauen Mauern wurde es nach diesem phantastischen Tage einsamer und stiller als zuvor. Ich glaubte geträumt zu haben. Noch lange umgaukelten mich die Gestalten, die ich wie mit Händen greifbar gesehen hatte. Jetzt waren es nur stumme Schatten! Dennoch lehrten auch sie mich ausharren, dulden und hoffen







